Theosophisches Leben.

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung
und dem Studium von
Philosophie, Religion und Wissenschaft.



JAHRGANG XIV.



Herausgeber: **Paul Raatz**, Berlin W. 30, Starnberger Str. 3.

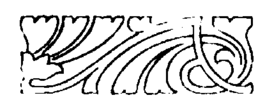
INHALT.

AUFSÄTZE.





GEDICHTE.



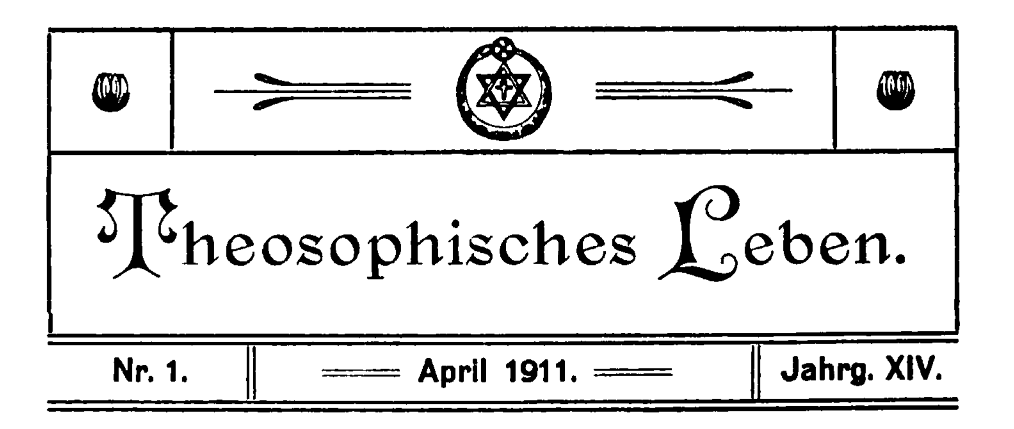
GEDANKEN.



Zeitgemäßes.







Nr. 1. | April 1911. | Jahrg. XIV.

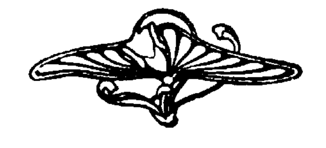
Fragment.

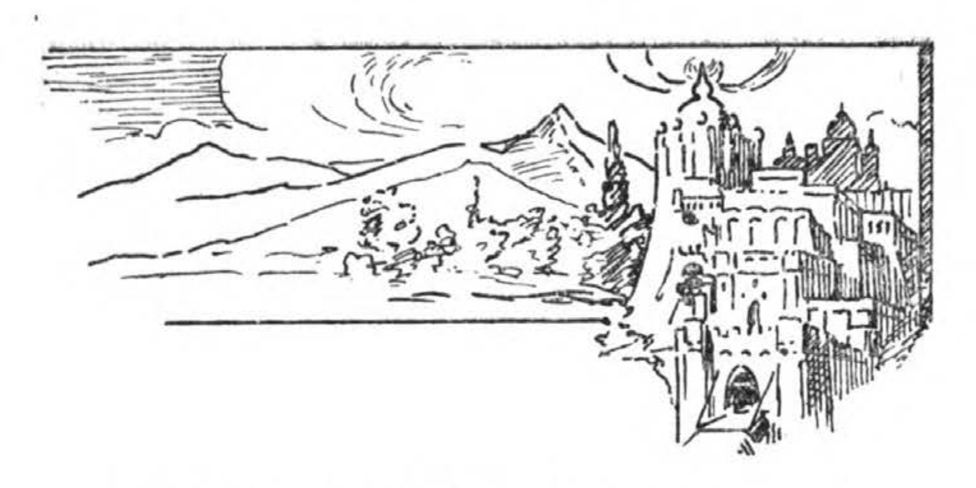
Von Cavé.

Der Meister sprach zu mir: „Komm, Kind,“ und ich antwortete: „Nein, Herr.“ Und er sprach abermals: „Du willst mir nicht gehorchen?“ und ich antwortete: „Deine Worte, Herr, sagen: *Komm!* Und um zu Dir zu kommen, muß ich weit von Dir fortgehen in die dunkle Welt, deren Schatten so schwer und düster hinter mir liegen. Dort werde ich Dich finden in Opfer und Arbeit; denn die spirituelle Welt liegt nicht getrennt von ihr, sondern glänzend in ihren Falten. Aus Deinen Worten spricht Dein Geist, und Deinem Geiste gehorche ich.“

Und des Meisters Augen glühten tief. Er legte seine Hand auf mein Haupt und sprach abermals:

„Komm, Kind meines Herzens!“ Und ich wußte, daß ich ihn verstanden.





Studien über die Edda.

Von Kurt Siegfried Uhlig.

Wohl kaum führt ein Buch seinen Titel mit größerem Rechte als die „Edda". — „Urahne" bedeutet dies Wort und ist nicht allein gerechtfertigt durch das große Alter der in ihr enthaltenen, aus vorhistorischer Zeit stammenden Gesänge; sondern auch dadurch, daß eben diese Gesänge die Quellen, die „Urahnen" so mancher späteren Dichtungen geworden. Ich nenne hier nur das „Nibelungenlied", dessen Vorgeschichte sich auf die Edda zurückführen läßt, — und einige moderne Neudichtungen wie Wilh. Jordans „Nibelunge", Hebbels „Nibelungen" und Rich. Wagners „Ring des Nibelungen", deren „Urahne" sämtlich unsere Edda ist. —

Wir bemerken, daß es immer die Wälsungen- und Nibelungensage war, die die späteren Dichter beschäftigte. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Bildet doch die Nibelungensage das am meisten zusammenhängende Stück der Edda, das infolgedessen auch am meisten ins Volk gedrungen war, überall erzählt und besprochen wurde und deshalb nach Ergänzung, Bearbeitung und Neudichtung am meisten verlangte. —

Was sich außer der Wälsungen- und Nibelungensage noch in der Edda findet, sind Gesänge fragmentarischen Charakters, die hin und wieder manches Interessante enthalten und uns manchen Blick auf den nordisch-germanischen Okkultismus eröffnen. —

Diese Bruchstücke sind es, denen die vorliegende Arbeit gelten soll, nachdem die esoterische Bedeutung der Nibelungensage gelegentlich meiner Abhandlung über Richard Wagners „Ring des Nibelungen" genügend besprochen worden ist.*)

Hans von Wolzogen, der die Edda aus dem Altnordischen übersetzte, ist der Meinung, daß es sich in den Gesängen um mythische Darstellungen von Naturvorgängen handle; vor allem um den Wechsel der Jahreszeiten, den Kampf zwischen Frühling und Winter, das Erblühen der Erde im Sommer und ihr Ersterben im Herbste, und er teilt demnach den ersten Teil der Edda kurzweg ein in: 1. Frühlingsmythen, 2. Sommermythen, 3. Herbst- und Wintermythen.

Mag nun aber dieser oder jener Gesang wirklich keine andere als eine solche Deutung zulassen, mag hin und wieder die Übereinstimmung mit dem Naturvorgang noch so augenfällig sein, so dürfen wir doch zweierlei nicht außer acht lassen:

Erstens, daß neben den Naturmythen noch so manches steht, was Wolzogen bei seiner Deutung entweder ignoriert oder gewaltsam hineinpreßt.

Zweitens, daß die Naturvorgänge selbst erst wieder der Ausdruck des kosmischen Willens, — „Gleichnisse" von kosmischen Vorgängen sind, die in der kausalen Welt ihre Ursache haben.

Der Ursprung der Eddalieder ist, wie wir sehen werden, offenbar okkulter Natur. Getragen von den Wogen des sich vom Himalaja nach Westen ergießenden Völkerstromes geschah ihre Überlieferung zunächst mündlich, und ihre ersten Sänger mögen Initiierte und deren Jünger gewesen sein, gerade wie der „Dichter" jener Gleichnisse vom Säemann, vom Senfkorn, vom verlorenen Sohn und der anderen bekannten okkulten Parabeln der Bibel.

Die Schreiber der Edda aber gehörten zweifellos einer viel späteren Periode an und es scheint, als ob schon

*) Siehe „T. L." XII, Heft 1 f.

ihnen das rechte Verständnis für den tiefen okkulten Sinn der alten Mythen stellenweise gemangelt habe.

Einen gewissen Sämund Sigfusson, der von 1054 bis 1133 auf Island gelebt haben soll, nennt man als Sammler der Eddalieder. Mit welchem Rechte er den Zunamen „der Weise" führte, wissen wir nicht, — doch war er berühmt wegen seiner Kenntnis des nordischen Altertums und wir danken ihm die die poetischen Fragmente verbindenden prosaischen Zusätze, ohne welche die ersteren zusammenhanglos und nahezu unverständlich wären. Daraus geht hervor, daß selbst Sämund nur Bruchstücke vorfand, die, wie Wolzogen behauptet, wieder „Bearbeitungen und Benutzungen noch viel älterer Originale" waren.

Die Skalden, deren Existenz bis in die christliche Zeit hineinreichte,*) und welche die ihnen überlieferten alten Sagenstoffe für ihre Liederspiele ausbeuteten, mögen übel damit verfahren sein, indem sie das ihnen Unverständliche wegließen oder ummodelten und vermaterialisierten, sodaß vielleicht manchmal aus einem okkulten Gleichnis tatsächlich nichts anderes als ein Naturmythos wurde; — dazwischen wurden wieder einige Betrachtungen und Zusätze eingeflickt, die Wolzogen als „Skaldenweisheit" bezeichnet.

Alles in allem ist die Edda, wie sie heute in den Buchhandlungen verkauft wird, ein Gemengsel, wie es bunter kaum gedacht werden kann, und setzt sich etwa aus folgenden Elementen zusammen:

1. Ursprüngliche Niederschriften von alten vorhistorischen mündlichen Überlieferungen.

2. Einschiebsel von Seiten der Skalden.

3. Prosaische Ergänzungen von Sämund Sigfusson.

4. Die Übersetzung von Wolzogen, der, von vornherein geleitet von der Idee, die Eddagesänge seien Naturmythen, seine Übersetzung zugunsten dieser Anschauung hie und da bog. —

Wieviel — oder besser wie **wenig** Tropfen aus der alten

---

*) Siehe den Gesang „Zur neuen Ausfahrt" in der Edda, — (zweifellos ein Skaldengedicht) — in dem sogar von einem „Christenweib" die Rede ist.



okkulten Quelle da noch in der heutigen „Edda“ enthalten sein mögen, kann man sich nach dem Vorhergehenden leicht denken; — und trotzdem findet der aufmerksame Leser noch genug Spuren, die auf den Ursprung jener alten Bruchstücke hindeuten.

Es ist, als ob man durch wilde Felsklüfte wandert, über Steingeröll und durch Dornbüsche, in einer menschenleeren Öde. — Da findet man plötzlich einen Stein, der von Menschenhand behauen ist. — Es ist vielleicht nur ein kleines Bruchstück von dem Kapitäl einer Säule, — und doch sagt es uns, daß hier einmal Menschen gewohnt haben müssen, die den Stein behauen, die Säulen aufgerichtet, — Tempel gebaut und Götter verehrt haben. —

So finden wir z. B. ein kurzes Bruchstück,

Der Raub des Sinnreger

benannt:

Wotan begibt sich zu dem Riesen Suftung, von dessen Tochter Gundlada er sich den Trank „Sinnreger“ erbittet. Die Erlangung dieses Trankes macht indes einige Schwierigkeiten. Wotan muß seine Gestalt mehrfach wechseln. U. a. durchdringt er in der Gestalt einer Schlange den Berg, der ihm den Eingang zu der Höhle des Riesen wehrte. Endlich aber gelingt es ihm, Gundlada umschlingt ihn mit ihren Armen und reicht ihm den Trank. Doch als Wotan getrunken, „rauscht der Reiher ‚Vergessen‘ durch den Saal und stiehlt den Verstand dem Trinker“. —

Wolzogen deutet das Ganze als einen Regenmythos. Suftung ist bei ihm der Winter, der den Regen in Form von Eis und Schnee zurückhält. Wotan ist die Sonne und der Frühling, der Gundlada (die Erde) durch seine Wärme zwingt, die Gewässer wieder fließen zu lassen.

Die Schlange, die den Berg durchdringt, deutet Wolzogen als den Blitz. Der „Reiher Vergessen“ sind die Regenwolken, die die Sonne verhüllen. —

Bei dieser Deutung bleiben allerdings einige Stellen des Gesanges dunkel, z. B. der Anfang:

„Ein Ringeid war es, den Wotan schwur,
Wer darf seiner Treue noch trauen?“



Ich halte das Ganze für eine Darstellung der Inkarnation der Manasaputras, — in der Bibel die „Söhne des Himmels" genannt — überhaupt für ein Bild der Involution des Geistes in die Materie.

„Ein „Ringeid" war es, den Wotan schwur," d. h. ein Beschluß, etwas zu unternehmen, das wie ein Ring oder ein Kreis in sich selbst zurückkehrt, — in diesem Falle der Kreislauf durch die verschiedenen Formen der materiellen Welt und die Rückkehr zum allumfassenden göttlichen Bewußtsein. —

Der Sänger der Lieder indes bezweifelt seine Rückkehr zum Allbewußtsein:

„Wer darf seiner Treue noch trauen?"

Dies ist eine vorausgenommene Beziehung auf den folgenden Bericht, daß Wotan mit dem Tranke „Sinnreger" Vergessenheit getrunken.

Weiter berichtet der Sang:

„Die Reifriesen eilten am andern Tag
Zur himmlischen Halle auf Kundschaft,
Ob Bösewirk sicher die Seinen erreicht,
Ob Suftung den Flüchtling versehrte!"

Am „anderen Tage", so prophezeit hier der Sänger, d. h. in der zweiten Hälfte des Kreislaufes werden die Riesen (die Vertreter der materiellen Welt) sich bis zu der „himmlischen Halle", der Halle der Weisheit (wie sie in der „Stimme der Stille" genannt wird), erheben und bemerken, daß Wotan wieder zu den Seinen, d. h. zum göttlichen Bewußtsein zurückgekehrt ist. Wotan wird hier „Bösewirk" genannt. Der Sänger versetzt sich da auf den Standpunkt des materiellen, persönlichen Menschen. Denn durch die Verbindung des göttlichen und des irdischen Menschen entstand jenes Wesen, in dessen Brust der schmerzvolle Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen der höheren und der niederen Natur tobt. Das Lied erscheint dem persönlichen Menschen böse. Auch nimmt der Name „Bösewirk" Bezug auf den Intellekt, — Kama-Manas, der im Menschen Unzufriedenheit und Zweifel, ja überhaupt die Empfindung des „Bösen" wachruft. —



Wotan, der Geist, belebt in vielen Gestalten die Materie, unter anderem durchdrang er als Schlange der Weisheit den Berg des Stoffes und

„so ist Sinnreger sichtbar geworden
dem Menschen bergenden Mittgart."

Mittgart, die Mittelregion, ist die Ebene der Wünsche und Begierden. Die „Menschen" waren die höchst entwickelte Form der Schöpfung, aber noch immer eine Tierform, die sich in ihren Regungen nicht über Mittgart erheben konnte. Erst als die „Schlange" den „Berg" durchdrungen, wurde der Trank „Sinnreger" dem Menschen sichtbar, d. h. die Möglichkeit des Erwachens der inneren Sinne war gegeben und für die geistige Monade, die sich in dem Tiermenschen verkörperte, erwachte das irdisch-materielle Bewußtsein mit seinen fünf Sinnen.

Dieser entwickelten Form des „Menschen" bedurften die Manasaputras, um sich zu inkarnieren; hätten sie sich in irgend eine niedere Form herabgesenkt, so wäre wohl die Aufwärtsentwicklung noch schwieriger, — wenn nicht fast unmöglich geworden. Wotan sagt deshalb:

„Doch ich bezweifle, daß ich gekehrt
Aus der Riesen rauhem Bereiche,
Nutzt ich Gundladas Güte nicht,
Die um mich schlang ihre Arme."

Gundlada ist eben die Menschheit, — die Tochter der Erde; — und wir haben in dem alten eddischen Liede eine genaue Übereinstimmung mit der oft zitierten Stelle aus dem Buche Genesis: „Als die Söhne des Himmels sahen, daß die Töchter der Erde schön waren, nahmen sie diese zu Weibern." Beachtung verdient noch, daß der Sang zweimal betont, daß Gundlada durch die Verbindung mit Wotan Leid erfahren mußte. Durch die Vereinigung des Tiermenschen mit dem Funken des göttlichen Geistes zog der Schmerz in die Brust des Menschen ein. Endlich schließt das Bruchstück mit den Zeilen:

„Das wähn' ich traun den wertesten Trunk,
Wo man helleren Sinn noch sich heimbringt!"



Trotzdem also, daß Wotan von dem „Reiher Vergessen“ umrauscht war, kehrte er mit „hellerem Sinn“ heim, d. h. reicher an Erfahrung, die er in der geträumten Vielheit gesammelt, kehrte er zur bewußten Einheit, zur Göttlichkeit zurück.

Eine Fülle interessanten okkulten Stoffes birgt der Gesang von

Grimner und Gerroth.

Zu Gerroth, einem König von habgierigem, geizigem Charakter, kommt Wotan als Wanderer und nennt sich Grimner. Gerroth erkennt ihn nicht und, — da er vor ihm gewarnt wurde, läßt er ihn fesseln und in ein Feuer setzen. Gerroths Sohn Agnar hat Erbarmen mit Grimner und bringt ihm zu trinken. Dafür lehrt ihn Grimner (immer im Feuer sitzend) die Geheimnisse der Schöpfung. Endlich gibt sich Wotan zu erkennen, da erschrickt Gerroth und will ihn aus dem Feuer reißen, stürzt dabei aber in sein Schwert und kommt um. An seiner Stelle wird dann Agnar König.

Wotan, wie in dem Liede vom „Sinnreger“, ist auch hier der göttliche Geist im Menschen, der von dem niederen egoistischen Ich nicht erkannt wird. Das niedere Ich läßt das Höhere Selbst im Feuer seiner Begierden leiden. — Wenn indes ein Mensch, voll von Liebe und Erbarmen, dem Höheren Selbst Beachtung schenkt und Nahrung zuführt, so wird er über die Geheimnisse des kosmischen Lebens belehrt; — und wenn der göttliche Lehrer in uns erkannt wird, fällt der Egoismus von seinem eigenen Schwerte, und Liebe und Mitleid herrschen an seiner Stelle.

Die Weisheit, die Wotan-Grimner dem Agnar lehrt, ist erstens die Kunde von der Entstehung der Welt, dann Schilderungen des Weltbaums und der Weltströme, der Wohnungen der Götter usw.

All' dies scheint ziemlich unter den verschiedenen Wandlungen, die die Edda durchgemacht, gelitten zu haben. Wir finden breite Aufzählungen und Beschreibungen von Wotans Gemächern in seiner Burg „Walhall“, die offenbar eines tieferen Sinnes entbehren. Überhaupt bin ich der Meinung,



daß alles das, was auf Wotan als Kriegsgott „Heervater, Walvater“ etc. Bezug hat, Skaldenerfindung sein mag. Denn die kampflustigen Germanen wollten ihren Wotan eben als Kriegsgott besungen wissen und die Skalden wußten sich, ebenso wie die vortragenden Künstler von heute, nach dem Geschmack ihres Publikums zu richten.

Was nun von vorgeschichtlichen Resten aus der arischen Zeit in den Lehren Grimners enthalten sein mag, ist etwa folgendes:

„Aus Urgebraus' Fleisch ward die Erde geformt,
Aus seinem Schweiße die See,
Aus Gebeinen die Berge, die Bäume vom Haar,
Vom Hirnschädel der Himmel.
Die Brauen setzten sorgende Götter
Den Menschensöhnen um Mittgart.
Die wildgesinnten Wolken sind
Aus dem Hirn im Schädel geschaffen.“

Urgebraus*) ist der Riese, aus dem die mannigfachen Formen der materiellen Welt hervorgingen. Er ist also identisch mit Mulaprakriti, dem ursprünglichen kosmischen „Schlamm“, der die physische Grundlage der sichtbaren Schöpfung bildete; — und so, wie die verschiedenen Körperteile erst einem Wesen angehörten, so war ehemals die sichtbare Welt eine einzige Substanz.**) —

Wie berichtet wird, schlief der Riese Urgebraus vor der Bildung der Welt durch die Asen, — die Materie war also unbewußt. — Mit dem ganzen Schöpfungsbericht harmoniert auch die Darstellung in der Bibel (Genesis), wo die Elohim (in der Edda „Asen“) die „Sammlung der Wasser“ von dem Trocknen ausscheiden und die „Feste“, den Himmel, aufrichten. —

Ein Gleichnis von besonderer Tiefe ist die Erschaffung der Wolken aus dem Hirn Aurgelmirs:

„Die wildgesinnten Wolken sind
Aus dem Hirn im Schädel geschaffen.“ —

---

*) Nordisch Ymir (der Heuler, Brauser) oder Aurgelmir (Schlammgebraus) siehe H. P. Blavatsky, „Isis entschleiert“ I., S. 150.

**) Vgl. auch das „Chaos“ der Griechen.



Die Wolken, die auch äußerlich mit der Hirnmasse eine gewisse Ähnlichkeit haben, verhüllen oft das reine Blau des Himmels, — ja selbst die Sonne. Es sind die „Hirngebilde" aus der Materie (Ymir), die — korrespondierend mit den auf das Materielle gerichteten „Hirngespinsten" des Menschen — die rein geistige Sphäre und das „Auge Wotans"*) (die Sonne als Symbol des Logos) dem Menschen verdunkeln, — daher die Bezeichnung die „wildgesinnten", d. h. die mit Begierden und Leidenschaften durchsetzten, in das Materielle gefesselten Gedanken. — Beachten wir außerdem noch, daß die Wolken wesenseins mit dem Wasser, das Wasser aber wiederum das Symbol der Begierdenebene (Astralebene) ist. —

Ebenso tiefen Sinn enthält die Stelle:

„Die Brauen setzten sorgende Götter
Den Menschensöhnen um Mittgart."

Um die Menschen vor den Gefahren Mittgarts (der Astralebene) zu bewahren, zogen die „sorgenden Götter" eine Scheidewand, — feinsinnig wird gelehrt, daß diese aus den Brauen gebildet wurde. Denn die Brauen sind es ja, die das Auge beschatten und es vor Blendung (allzu großem „Hellsehen") bewahren.

Weiter wird von dem Weltbaum und den ihn umflutenden Strömen berichtet:

Schreckroß**), die Esche hat Schaden und Angst,
Weit mehr als Menschen es ahnen.
Den Hirsch nährt der Wipfel, die Seite wird hohl,
Neidhagen***) nagt in der Tiefe. —

Der Weltbaum ist das Sinnbild des einen, aber tausendfältig verzweigten Weltalls, im besonderen Sinne auch das Symbol der sich durch sich selbst ernährenden Natur, der

*) „Wotan", entstanden aus „wâtan" (neutrum) = das Allseiende, Allesdurchdringende.

**) Nordisch Yggdrasill, die Übersetzung deutet auf den schroff aufstrebenden Baumstamm hin wie die Bergnamen „Schreckenstein", „Schreckhorn" etc.

***) Nordisch Nidhögr.

allerdings von allen Seiten „Schaden und Angst" droht — vor allem von denen, die die Naturkräfte zum Nachteil des Ganzen gebrauchen, dahin gehört vor allem „Neidhagen", der „in der Tiefe nagt", d. h. der die Wurzel des Weltenbaumes schädigt, — „weit mehr als Menschen es ahnen" — weil das böswillige Wirken der schwarzen Magier nicht allgemein bekannt ist.

Das Sinnbild des Allwillens, — ausgedrückt in den Naturgesetzen, ist der Adler, der im Wipfel der Esche sitzt und mit seinen Fittichen die Winde (den Weltatem) regiert.

„Das Eichhorn Nagezahn*) eilt hinab
Über den Stamm der Esche,
Des Adlers Worte, die's oben vernimmt,
Trägt's in die Tiefe zum Drachen." —

Ratatöskr, das Eichhorn, ist das Symbol des Intellektes, der die höhere Natur mit der niederen verbindet; dadurch ist zugleich angedeutet, daß der Intellekt dem Schwarzmagier dazu dient, gegen den Weltwillen zu handeln, indem er das Wissen, das ihm von oben wurde — „des Adlers Worte" — mißbraucht. —

Eine sinnbildliche Darstellung der sich selbst ernährenden und immer erneuernden Natur enthält die Strophe:

„Vor Heervaters Halle steht Argdorn, der Hirsch,
Die Baumkrone Laurath**) entlaubend;
Vom Hornschmuck ihm rinnt es dem Rauschkessel zu,
Der Wiege aller Gewässer."

Dies Bild zeigt uns deutlich jene weise Einrichtung der Natur, die dem gottsuchenden Menschen ein ehrfurchtsvolles Staunen abnötigt, — jene Einrichtung, die die Erde mit zwei unversiegbaren Wasserreservoiren versah, — eins auf den Gipfeln der Hochgebirge, wo sich der Firn häuft, als Gletscher

*) Nordisch Ratatöskr.

**) Wolzogen übersetzt das nordische „Laerâdhr" mit „Laurath", weil er in der Krone des Weltenbaumes die Quelle des lauen Regens vermutet – vielleicht ist aber doch die von ihm verworfene Übersetzung lâ = die Flüssigkeit, richtiger, – das Hochgebirge als Quelle der fließenden Gewässer. –



zutale gleitet und Bäche und Ströme nährt, — das andere, der gewaltige „Rauschkessel“ des Meeres, von dem das Wasser in luftförmiger Gestalt wieder emporsteigt zu den Höhen.

Der „Hornschmuck“ des Hirsches sind die Felszacken des Gebirges,*) — außerdem ist das Hirschgeweih das Symbol der sich immer wieder erneuernden Natur, da es ja jedes Jahr abgeworfen wird und neu wächst.

Dieser Naturmythos hat aber auch seine kosmische Bedeutung, — die zyklische Wiederkehr aller kosmischen Vorgänge — und in Bezug auf den Menschen der Kreislauf von Geburt, Tod und Wiederverkörperung.

Nun folgt eine lange Aufzählung von 38 Namen der Ströme, von der uns höchstens interessant ist, daß einer „Rhein“ heißt. Vielleicht wurde der Rhein deshalb mit angeführt, weil er, von den Alpen kommend, dem Gleichnis eines von dem Geweih Argdorns fließenden Weltenstromes entsprach, — möglich auch, daß der Rhein erst nach jenem Sagenstrome in der Edda genannt wurde, und zwar von den aus Skandinavien kommenden Helvetiern. —

Darauf berichtet der Sang wieder von den Würmen, die unter der Esche liegen und dem Weltenbaume Schaden zufügen. Neidhagen, der hervorragendste, wurde schon früher erwähnt, — nun folgen noch:

> „Schlager und Nager, Grabschnüfflers Geschlecht,
> Grufthügler und Grabhäufer,
> Schlängler und Schläfrer, die schlingen da stets
> Von den Wurzelzweigen des Weltbaums.“

Wie Neidhagen, so sind auch die anderen Würme Symbole für die Gesellschaft der Schwarzmagier, die stets dem Werke der Asen entgegenarbeiten. Die Namen wie „Grabschnüffler“, „Grufthügler“ und „Grabhäufer“ scheinen sich auf Ausüber der Nekromantie, „Schlängler“ und „Schläfrer“ auf Ausüber der Hypnose zu beziehen.

---

*) Man beachte hier, daß die Schweizer, die ja nordischer Abkunft sind, die Berge „Hörner“ nennen, z. B. Matterhorn, Wellhorn, Wetterhorn etc.



Hier möchte ich eine Stelle aus einem anderen Liede der Edda, — aus der später zu behandelnden „Völuspâ" anführen, welche es bestätigt, daß unter „Neidhagen" und seiner Sippe die Gesellschaft der Schwarzmagier zu verstehen ist, und welche das schreckliche Schicksal derselben schildert:

„Einen Saal seh' ich ferne der Sonne stehn,
Das Tor gegen Norden, am Totenstrand,
Dem trieft durch die Fenster in Tropfen der Eiter,
Denn Schlangenrücken umschlingen den Raum.
Dort treibt er im Osten*) durch Eitertale
Mit Schlamm und Schwertern, der Schlingerstrom.
Da seh' ich sie waten durch sumpfdicke Wogen,
Die Männer, die Meineid und Mord verübt
Und zur Untreu' verleitet des andern Geliebte;
Da saugt und frißt an entseelten Leichen
Der wölfische Neidhagen." . . . .

Deutlich lassen diese Zeilen ihren inneren Sinn erkennen:

Dem Lichte der Sonne abgewendet (also dem Logos entgegengesetzt) steht der „Saal" — „ferne der Sonne, das Tor gegen Norden" —

„Dem trieft durch die Fenster in Tropfen der Eiter,
Denn Schlangenrücken umschlingen den Raum."

Wer die göttliche Weisheit (symbolisiert durch die Schlange) zu sich herabzieht und mißbraucht, der handelt der Natur entgegen und bildet ein krankes, brandiges Glied am Menschheitskörper — und das Blut, der „Saft des Lebens", der sonst alle Organismen durchflutet, stockt und verwandelt sich in unreinen Eiter. „Schlamm und Schwerter" — also Unreinheit und Unfrieden bringt die Strömung der schwarzen Magie über die Menschheit, und unfähig, sich daraus zu befreien, werden die Männer, „die Meineid und Mord verübt, — und zur Untreu verleitet des andern Geliebte", immer wieder in die „sumpfdicken Wogen" hineingezogen. —

Die hier genannten Verbrechen: Mord, Meineid und Ehebruch, sind offenbar nur Masken für das schlimmste Verbrechen, die „Sünde wider den Heiligen Geist", — die man

*) Vielleicht mit Bezug auf die Schwarzmagier (Dugpas) im Osten. (?)



sich stets gescheut hat, näher zu bezeichnen oder etwa gar zu beschreiben.

Unter den „entseelten Leichen“, an denen der „wölfische Neidhagen“ „saugt und frißt“, sind jene zu verstehen, die durch Ausübung schwarzer Magie ihre Seele, ihr Höheres Selbst, verloren haben. —

Doch kehren wir wieder zu unserem Gesange „Grimner und Gerroth“ zurück. Es werden da im folgenden die Wohnungen der Götter geschildert:

„Hoch seh' ich liegen ein heiliges Land,
Den Asen näher und Alben,
Donner soll wohnen droben in Kraftheim,
Bis daß die Götter vergehen.
— — — — — — — — — — — — — —
Eibental heißt es, wo Uller die Halle
Für sich gerichtet besitzt,
Albheim gaben die Götter dem Froh.
— — — — — — — — — — — — — —“

Unwillkürlich denkt man bei dieser Schilderung an die Bibelstelle: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ — „Eibental“ ist nach dem heiligen Baum der Germanen, der Eibe, genannt. Namen wie „Albheim“ und „Glanzheim“ weisen auf „Devachan“ hin, — sind doch die Götter wie „Froh“ und „Uller“ den indischen Devas aufs innigste verwandt. Darauf folgt die Schilderung von „Walhall“, — der Halle Wotans, der hier ausschließlich als Kriegsgott gedacht ist. Walhall ist seinem ganzen Charakter nach im Astralen zu suchen und hat vielleicht auch tatsächlich dort bestanden. Wird uns doch gelehrt, daß nach dem Tode jeder das finden wird, was er zu finden erwartet; — wie es in der Bibel heißt: „Wie du geglaubt, so geschehe dir!“ —

Nun nennt Wotan seine Namen, von denen einige besonders interessant sind, nämlich:

„Wanderer heiß' ich, Hilfreich und Wunsch,
Füller und Hüller und Vielgewandt,
Breithut und Breitbart und Bösewirk,
Täuscher und Trugenthüller.



Glutaug', Glanzaug' und Grauseblind,
Brenner und Brüller und Bebelind,
Wettrer und Waller und Wogenherr,
Flutgeist und Frachtbeschützer."

Wir sehen aus dieser Aufzählung, daß Wotan in allem lebt, daß er allen Gestalten, allen Naturgewalten und Kräften zugrunde liegt, auch den scheinbar entgegengesetzten, und so ist er zugleich „Hilfreich und Wunsch", — „Täuscher" und „Trugenthüller", — „Glanzaug' und Grauseblind", späterhin auch „Schöpfer und Totenschiffer", d. h. sowohl das hervorbringende, schaffende, als das auflösende Naturprinzip.

„Mit einem Namen nannt' ich mich nie,
Seitlang ich fuhr zu den Völkern:
„Hoch" und „Ebenhoch" heiß ich auch
Und „Dritter", — dreifach den Göttern." —

Diese Strophe will sagen, daß, solange die Menschheit besteht, sich der göttliche Geist immer von Zeit zu Zeit in der Menschheit inkarniert hat. „Hoch" und „Ebenhoch" bedeutet soviel als der „Erhabene", „Heilige" oder in biblischer Ausdrucksweise der „Gesalbte", der „Christus". — Als göttlicher Avatar „fuhr er zu den Völkern" und erschien ihnen als ein „Sohn Gottes"; — doch für die Götter, d. h. in Wahrheit war er „Dritter", d. h. der „Dreifache", die unteilbare „heilige Dreieinigkeit" Atma-Buddhi-Manas. —

Als dann Gerroth endlich Wotan erkennt, ruft dieser:

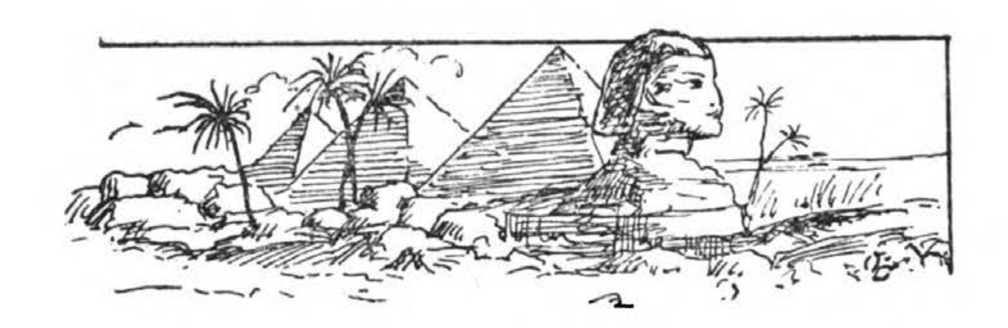
„Jetzt heiß' ich Wotan." —

D. h. ich bin wieder zum Einheitsbewußtsein erwacht. —

„Dir war ich ein Schrecker
Und Donnerer hieß ich vor diesem,
Wahrer und Schläfrer und Waltegott,
Schöpfer und Totenschiffer,
Das bin ich den Asen: doch alle sind hier
Zu Wotan dem Einen geworden."

(Fortsetzung folgt.)



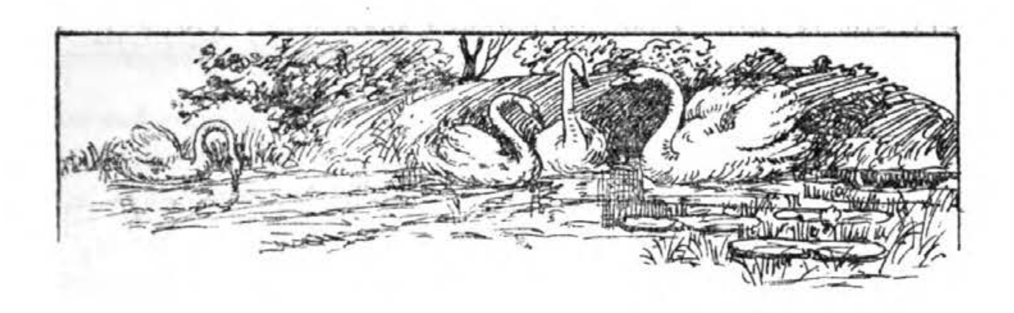


Kant und Modernisteneid.

Vor einiger Zeit lasen wir in einer Zeitung ein Zitat aus Kants 1784 erschienener Schrift „Was ist Aufklärung?", das uns zeigt, welche Stellung Kant in dem Kampf um den Modernisteneid eingenommen hatte. Es lautet:

„Sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung oder eine ehrwürdige Klassis (wie sie sich unter den Holländern selbst nennt) berechtigt sein, sich eidlich auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittelst ihrer über das Volk zu führen und diese sogar zu verewigen? Ich sage: Das ist ganz unmöglich. Ein solcher Kontrakt, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlecht abzuhalten geschlossen wurde, ist schlechterdings null und nichtig, und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstäge und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu versetzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine . . . . Erkenntnisse zu erweitern, von Irrtümern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse als unbefugter und frevelhafter Weise genommen zu verwerfen."





Auferstehung.

Unhörbar dem äußeren Ohre, tief im Herzen der Menschen klingt das himmlische Geläute:

„Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.“ (Faust I.)

Der tolle Jubel des Fasching mit seiner eklen Lustigkeit und die Reaktion der Fastenzeit mit ihren Selbstanklagen und Selbsterniedrigungen ist vorüber. Wir haben Lust und Schmerz durchlebt und stehen am Karfreitag im Angesichte der Öde, des Nichts.

Da tönt jenseits von Lust und Schmerz die frohe Himmelsbotschaft an unser Herz und erweckt neue lebendige Kraft in uns, die Kraft des unsterblichen Lebens.

Ja, wir glauben der Botschaft und vermehren den Glauben und die Liebe zum Unsichtbaren. Ein glühender Wunsch, den wir mit Absicht schüren und lodern lassen, treibt uns, dieser unsichtbaren Himmelskraft uns ganz hinzugeben, unser Leben auf dem Altar des Höheren Selbstes zu opfern. Liebe zur ganzen Menschheit zieht in uns ein; wir weihen unser Leben der Erlösung der Menschheit; wir geloben vollständige Selbstaufopferung für die Arbeit der Menschheitserlösung, die Arbeit der Weißen Loge. Die weiße Loge! — Ihre Mitglieder wurden Götter durch dieselbe Selbstaufopferung „Wer sein Leben hingibt, wird es gewinnen!“ Dieses neue Leben

der Seele ist der einzige Sinn des Lebens; dieses neue Leben predigten alle großen Religionsstifter als die Auferstehung von den Toten, als das Nirvana der Erlösung, als den Weg der Sonne, auf dem man nicht wieder zurückkehrt.

Die Lehre der Upanishads gipfelte in der Lehre der Erlösung von den Wiederverkörperungen. Die Freuden in Indras Himmel sind keine wahren Freuden, denn ihr Ende ist die Wiederverkörperung in dieser Welt des Todes. Eine Erlösung ist nur möglich während des Erdenlebens. Der Vedanta baut auf die Lehre der Upanishads das System der Erlösungslehre. „Erhebe das Atman durch das Atman" — eine Erlösung durch eine höhere gnädige Kraft — die aber errungen werden muß durch vollkommene Hingabe und Selbstaufopferung an diese göttliche Kraft. Das Mittel, mit dieser Kraft eins zu werden, ist, wie bei allen anderen Religionen, das Gebet und der Gehorsam. Durch Meditation erlangen wir Erleuchtung inbezug auf unsere wahre Pflicht hier auf Erden, inbezug auf den Willen Gottes, den wir erfüllen müssen. Aus den Lehren des Yoga, wie die Bhagavad-Gita sie gibt, klingt stets die eine Mahnung hervor: Freuet euch Gottes, des einen Geistes in allem, was immer ihr tut, wo immer ihr seid, in welchem Zustande ihr euch immer befindet. Freuet euch Gottes in der Arbeit und in der Erholung, freuet euch Gottes in der Gesundheit und in der Krankheit, im Reichtum und in der Armut. Seid Gottes fröhlich, ob man euch rühmt oder schmäht. Krischna faßt seine Lehre in die paar Worte zusammen: „Was immer du tust, Arjuna, opfere es mir auf."

Die Liebe Gottes ist stets bereit, auch dem größten Sünder zu vergeben, so sie nur Gegenliebe beim Sünder findet. Denn aus Liebe entsteht Gehorsam.

„Selbst wenn ein großer Sünder Mich allein verehren und über alles lieben würde, so wäre er als gut zu erachten, weil er zur Wahrheit hält.

„Ein solcher Mensch wird bald auf den rechten Weg kommen und den ewigen Frieden erlangen. Sei überzeugt, o Kauntedscha! daß, wer Mich in der Wahrheit anbetet, nicht zugrunde geht.

„Denn wer in Mir seine Zuflucht findet, o Partha! sei er nun in



Sünden empfangen, ein Weib, ein Bauer oder ein Knecht, wandelt den höchsten Weg."*)

Aber diese einfache sichere Lehre der Upanishads wurde nicht populär, teils weil das Volk nicht reif war, teils weil die Brahmanen es dumm erhalten wollten. So glaubten denn die Hindus, daß, wenn sie sich kasteiten und den Brahminen recht viel schenkten, sie köstliche Freuden im Himmel Indras durchkosten würden.

Da kam die himmelragende Gestalt Buddhas und predigte die Torheit der irdischen und himmlischen Freuden, die Erlösung durch das Nirvana. Er stellte die alte Erlösungs-Lehre der Upanishads wieder her. Er zeigte, daß es Torheit sei, ein vom Universalatman getrenntes persönlich-unsterbliches Atman anzunehmen — er zerstörte den Wahn, daß etwas, was sich vom Universalen Sein, das er Nirvana nannte, getrennt fühlt, unsterblich oder glücklich sein könnte. Er leugnete aber nicht die individuelle Unsterblichkeit an sich. Er zeigte, wie aus dem Wahn des Sonderseins, der Trennung von Gott, Leid entsteht, das seine Ursache eben in dem Wunsch nach Trennung im Durste nach sinnlicher Empfindung hat.

Die sinnlichen Empfindungen sind jener Lethetrank, durch den die Seelen, wie Plato lehrte, die göttliche Heimat vergessen.

Aus diesem Schlafe rüttelte uns Buddha auf. Seht die Folgen eueres Trankes, euerer Begierde. Freude habt ihr gesucht, Schmerz habt ihr gefunden. Krankheit, Tod, Trennung von denen, die ihr liebt, Gebundensein an die, die ihr haßt. Die klare Erkenntnis dieser Leiden sei euch der bittere Arzneitrank, aus dem das Heil der Erlösung Nirvana euch erblühe! Laßt euch nicht wieder einlullen von Herrschern dieser Sphäre und von den Brahmanen; wenn der Sirenengesang der Sinne ertönt, nehmt aufs neue den bitteren Arzneitrank, die Erkenntnis vom Leide, wendet euer Herz ent-

*) Bhagavad-Gita IX, 30–32.

schlossen dem Ewigen, Nirvana, der Einheit mit der Weltseele zu!

Was Buddha absichtlich oder unbeabsichtigt dunkel ließ — denn seine Tätigkeit war zum großen Teil niederreißend — das erhellte Sankaracharya, die Wiederverkörperung Buddhas.*)

Im Osten war die Erlösungslehre öffentlich geworden durch Buddha, im Westen blieb sie das Geheimnis der Mysterien.**)

Die gnostische Schule der Naasener lehrte die Übereinstimmung aller inneren Schulen und ihre Identität mit dem Christentum, mögen diese Mysterienschulen nun phrygische, eleusinische, dionysische, samothrakische, ägyptische, assyrische usw. sein.***)

Aus ihrer Lehre soll hier die eine Stelle, die die wahre Auferstehung lehrt, angeführt werden: „Die Phrygier nannten den Geist im Menschen auch den Toten, weil er im Körper wie in einem Sarge und Grabe eingeschlossen war. Deshalb der Spruch: „Ihr seid wie übertünchte Gräber, innerlich mit Totengebeinen angefüllt — denn der lebendige Mensch ist nicht in euch.“ Und auch: „Die Toten werden aus ihren Särgen erstehen.“ Das heißt aus ihren materiellen Körpern als wiedergeborene geistige und nicht mehr fleischliche Menschen. Denn „dies ist die Auferstehung, die durch das Himmelstor stattfindet, und die nicht hindurchgehen, bleiben tot.“

Deshalb wird auch dem Christus das Wort in den Mund gelegt: „Laß die Toten ihre Toten begraben.“ Der Apostel Paulus fand überall Menschen, die mehr oder minder die Lehre vom inneren Christus, von der wahren Auferstehung von den Toten bereits teilweise oder ganz kannten, und wie zu Buddhas Zeiten die Mysterienlehre der Erlösung öffentlich wurde, so wurde sie nun wieder zum Teil öffentlich. Denn falls die Stelle im I. Korinther, Kap. 15 wirklich

*) Sinnet, Esoterischer Buddhismus.

**) Thomas Taylor, Bacchic und Eleusinic Mysteries.

***) R. M. S. Mead, Fragmente eines verschollenen Glaubens.

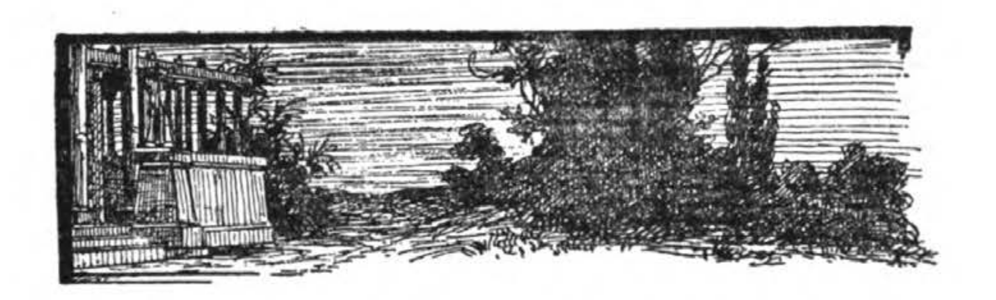


echt ist, so ist sie eben eine verhüllte Darstellung der Mysterienlehre, die auch Paulus in verhüllter Sprache lehrte. Wie könnte sonst daneben Eph., Kap. I und II stehen: „. . . . . Auch uns, die wir tot waren durch Übertretung, mit Christus lebendig gemacht . . . . . Und hat uns mit auferwecket und mit gesetzet in den Himmel in Jesus Christus — —.“ — — — — — — — — — — — — — —

So scheine denn Baldur, du heiliges Himmelslicht, in unserem Herzen! Singe, Siegfried, dein Befreiungslied, während du, erwacht von Mimes Trug, befreit, froh schmiedest das Schwert, das Schwert der Erkenntnis, und töte in uns den Drachen der Eigenheit, führ' uns hinauf durch Rauch und Tod zur Himmelsbraut! Tönt, ihr Osterglocken!

„Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Tätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!“ (Faust I.)





Arbeiten.

Von Julius Rud. Kaim.

Wir leben in einem Zeitalter der Schnelligkeit, in einer Periode des Schnelligkeitsübertrumpfens. Wer achtet wohl noch, wenn er im schnellen Wagen die Straße entlang saust, der Arbeiter, die dort Steine klopfen? Wenige sind's. Und doch, oder gerade deswegen, sollten wir uns mehr daran gewöhnen, Arbeit zu schätzen, zu beurteilen und anzuerkennen. Mag das Produkt dieser Arbeit noch so unreif oder noch so gering sein: Die Arbeit, es hervorzubringen, war groß, vielleicht stärker als der Mensch, der sie ausführte. Wir müssen einmal daran denken, was es heißt zu arbeiten, sei es körperliches oder geistiges Arbeiten. In einer körperlichen Arbeit wird immer etwas stecken, was auf Ernährung, Verdienst, Lebensunterhalte hinweist. Wieviel Schweiß kann eine solche, uns vielleicht gering erscheinende Arbeit kosten. Der Steineklopfer, der uns die Straßen ebnet, atmet mit jedem Atemzuge bei seiner Tätigkeit die Steinsplitter ein, der Chemiker atmet die giftigen Gase, der Forscher stirbt an heimtückischem Fieber im Innern eines fremden Erdteils. Und trotzdem ist die Arbeit allein das Erhaltungsmittel des Menschen. Wer nicht arbeitet, verweichlicht am Leibe, verdummt am Geiste. Arbeit ist das einzige Mittel, mit dem wir den Dämon der Verzweiflung vertreiben können. Alles andere täuscht nur über den Zustand der Verzweiflung hinweg, Arbeit jedoch kräftigt das Denkvermögen, spannt die Nerven an und bringt einen gewissen Grad von Ernüchterung über den fast Verzweifelnden.

Aber nicht allein diese Arbeit ist es, die ich in diesen kurzen Streiflichtern skizzieren will, sondern auch die Arbeit, die wir selbst an anderen auszuführen verpflichtet sind. Wo wir auf Dummheit, d. i. in unserem Falle Nichtwollen stoßen, da müssen wir arbeiten, diesen negativen Willen zu bekämpfen und zu besiegen. Wer in seiner Dummheit verharren will, ist nicht würdig, überhaupt Mensch zu heißen. Vorwärtsdringen müssen wir und wo wir bei anderen auf Gedanken stoßen, die uns selbst, durch bessere verdrängt, bereits fernliegen, da müssen wir arbeiten, solche Gedanken jenen klar zu machen und einzuprägen.

Jede Arbeit ist ein Suchen. Die körperliche nach Geld und Gut; die geistige sucht mehr. Entweder forscht und lernt ein geistig Arbeitender, oder er lehrt, oder er sucht und lebt in der Kunst und allem, was mit dieser im Zusammenhange steht. Nun ist es mit der Beurteilung einer geistigen Arbeit leider kaum anders, als mit der der körperlichen. Es gibt doch wirklich Menschen, die es wagen, über Forschungen den Kopf zu schütteln. Nun freilich, man muß bei der Unterordnung in die Kategorie „Forschung" sehr, sehr vorsichtig sein. Es nennt sich so mancher gern einen Forscher. Aber wir sollten doch keinen Forscher, den wir als solchen anerkennen müssen, einen Gegner nennen. Nicht nur, daß wir gerade vom Gegner lernen; nein vor allem, wer sagt denn, daß der betreffende wirklich ein Gegner ist? Wer garantiert uns dafür, daß dieser Mann es wirklich nicht fertig bringen sollte, uns zu seinen Ansichten zu bringen. Aber selbst, wenn wir meinen, ihn als Gegner ansehen zu müssen, dürfen wir nicht über die Arbeit hinwegsehen. Wenn heute ein Forscher ein Buch schreibt, das vielleicht in fünf Jahren vollständig widerlegt ist, dürfen wir im zehnten Jahre darauf auch noch nicht vergessen, welche Arbeits- und Energienmenge jener Forscher seinen Mitmenschen geopfert hat und, was das schlimmste wäre, vielleicht umsonst geopfert hat. Aber keine Arbeit, und sei es die geringste, hinterläßt keine merkbaren Folgen. Hätte jener Forscher nicht dies Buch geschrieben, so hätte es keinen anderen geben können, der es prüfte, seine Fehler



entdeckte und die Wahrheit an den Tag brächte. Darum ist es die Pflicht jedes erkennenden und wollenden Menschen, die Arbeit anzuerkennen.

Arbeit ist kein Ding, das man nach Gramm wiegen und nach dem Gewichte bezahlen könnte. Ein Meisterstück scheint gar schnell geschaffen zu sein, und sehr erstaunt sind die meisten, wenn sie vernehmen, wieviel Entbehrungen, Kummer und Sorge daran hängen. Eine Arbeit zu berechnen ist für einen Fernstehenden überhaupt in den meisten Fällen unmöglich, daher hüte man sich, Arbeit zu niedrig zu schätzen. Jeder Arbeit gehen Arbeiten voraus, und diese muß man mit der Endarbeit mitrechnen.

„Ihr fordert mir fünfzig Zechinen für eine Büste ab, die Euch nur eine zehntägige Arbeit gekostet,“ sagte einst ein venezianischer Edelmann zu einem Bildhauer. „Ihr vergeßt,“ antwortete der Künstler, „daß ich dreißig Jahre lernen mußte, um eine solche Büste in zehn Tagen herstellen zu können.“ Und wie lange bevor ein Arbeiter, sei er Forscher oder Künstler, an das eigentliche Arbeiten geht, arbeitet er schon im Geiste an seiner Aufgabe! Darum sei es nochmals gesagt: Keiner Forschung, die eine solche im wahren Sinne ist, stehe man feindlich gegenüber, solange man nicht weiß und nachweisen kann, daß sie in allem falsch ist; und selbst dann erkenne man die Arbeit, die sie erfordert hat, an. Und wenn diese wenigen Zeilen auch nur einen Anstoß zum Nachdenken über die Würdigung der Arbeit, ob körperliche oder geistige, gegeben haben, dann haben sie erreicht, was sie erreichen sollten.





„Ist Häckel ein Fälscher?"

Zum Vortrag des Monistenbundes am 25. Februar 1911 in Berlin.

Wir wissen, daß die Wissenschaft bis zum vorigen Jahrhundert unter dem Alpdrücken der Schöpfungslehre des ersten Buches Mose stand. Man nahm an, daß ein außerweltlicher persönlicher Gott, so wie es beschrieben steht, jede einzelne Tiergattung erschaffen hat für sich allein, mit jäher Schnelligkeit alle Gattungen der Zoologie in einem Tage: Heuschrecken, Esel, Löwen, Regenwürmer, Flöhe, Elefanten, Schnecken, Krebse etc. Die einzelnen Tiere müßten dann freilich entstanden sein wie Schüsse aus einem Maschinengewehre, denn ihre Zahl ist riesig. Dann wurde der Mensch erschaffen. Dieser wurde vom Satan versucht, aß vom Apfel (ein grober Diätfehler). Die Lust nach tierischer Zeugung überkam ihn und er mußte nun aus dem Paradiese raus.

Diese buchstäbliche und deshalb kindische Auffassung der Genesis war deshalb unantastbar für den orthodoxen Christen, weil sie die notwendige Voraussetzung für den Erlösertod des Jesus war. Ist die Schöpfungsgeschichte nicht buchstäblich wahr, dann gab's keinen Sündenfall und dann brauchte auch Jesus keinen Opfertod zu sterben.

Man kann sich nun den Entrüstungssturm vorstellen, der den ganzen christlichen Theologenwald schüttelte, als sich allmählich immer deutlicher herausstellte, daß die ganze Tierwelt ein einziger Stammbaum ist, und daß die höheren Tierformen sich allmählich aus den niedrigeren entwickelten.

Diese Entwicklungslehre ist nichts Neues; verhüllt war sie,



der Inhalt der Mysterienlehre aller bedeutenderen Religionen. So sagt z. B. die Kabbalah: Ein Stein wird zur Pflanze, die Pflanze zum Fisch, der Fisch zum Mensch, der Mensch zum Gott. Die Geheimlehre von H. P. Blavatsky steht durchaus auf der Grundlage der Entwicklungslehre, fügte aber dieser materiellen Entwicklung eine geistige von oben nach unten hinzu, die Götter senken sich nach unten und bei einer gewissen Höhe der materiellen Entwicklung treffen sich die beiden Welten und vereinigen sich. Der Mensch ist der Treffpunkt der geistigen Welt mit der materiellen und ist daher höher als das Tier und höher als die Engel. — —

Die biogenetische Regel lautet, daß die höhere Tierform als Embryo die Zustände aller seiner Ahnen noch einmal schnell durchläuft.

Die Sache ist aber durchaus nicht so glänzend klar, als man in gewissen Kreisen es darstellt, — trotzdem steht heute jeder ernste Forscher auf dem Boden der Entwicklungs- resp. Abstammungslehre.

Die Abstammung des Menschen von den Tieren ist die logische Konsequenz dieser Theorie; praktisch aber bisher nicht nachgewiesen; darüber herrscht tiefe Dunkelheit. Häckel nun gab in einem seiner Werke vergleichende Embryonentafeln heraus, die er schematisierte, d. h. nur die charakteristischen Teile zeichnete, die anderen wegließ; er benützte einmal ein veraltetes Bild und einmal schob er an Stelle eines Menschenembryo ein Gespenster-Affen-Embryo ein, in der Annahme, daß sie sich ja doch ganz genau gleichen.

All dies und noch mehr wurde zu einem heftigen Angriff auf Häckel verdichtet, und man klagte ihn der bewußten Fälschung an.

Darauf hat nun der Monistenbund durch Herrn Dozent Baeghe am 25. Februar in Berlin einen Vortrag vor etwa 2000 Menschen halten lassen, in dem ausgeführt wurde, daß von einer bewußten Fälschung nicht die Rede sein kann und die angeführten Nachlässigkeiten belanglos sind.

In der Diskussion trat nun der Keplerbund auf: Professor Hauser antwortete auf die brieflichen Fragen Häckels, ob der Keplerbund auf dem Boden der Entwicklungslehre stehe, damit,



daß er durchaus auf diesem Boden stehe. Jedoch formuliert er die biogenetische Regel gemäß Professor Hertwig anders.

Hierauf sprach der Herr Divisionspfarrer Großmann vom Keplerbunde, der die Aufgabe des Keplerbundes darin sah, den Schild über das Christentum zu halten. Pfarrer Großmann steht, soweit ich orientiert bin, auf dem orthodox-lutherischen Standpunkt, der sich nicht allein auf das Neue Testament, sondern vor allem auf die Schöpfungsgeschichte der Bibel stützt, ohne die ja der Opfertod Christi undenkbar ist. Damit stellte er sich in strikten Gegensatz zu seinem Bundesgenossen Herrn Professor Hauser, ohne sich dessen bewußt zu sein. Der Keplerbund aber kann keinen „zwo Herren" dienen.

Materialistische Wissenschaft und ihre Mutter, materialistische Religion, zanken sich — materialistische Naturforschung und Orthodoxie.

Fanatisch wie mancher Orthodoxe seinen Glauben vertritt, so fanatisch erscheint auch Häckel, der seine Hypothese gewissermaßen forcierte. Mag sie ihm für die Wahrheit gelten, anderen gilt sie nicht dafür; und solange sie nicht mehr als Hypothese ist, darf er sich nicht gestatten, gerade an entscheidender Stelle statt eines Menschen-Embryo ein Affen-Embryo schematisiert hineinzuschieben. Es ist gewiß kein Betrug, aber ein fanatisches Forcieren. Es ist nach meiner Meinung dasselbe, als wenn ein Spiritist, für den es ausgemachte Wahrheit ist, daß Tische und Gläser durch Geisterhände fliegen können, es sich einfallen lassen würde, wenn einmal die Geister nicht nach Wunsch arbeiten, etwas selbst nachzuhelfen, um einen ungläubigen Gelehrten zum Spiritismus zu bekehren.

Vitascope.





Vortrag des Herrn Prof. Drews-Karlsruhe über „Lebt Jesus?" zu Berlin. – Der Vortrag war nicht nur genußreich und belehrend, noch mehr: erbauend, man möchte sagen beglückend. Tiefe, sehr tiefe Religiosität, weites Wissen und meisterhafte Dialektik – kurz, ein echter Philosoph der uns am allernotwendigsten ist, und dazu schlagfertig in der Diskussion. Er ist klar, weil seine Sache klar ist.

Prof. Drews hat den Mut gehabt, die Geschichtlichkeit Jesu zu leugnen und anscheinend mit Recht. Darauf wurde ihm von theologischer Seite erwidert: Jesus hat gelebt, weil er noch jetzt im Herzen seiner Anhänger lebt und sie zu allerlei Taten der Nächstenliebe antreibt. Deshalb brachte nun Prof. Drews seine Ansicht über Religion vor. Er führte etwa aus: Der Mensch fühlt die Schranken der Endlichkeit und sehnt sich, von ihnen frei zu werden; er muß sich nun nach innen wenden, um teilzunehmen an Gottes Kraft in der Überwindung der Schranken der Endlichkeit. Das Gefühl der Einheit mit Gott ist die wahre Religion. Hierzu ist kein Mittler, kein Priester, kein Erlöser nötig. – Das Christentum verschwindet, falls die Erlöserfigur als unhistorisch erscheint. Die Orthodoxie kommt garnicht in Betracht; denn für sie ist Christus nur dann möglich, wenn Adam eine historische Person war. Mag sie das erst beweisen.

In der Diskussion führte Direktor Schmidt, dem Anscheine nach liberaler Christ, aus, daß nur das Genie das Genie entzünden kann, und wenn man deshalb christlich begeistert ist, muß es einmal einen Mann gegeben haben, der zuerst die höchste Moralwahrheit gelebt und gelehrt hat. An wem hat sich aber Christus entzündet, falls er, wie die Liberalen behaupten, nur der Gipfel des Menschentums, aber nicht der Logos – Gott selbst in aller Klarheit – war? (Zuerst? Wo bleibt da die Kausalität? Der Berichterstatter.)

Prof. Schrenk lehnte behaglich alle Christusrichtungen ab und empfahl, sich so behaglich wie möglich hier einzurichten. Die ganze Frage wäre unpraktisch langweilig.

Oberlehrer Dr. Strecker teilte Drews Ansichten. Es wäre unmöglich, Religion auf die Schulter eines Menschen zu bauen. In Drews vereinige sich Theologie und Philosophie in einem Ausdruck.

Th. Kappstein zeigte, daß kein Christ heutzutage das Leben Christi lebt, wie er es in der Bergpredigt und sonst lehrt. (Also lebt Jesus nicht in seinen Gläubigen. Der Berichterstatter.)



Dr. Maurenbrecher brachte eine materialistische Weltanschauung, was heute als Monismus gilt, vor. Der Mensch ist nur ein höheres Tier, muß sich aber in seinen Genüssen zügeln, damit seine Kinder gesund würden.

Prof. Drews antwortete speziell auf des letzten Redners Einwände glänzend. Wenn Zweckmäßigkeit vorhanden ist, dann ist diese vernünftig, und diese Vernunft ist Gott. Die Erscheinungswelt ist die unwirklichste Welt unserer Vorstellung. Das Wesen der Welt liegt hinter der Erscheinung. — — Gegen Direktor Schmidt führte er aus: Er predige keine Selbsterlösung in dem Sinne, daß die äußere Erscheinung sich erlösen könne, sondern eine Erlösung durch das Selbst. (Er teilt also den Menschen in ein höheres und niedriges Selbst ein. Der Berichterstatter.)

„Jesus ist tot. Laßt die Toten ihre Toten begraben. Der ideale Christus (Das höhere Selbst. Der Berichterstatter) lebt." — — — — —

Es ist der Ruhm Deutschlands, Männer wie Luther und Prof. Drews aufzuweisen. Vitascope.

Vortrag Dr. Kemmerichs über „Prophezeiungen" zu Berlin. — Redner bewies, daß Prophezeiungen, „räumliches Hellsehen in der Zeit", tatsächlich möglich ist, indem er sich auf die Prophezeiungen des Nostradamus stützte, der nicht nur die Ereignisse, sondern die Namen der Beteiligten und der Ortschaften Jahrhunderte vorher angab. Die Kulturpolitische Vereinigung, die diesen und auch den Vortrag von Prof. Drews veranstaltete, wirkt in rühmlichster Weise, wie wir sehen. V.

Vortrag des Dr. Lhotzky zu Berlin. — Der bekannte Autor sprach über Jesus, ihn ohne weiteres als historisch annehmend. Er deckt sich vollkommen in dem Punkte mit Drews, daß Religion im Gefühl der Einheit mit Gott besteht, und daß es keinen Mittler oder Priester zwischen Gott und Mensch gibt. Jesus lebte Gott. Er erklärt sich die Wunder Christi so: Es gibt einen geistigen und einen stofflichen Pol. Der Stoff gehorcht dem Geiste und Menschen, die am geistigen Pol stehen. Uns gehorcht der Stoff nicht, weil wir eben am stofflichen Pol stehen.

Würde Lhotzky an die Reïnkarnationen glauben, dann wären die Meister für ihn nur eine logische Folgerung. V.

Harnack über die Entstehung des Papsttums. — Im Februar hielt Prof. Adolf Harnack in der neuen Fest-Aula der Berliner Universität einen öffentlichen Vortrag über die „Entstehung des Papsttums"; wir geben folgende Gedankenreihen seines Vortrags wieder:

Das Papsttum, dies älteste und gewaltigste politisch-religiöse Gebilde der Gegenwart, das 260 Millionen Menschen umfaßt, war schon eine Macht. als der große Karl das Reich von den Römern zu den Franken brachte und schon vorhanden, als die deutsche Geschichte noch im Dämmerlicht der Sage lag. Wie alt ist das Papsttum? Die Katholiken führen es zurück auf eine direkte Stiftung Christi und auf seinen monarchischen Stellvertreter Petrus, an dessen Machtbereich jeder Papst bis heute unmittelbaren Anteil hat.



Harnack erklärt jedes Wort dieser römischen Anmaßung für geschichtlich unmöglich! Auch die Usurpationen und gefälschten Rechtstitel, an denen es dem Papsttum nicht fehlt, bedeuten keinen klaren Einschnitt, die Entwicklung war eine allmähliche und stetige – auch ohne die Fälschungen wäre der Gang ungefähr ebenso geworden, nur vielleicht etwas zögernder.

Das Papsttum umschreibt Harnack als das von Christus gewollte monarchische Reich, das der römische Bischof als Nachfolger Petri regiert. Die Christengemeinde in Rom, deren Entstehung wir nicht kennen, war enthusiastisch-demokratisch, frühzeitig gewann sie Einfluß auf andere kleinere Gemeinden der neuen Religion. Man hört von ihrem Glauben „in der ganzen Welt", sie erfaßte also ihre Aufgabe in der Reichshauptstadt. Die ursprüngliche Kollegialverfassung der Kirchen wandelte sich (90 bis 150) wie von sich selbst zur Leitung durch den Bischof, daraus erwuchs der monarchische Episkopat: die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts bringt das, was den Gemeinden bisher galt, in den Alleinbesitz ihrer Bischöfe. Um zweihundert fordert der römische Bischof Viktor zuerst den Gehorsam der Provinz Asien gegen den Brauch in Rom. Ein längeres Gewohnheitsrecht muß vorangegangen sein. Zwanzig bis dreißig Jahre später legt Calist die Matthäusstelle von dem Fels Petrus auf sich selber aus, da Petri Würde übergegangen sei auf den Bischof in Rom – noch das ganze dritte Jahrhundert verstand die Petrusstelle allein von dem Glauben des Apostels.

Den Umschwung brachte der Übergang vom dritten zum vierten Jahrhundert: Diokletian, Konstantin – die christliche Staatskirche versklavt die Religion (die alten Religionen waren Kultus), der Staat unterwarf sich nun auch die Seelen der Untertanen. Konstantin verlegt die Hauptstadt – dadurch wird der Bischof in Rom der erste Mann, seit der Kaiser nicht mehr dort war! So hat – trotz der gefälschten konstantinischen Schenkung vom 8/9. Jahrhundert – der Kaiser dem Bischof Rom geschenkt. Das weströmische Reich hält den Fluten der Völkerwanderung usw. nicht stand; Roms Bischof zieht den Nutzen aus den Wirren und proklamiert die beiden Gewalten, die geistliche und weltliche, als ebenbürtig, die geistliche der weltlichen zum Teil noch überlegen. (Bischof Gelasius an Kaiser Anastasius, fünftes Jahrhundert.) Kaiser Valentinian III. verfügt für Papst Leo den Großen 445, das Abendland habe als seinen Rektor den römischen Bischof anzuerkennen; Gesetz soll sein, was die Autorität des apostolischen Stuhles heilige.

Das Papsttum war geschaffen. Der starke Leo erklärt den Bischöfen, er allein leite die Kirche, sie aber haben ihm dabei zu helfen.





Generalversammlung der T. G. Zweig Berlin am 25. März 1911. — Herr Raatz eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Vorlesung aus der Bhagavad-Gita. Darauf wurde er selbst zum Versammlungsleiter, Herr Weiß zum Schriftführer der Generalversammlung gewählt. Der Kassierer Herr Stoll gab den Kassenbericht:

Einnahmen	M. 1330.02,
Ausgaben	„ 1152.29,
Bestand	M. 177.73.

Kassenrevisor Herr Bethge erklärte, die Bücher und die Kasse geprüft und mit dem Bericht übereinstimmend gefunden zu haben. Der Kassierer wurde hierauf entlastet.

Der Schriftführer hob in seinem Bericht hervor, daß wir bemüht waren, Rednern verschiedenster Richtung unser Rednerpult zu überlassen, um so den eigentlichen Zweck der Gesellschaft zu erfüllen: ein offenes Forum für alle Wahrheitssucher zu sein.

Der Bibliothekar gab seinen Bericht: Wir haben über 1400 Bände — eine stattliche Zahl für eine Spezialbibliothek wie die unsrige. Die Einnahmen sind etwas zurückgegangen, da die Bibliothek nur einmal in der Woche geöffnet ist. Herr Bethge prüfte die Bibliothekskasse und fand sie in Ordnung. Dem Bibliothekar wurde Decharge erteilt.

Wiedergewählt wurden: Herr Paul Raatz I. und Herr Sandor Weiß II. Vorsitzender, Herr Wiederhold I. Schriftführer, Herr Stoll Kassierer, Frau Raatz I., Herr Corvinus II. Bibliothekar und Frl. Corvinus Hilfsbibliothekar. Neugewählt wurde Herr Boldt zum II. Schriftführer.

Man schritt dann zur Wahl der Delegierten für die Konvention in Amerika und für die Konvention der Vereinigten Zweige der T. G. in Deutschland. Anwesend waren 32 Mitglieder. Da statutengemäß auf je 3 Mitglieder des Zweiges ein Delegierter gewählt wird und der Zweig 113 Mitglieder hat, wurden alle Anwesenden und noch 5 nicht anwesende Mitglieder gewählt. Die Delegierten übergaben auf einem Bogen alle ihre Stimmen zur Vertretung in New-York Herrn Charles Johnston.

Herr Raatz erwähnte, daß die Stimmenanzahl (Anwesende und Vertretung zusammen 55) eine sehr rege Beteiligung bedeutet. Eine andere erfreuliche Tatsache ist, daß der Zweig West-Berlin sich uns wieder an-



geschlossen hat und auch seine Bibliothek von ca. 125 Bänden uns übergeben hat.

Ein Antrag, dem „Theosophischen Leben" 75 M. Subvention zu gewähren, wurde angenommen.

Vom Einsetzen eines Propagandakomitees wurde Abstand genommen.

Ein geselliges Beisammensein beschloß die Generalversammlung, die sehr kurz und harmonisch war.

S. Weiß, Schriftführer der Generalversammlung.

Zweig Dresden, Strehlenerstr. 8. II. Vom Dezember vorigen Jahres ist noch zu berichten, daß der Versammlungsabend während der Weihnachtswoche zu einer kleinen Weihnachtsfeier ausgestaltet wurde. Herr Zippel sprach in einem kurzen Vortrage über „Okkulte Bedeutung des Weihnachtsfestes und weihnachtlicher Gebräuche". Es wurden Weihnachtslieder gesungen im Scheine eines Lichterbaumes und das Fest durch musikalische sowie rhetorische Darbietungen verschönt. Auch der Sylvesterabend vereinte Mitglieder und Gäste zu fröhlicher Geselligkeit bis zum Anbruche des neuen Jahres. Während der Monate Dezember, Januar, Februar waren einige Abende dem Vortrage in Romanform „Mitleid" von Herrn K. S. Uhlig gewidmet. Anschaulich und lebenswahr sind in dieser Geschichte Menschenschicksale (Handlungen mit ihren notwendigen Folgen) geschildert, während dem Tieferblickenden herrliche okkulte Wahrheiten und Ausblicke sich darbieten. — Die rege Teilnahme an dem im Januar weiter stattgefundenen je einem Studien- und Besprechungsabend zeigten die richtige Wahl der Themen und die außerordentliche Notwendigkeit solcher Abende. — Der Anfang des Monats Februar brachte uns noch einen Vortrag des Herrn Schildbach: „Über Radium", der uns so recht klar vor Augen führte, wie wenig sich die Wissenschaft über den Ursprung des Lebens klar ist oder, richtiger gesagt, sein kann. —

Erfreulicherweise ist die Bibliothek wieder etwas gewachsen, teils durch Ankauf, teils durch Schenkung von Büchern. K. T.

Quittungen.

Es sind vom 15. Februar bis 15. März folgende Beiträge eingegangen:

Von Herrn Ott. Köhler 20 M., Frl. Aronstein 2 M., Herrn v. Jaensch 2 M., Herrn Zerndt (für Quarterly) 5 M.

Mit herzlichem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John, Berlin N. 39, Pankstr. 89, I.



Druck v. n. E. R. Herzog in Meerane i. S.



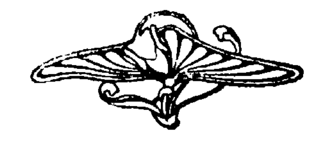


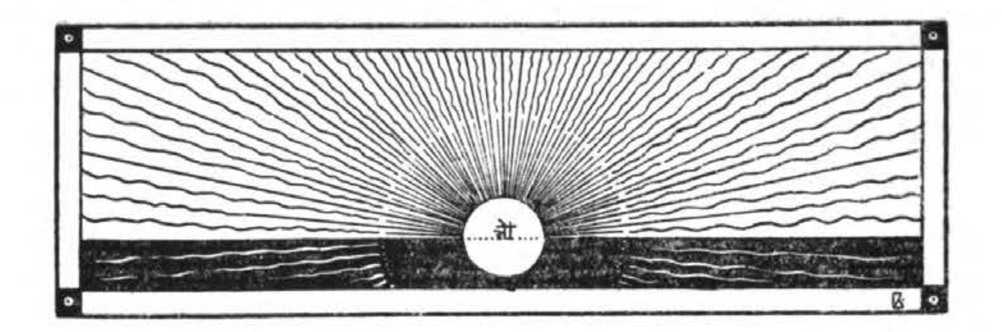
Nr. 2. | Mai 1911. | Jahrg. XIV.

Christos.

..... Christos ist weder in der Wildnis, noch in der Kammer, noch in einem Tempel oder einer Kirche zu suchen, die von Menschenhand erbaut ward; denn Christos — der wahre esoterische Erlöser, ist kein Mensch, sondern das göttliche Prinzip in jeder menschlichen Brust. Wer bestrebt ist, den Geist zu erwecken, der in ihm durch seine eigenen irdischen Leidenschaften gekreuzigt wurde und tief im „Grabe" seines sündigen Fleisches begraben liegt, — wer die Kraft hat, den Stein von der Tür seines eigenen inneren Heiligtums fortzuwälzen, — der hat den auferstandenen Christus in sich. Der „Menschensohn" ist kein Kind der irdischen Magd — des Fleisches, sondern der Himmelskönigin — des Geistes, — das Kind des eigenen Lebens des Menschen, die Frucht seiner eigenen spirituellen Anstrengungen. . . . .

(H. P. Blavatsky, „Esoterik der Evangelien".)





Die Zukunft der Theosophischen Gesellschaft.

(Aus dem „Theos. Quarterly", Jan. 1911, übersetzt.)

Vor einiger Zeit oder, um ganz genau zu sein, am 17. November 1910 hatte die Theosophische Gesellschaft Geburtstag. An diesem Tage vollendete sie ihr fünfunddreißigstes Lebensjahr und trat mit den günstigsten Aussichten in das sechsunddreißigste; in diesem schreitet sie jetzt ruhig, aber vertrauensvoll fort. Der Schreiber dieser Zeilen wurde Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, bevor sie ihr zehntes Lebensjahr vollendet hatte, und war stets auf seine Mitgliedschaft stolz; durch den jüngst verflossenen Jahrestag wird er veranlaßt, einen Blick auf die Zukunft der Theosophischen Gesellschaft zu werfen und einige Gedanken über dieselbe niederzuschreiben. Der Schreiber bittet jedoch alle Leser, im Gemüt zu halten, daß die Theosophische Gesellschaft an sich für keine der von einem ihrer Mitglieder geäußerten Meinungen verantwortlich ist, sondern daß der Schreiber allein für alle Ansichten und für die Richtigkeit gewisser angeführter Stellen eintritt.

Denn es gehört zu den vielen wundervollen Seiten der Theosophischen Gesellschaft, daß sie keine Dogmen hat, nicht einmal eins inbezug auf ihre eigene Existenz und ihren Ursprung. Während viele von denen, welche die Theosophische

---

Wir freuen uns, H. P. Blavatskys Todestag, 8. Mai, durch obigen Aufsatz ehren zu können, dessen Wichtigkeit – wegen der Veröffentlichung des Briefes des Maha Chohan – deutlich ist. Der Aufsatz wird in kurzem auch in Broschürenform erscheinen.



Gesellschaft am meisten lieben und welche ihre Wohltaten am längsten empfangen haben, überzeugt sind, daß sie ihre Begründung und ihre Fortdauer der Liebe und Führung der Älteren Brüder verdankt, macht die Theosophische Gesellschaft als solche keine solchen Ansprüche, macht überhaupt gar keine Ansprüche außer dem feinen unausgedrückten Anspruch, welchen ihre wunderbare und wohltätige Existenz selbst mit sich bringt. Und noch bemerkenswerter ist es, daß gerade diese Älteren Brüder es sind, die darauf bestehen, daß aus dem Glauben an ihre Existenz keine Gewissenssache für irgend ein Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, auch kein Dogma, keine autoritative Behauptung von irgend jemand gemacht werden soll. Jedes Mitglied hat das Recht, in die Theosophische Gesellschaft einzutreten und den Glauben an die Quellen lebendigen Wassers zu leugnen, selbst während er seine Seele daran erquickt. Ebenso hat natürlich jedes Mitglied das Recht, den vollkommensten Glauben an die Älteren Brüder, ihre Kräfte und ihre Sorge für die Theosophische Bewegung zu hegen und zum Ausdruck zu bringen. Von diesem Recht wird der Schreiber dieser Zeilen Gebrauch machen, obgleich er keinerlei Autorität beansprucht und keinem anderen einen gleichen Glauben aufbürden will.

Nun gibt es gewisse Aussagen inbezug auf die Zukunft der Theosophischen Gesellschaft, und diese entspringen, wie man behauptet, einer Quelle, die für die Beobachtung und für das klare Schauen in die Zukunft gewisse Vorteile hat — Vorteile, die wir alle nicht besitzen; es sollen nämlich diese Aussagen von einem der vielen Älteren Brüder herrühren, von einem, zu welchem die andern als Führer emporschauen, als einem, der — selbst in jenem erhabenen Kreise der Weisen — ein hervorragendes Wissen besitzt. Diese Aussagen wurden vor vielen Jahren niedergeschrieben, unter Umständen, welche so bemerkenswert und bedeutungsvoll waren, daß es nützlich sein wird, sie uns ins Gemüt zurückzurufen. Wir werden vielleicht sehen, daß zwar dreißig Jahre vorbeigerollt sind, seit diese wichtigen Worte niedergeschrieben wurden, der bedeutungsvolle Geist derselben aber keineswegs erschöpft ist.



Vor dreißig Jahren war die Theosophische Gesellschaft fünf Jahre alt, hatte in der Tat ihr fünftes Lebensjahr soeben beendet. Und fünf wunderbare Jahre waren es gewesen seit dem Einweihungstag am 17. November 1875 in New-York, durch die ersten Lebensjahre in Amerika hindurch bis zu der Zeit, wo die Haupttätigkeit der Gesellschaft zuerst nach England, dann nach Indien übertragen wurde. In Indien und Ceylon war schon viel getan worden. Lebensenergien waren in Tätigkeit gesetzt, lang verborgene Geheimnisse wieder ans Licht gebracht worden; man hatte sich den Buddhisten, Hindus, Muselmännern und Parsen genähert und an sie appelliert, an jeden durch die ernstere Seite seiner eigenen Religion. Gegen Ende des Jahres 1879 knüpften dann die zwei Hauptarbeiter der Theosophischen Gesellschaft in Indien engere und herzlichere Beziehungen zu einigen leitenden Männern in der anglo-indischen Gesellschaft an. Diese zwei Hauptarbeiter waren Madame H. P. Blavatsky und Oberst H. S. Olcott, und unter anderen gewannen sie einen Freund unter den Anglo-Indern, dem wir alle zu großem Dank verpflichtet sind. Dies war Herr A. P. Sinnett, damals Redakteur von „The Pioneer" in Allahabad; als solcher hatte er viele Freunde unter den Engländern, welche die schwere Last der Regierung in Indien trugen und jene großartige Arbeit des Konservierens vollführten, welche zukünftige Zeitalter erst begreifen und richtig schätzen werden.

Herr Sinnett und seine Freunde — man sollte vielleicht seine liebenswürdige Gattin besonders erwähnen — interessierten sich zuerst für die prächtige und rätselhafte Persönlichkeit von Madame Blavatsky. Sie interessierten sich für ihr wundervolles Gemüt, für ihre vielen Reisebeschreibungen, ihre hohen, menschenfreundlichen Ideale und für die warme Sympathie, welche sie dem orientalischen Leben entgegenbrachte. Sie interessierten sich vielleicht noch mehr für gewisse seltsame Geschehnisse, welche sie zu umgeben schienen, für gewisse seltsame Gaben, welche sie besaß. Am meisten waren sie für das interessiert, was sie von den Älteren Brüdern der Rasse erzählte, von der erhabenen Hierarchie gerechter, voll-

kommen gewordener Männer, die über die Schicksale der Menschheit wachen und deren treuer Anhänger und Jünger sie war. Diese Älteren Brüder, sagte sie, waren es, welche die Theosophische Gesellschaft gegründet hatten; sie selbst und ihre Mitarbeiter bei jener Gründung, Oberst Olcott, W. Q. Judge und andere, waren nur ausführende Werkzeuge der höheren Weisheit dieser vollkommenen Weisen.

Die Gruppe anglo-indischer Beamten faßte ein tiefes Interesse für diese seltsame Botschaft. Sie benutzte eifrig die Gelegenheit, mehr davon zu erfahren, und diese Gelegenheit wurde ihnen gegeben, als Madame Blavatsky, begleitet von Oberst Olcott, im September des folgenden Jahres, 1880, nach Simla kam. Die wunderbaren Wirklichkeiten, welche sie kennen lernten, die wunderbaren Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung gebracht wurden während der folgenden ereignisvollen Monate, sind vortrefflich und genau in Herrn Sinnetts unschätzbarem Buche „Okkulte Welt“ beschrieben worden, — einem Buche, aus welchem viele von uns ihren ersten Unterricht in der theosophischen Lehre gewannen.

Da die Zeit reif und einige Mitglieder des großen Ordens, welche ernstlich wünschten, diese Gelegenheit zu benutzen, um gewisse unschätzbare Wahrheiten der Welt zu geben, ihre Hilfe darboten, so wurde es Madame Blavatsky ermöglicht, eine direkte Verbindung zwischen einem oder zwei der Älteren Brüder auf der einen Seite und Herrn Sinnett und Herrn Hume und anderen Anglo-Indern auf der anderen herzustellen. Sie war fähig, mit der Hilfe der Älteren Brüder sichere Beweise zu bringen, daß diese Älteren Brüder Kräfte und Wissen besaßen, die an Wunder grenzten, — wahrhaftig wunderbare Kräfte, da ihr Gebrauch die Basis aller Geschehnisse in der Geschichte bildete, die wir als Wunder betrachten. Herr Sinnett und seine Freunde empfingen unwiderlegliche Beweise von der Wirklichkeit dieser Kräfte und von ihrem beständigen und fein ausgeglichenen Gebrauch und von den unbegrenzten Aussichten, welche die Wahrheit der Menschheit eröffnet, daß gleiche Kräfte unser aller Erbe sind.

Schritt für Schritt zogen sie die hohen Schlüsse, und sie



sicherten jeden Schritt, bevor sie weiter gingen; so erkannten sie schließlich, welche großen Dinge getan werden könnten und welche großen Dinge sie selbst vielleicht tun könnten, wenn sie das schon gewonnene und das noch zu gewinnende Wissen in irgend einer systematischen Weise ihren Mitmenschen, den gebildeten und wissenschaftlichen Führern der westlichen Welt, vorlegen könnten. Gleichzeitig glaubten sie gesehen zu haben, daß viele Irrtümer in den ersten Jahren der Theosophischen Gesellschaft begangen worden waren, viele Fehler aufgehäuft, welche dem neuen Werk im Wege stehen und die Verwirklichung desselben sehr hindern würden. So hielten sie zusammen Rat und arbeiteten gewisse Vorschläge aus für die Änderung und Verbesserung der Theosophischen Gesellschaft; diese Vorschläge legten sie den Älteren Brüdern vor, mit welchen Madame Blavatsky sie in Beziehung gebracht hatte. Auf diese Vorschläge gaben die Älteren Brüder eine ausführliche Antwort, und in ihren Briefen, welche wir glücklicherweise im Besitz haben, gaben sie dabei ein Bild von der Zukunft der Theosophischen Gesellschaft.

Unterdessen war die Tätigkeit in Simla nicht ohne ihre Schattenseiten geblieben. Nicht bloß nackter Unglaube, sondern auch arge Feindschaft wurde erweckt; und diese übten eine solche Rückwirkung auf die Bewegung aus, daß Gefahren drohten. Diese wurden in einem Briefe des Meisters, des Älteren Bruders, beschrieben, mit welchem Herr Sinnett häufig korrespondiert hatte und den er, wie er uns sagt, als Mahatma Koot Hoomi kannte. Am Ende des Jahres 1880, nachdem Herr Sinnett Simla verlassen hatte und nach Allahabad gegangen war, schrieb dieser Meister:

„Daraus ersehen Sie, daß wir über wichtigere Dinge als kleine Gesellschaften nachzudenken haben, aber die Theosophische Gesellschaft darf nicht vernachlässigt werden. Die Angelegenheit ist in ein Stadium getreten, das ohne gute Leitung ein sehr schlechtes Ende herbeiführen könnte. Erinnern Sie sich der Lawinen in Ihren vielbewunderten Alpen, deren erster Anfang sehr klein und ohne Bedeutung ist. Ein alltäglicher Vergleich, werden Sie sagen, aber ich kann keine



bessere Illustration finden, wenn ich die allmähliche Anhäufung unbedeutender Ereignisse betrachte, welche die Zukunft der Theosophischen Gesellschaft bedrohen. Überwältigend kam mir diese Idee, als ich vor einigen Tagen den Engpaß von Kouenlun — Karakorum nennen Sie ihn — herunterstieg und eine Lawine stürzen sah. Ich war persönlich bei unserem Oberen gewesen und gedachte über Lhadak nach Hause zurückzukehren. Welche anderen Betrachtungen noch gefolgt wären, kann ich nicht sagen. Aber gerade als ich die auf solche Erschütterungen folgende schreckliche Stille benutzen wollte, um einen klaren Einblick in die gegenwärtige Situation und in den Charakter der „Mystiker" in Simla zu erlangen, wurde ich ungestüm aus meinem Sinnen aufgeweckt. Eine bekannte Stimme — ebenso durchdringend wie Saraswatis Pfau, der, wenn wir der Sage glauben dürfen, den König der Nagas vertrieb — rief mir den Strömungen entlang zu: „...... K. H., komm schnell und hilf mir!" und vergaß in ihrer Aufregung, daß sie englisch sprach. Ich muß gestehen, daß die Telegramme der „Alten Dame" uns treffen wie die Steine einer Wurfmaschine. Was konnte ich anders tun als kommen?"

Nachdem Meister Koot Hoomi den Oberen, den Maha Chohan, wie sein Titel zu sein scheint, gefragt hatte, schrieb er die Antwort jenes Meisters der Meister in einem Brief nieder, den wir hier anführen:

Der Brief des Maha Chohan.

„Die Lehre, welche wir gegenwärtig verbreiten, muß, als die einzig wahre — gestützt durch die Beweise, die wir zu geben im Begriff sind — schließlich, gleich jeder andern Wahrheit, den Sieg davontragen. Jedoch ist es absolut notwendig, sie praktisch einzuschärfen, ihre Theorien — unanfechtbare Tatsachen für jene, welche wissen — durch direkte Anführungen, abgeleitet von und bestätigt durch die Beweise der modernen, exakten Wissenschaft, zu bekräftigen.

„Darum möge Colonel Olcott, welcher für die Wiederbelebung des Buddhismus arbeitet, betrachtet werden als einer, der im wahren Sinne der Theosophie tätig ist. Und dies weit



mehr als irgend ein anderer, der die Befriedigung seiner glühenden Wünsche nach okkultem Wissen als das Ziel seiner Sehnsucht wählt. Buddhismus, befreit von seinem Aberglauben, ist ewige Wahrheit, und der, welcher für letztere kämpft, kämpft für Theosophie, die göttliche Weisheit, die gleichbedeutend ist mit Wahrheit.

„Damit unsere Lehre praktisch auf den sogenannten moralischen Codex oder auf die Ideen von Wahrhaftigkeit, Reinheit, Selbstverleugnung, Barmherzigkeit etc. einwirke, haben wir die Kenntnis der Theosophie zu verkünden und allgemeinverständlich zu verbreiten. Es ist nicht die individuelle und bestimmte Absicht, selbst Nirvana zu erreichen, den Höhepunkt aller Wissenschaft und Weisheit — dies ist nach allem nur eine erhabene und glorifizierte Selbstsucht — sondern es ist das selbstaufopfernde Trachten nach den besten Mitteln, unsern Nachbar auf den rechten Weg zu führen und zu verursachen, daß so viel wie möglich unserer Mitgeschöpfe dadurch Vorteil ziehen können, was den wahren Theosophen ausmacht.

„Der intellektuelle Teil der Menschheit scheint sich rapid in zwei Klassen zu teilen: Die eine sich unbewußt für lange Zeitläufe von vorübergehender Vernichtung oder Zuständen der Bewußtlosigkeit vorbereitend, wegen des bewußten Aufgebens ihres Intellektes und seiner Einkerkerung in die enge Rinne der Frömmelei und des Aberglaubens — ein Vorgang, der unfehlbar zur gänzlichen Entstellung des intellektuellen Prinzipes führt; die andere zügellos ihren tierischen Neigungen fröhnend, klar und einfach sich bewußt, der einfachen Vernichtung entgegen zu gehen, und bereit, im anderen Falle unzählige Zeitalter der Erniedrigung nach der körperlichen Auflösung zu tragen. Diese intellektuellen Klassen beeinflussen die unwissenden Massen, welche sich von ihnen anziehen lassen und zu ihnen aufsehen als zu den edlen und guten Beispielen, denen sie nachfolgen sollen, und leiten sie so zur Erniedrigung und zum moralischen Verfall, statt sie zu beschützen und zu führen. Zwischen erniedrigendem Aberglauben und noch mehr erniedrigendem brutalen Materialismus hat die



weiße Taube der Wahrheit kaum Platz zur Ruhe für ihre müden, unwillkommenen Füße.

„Es ist Zeit, daß die Theosophie auf dem Kampfplatz erscheint. Die Söhne der Theosophen sind geeigneter, wieder Theosophen zu werden, denn irgend andere. Kein Bote der Wahrheit, kein Prophet hat je während seines Lebens einen vollen Triumph erreicht, nicht einmal Buddha. Die Theosophische Gesellschaft werde zum Eckstein erwählt, zum Fundament der zukünftigen Religionen der Menschheit. Sie war vor allem dazu bestimmt, das begonnene Werk einer großen, weisen und besonders wohlwollenden Vermischung der Hohen mit den Niederen zu vollenden, als das Alpha und Omega der Gesellschaft. Die weiße Rasse muß die erste sein, die den dunklen Völkern kameradschaftlich die Hand entgegenstreckt und bereit ist, die armen verachteten „Nigger" Brüder zu nennen. Diese Aussicht mag nicht allen erfreulich sein; aber wer sich diesem Prinzip entgegenstellt, ist kein Theosoph. Wie kann im Anblick der stets wachsenden Triumphe und des gleichzeitigen Mißbrauches von Freiheit und Gleichheit (der universalen Herrschaft des Teufels, wie Eliphas Levi gesagt haben würde) der streitsüchtige natürliche Instinkt des Menschen zurückgehalten werden von den bisherigen unerhörten Grausamkeiten, Ungeheuerlichkeiten, Tyranneien, Ungerechtigkeiten etc., wenn nicht durch den mildernden Einfluß der Brüderlichkeit und der praktischen Anwendung von Buddhas esoterischen Lehren?

„Denn wie jedermann weiß, bedeutet völlige Loslösung von der Autorität der einen, alles durchdringenden Kraft oder des Gesetzes — von den Priestern Gott genannt, Buddha, Göttliche Weisheit, Erleuchtung oder Theosophie von den Philosophen aller Zeitalter — zugleich auch die Loslösung vom menschlichen Gesetz. Einmal entfesselt, befreit von dem tötenden Gewicht dogmatischer Auslegung, persönlicher Namen, vermenschlichter Vorstellungen und bezahlten Priestern werden die Grundlehren aller Religionen in ihrem esoterischen Sinne sich als identisch erweisen. Osiris, Krischna, Buddha und Christus werden als verschiedene Namen für ein und denselben



königlichen Höhenweg zur schließlichen Erlösung — Nirvana — erscheinen. Mystisches Christentum — das heißt, jenes Christentum, welches die Selbsterlösung durch des Menschen eigenes siebentes Prinzip lehrt, den befreiten Paramatma (Augoeides), von den einen Christus, von den anderen Buddha genannt und gleichbedeutend mit Regeneration oder Wiedergeburt im Geist — wird als genau dieselbe Wahrheit wie das Nirvana des Buddhismus befunden werden. Alle von uns müssen sich befreien von ihrem eigenen Ich, dem scheinbaren Selbst, um ihr wahres Selbst in einem übersinnlichen göttlichen Leben zu erkennen. Aber wenn wir nicht selbstsüchtig sein wollen, müssen wir streben, daß andere Menschen diese Wahrheit sehen und in dem Buddha, Christus und dem Gott jedes Priesters das wahre, übersinnliche Selbst erkennen. Dies ist es, warum sogar der exoterische Buddhismus der sichere Weg ist, um Menschen zu der einen esoterischen Wahrheit zu führen.

„So wie wir die Welt nun finden, ob Christen, Muselmänner oder Heiden, bei allen ist die Gerechtigkeit verworfen und Ehre und Barmherzigkeit in die Winde zerstreut. Mit einem Wort, da die Hauptzwecke der Theosophischen Gesellschaft von jenen falsch gedeutet wurden, die uns persönlich zu dienen sehr bereit sind — was sollen wir da mit der übrigen Menschheit tun, mit jenem Fluch, bekannt als der „Kampf ums Dasein“, welcher der wirkliche und fruchtbarste Urheber von Leid, Kummer und allen Verbrechen ist? Warum wurde dieser Kampf der allgemeine Plan des Universums? Wir antworten: Weil keine Religion, mit Ausnahme des Buddhismus, bisher eine praktische Verachtung des irdischen Lebens gelehrt hat; weil jede vor ihnen, mit dieser einen Ausnahme, durch ihre Höllen und Verdammnis die größte Furcht vor dem Tode eingeflößt hat; deshalb finden wir den Kampf ums Dasein am grimmigsten in christlichen Ländern wütend, vorwiegend in Europa und Amerika. Er ist schwächer in heidnischen Ländern und am unbekanntesten zwischen der buddhistischen Bevölkerung. Während der Hungersnot in China, wo die Massen ihrer eigenen wie anderen Religionen gegenüber unwissend sind, wurde bemerkt, daß jene Mütter,



welche ihre Kinder verzehrten, zu jenen Gegenden gehörten, wo es keine Religionen gab, und daß dort, wo die (Buddhistischen) Priester allein das Feld hatten, die Bevölkerung mit der größten Gleichgültigkeit starb.

„Lehret den Menschen, das Leben auf dieser Erde, sogar das glücklichste, als eine Last und eine Illusion anzusehen; lehret sie, daß unser eigenes Karma — die Ursache, der die Wirkung folgt — unser Richter ist und in zukünftigen Leben unser Erlöser — und der große Kampf ums Dasein wird seine Intensität verlieren. Es gibt in buddhistischen Ländern keine Gefängnisse und zwischen den buddhistischen Tibetanern sind Verbrechen fast unbekannt.

„Die Welt im allgemeinen und Christentum im besonderen, seit zweitausend Jahren der Herrschaft eines persönlichen Gottes überlassen und auf dieser Idee sowohl seine politischen wie sozialen Einrichtungen basierend, hat völligen Mißerfolg gezeitigt. Wenn Theosophen sagen: Wir haben mit all diesem nichts zu tun, die niederen Klassen und untergeordneten Rassen (wie z. B. die Inder in der Vorstellung der Engländer) können uns nicht interessieren und müssen sich selbst überlassen werden — was würde dann aus unsern trefflichen Bekenntnissen von Wohlwollen, Menschenliebe, Reform etc.? Sind diese Bekenntnisse ein Gespött? Und wenn ein solches, kann dann unser Weg der wahre sein? Sollen wir uns dazu verurteilen, einigen von dem Reichtum des Landes genährten Europäern, vielfach beladen mit den Gaben des blinden Glückes, das Entstehen von Glockenläuten, Tassenwachsen, geistigen Telephonen und die Entwicklung des Astralkörpers zu erklären, und den wimmelnden Millionen Unwissender, der Armen und Verachteten, der Niederen und Bedrückten es überlassen, nach ihrem besten Wissen für sich selbst und ihre künftige Seligkeit zu sorgen?

„Niemals. Lieber mag die Theosophische Gesellschaft mit ihren beiden unglücklichen Begründern zugrunde gehen, als daß wir erlauben sollten, daß sie nichts besseres würde, als eine Hochschule der Magie und ein Lehrstuhl für Okkultismus. Daß wir, die ergebenen Nachfolger jener geistigen Ver-



körperung der absoluten Selbstaufopferung, der Menschenliebe und göttlichen Güte, wie all der höchsten auf dieser Erde der Leiden erreichbaren Tugenden jenes Mannes der Männer, Gautama Buddha, jemals einwilligen sollten, die Theosophische Gesellschaft die Verkörperung der Selbstsucht repräsentieren zu lassen, die Zufluchtstätte der Wenigen, die keinen Gedanken für die Vielen haben, ist eine seltsame Idee, meine Brüder.

„Von dem Wenigen, was die Europäer von Tibet und seiner mystischen Hierarchie von „vollkommenen Lamas“ zu sehen bekommen haben, ist eins richtig verstanden und beschrieben worden. Die Verkörperung des Bodhisatvas, Padmapani oder Avalokiteshvaras und die des Tsong-ka-pa, des Amitabha, verzichteten bei ihrem Tode auf die Erlangung der Buddhaschaft, d. h., des summum bonum der Glückseligkeit und des individuellen, persönlichen Glücks, um so zum Wohle der Menschheit wieder und immer wieder geboren werden zu können, mit anderen Worten, um sich wieder und immer wieder dem Elend, der Gefangenschaft im Fleische und allen Kümmernissen des Lebens aussetzen zu können, vorausgesetzt daß sie durch solche während langer, erschöpfender Jahrhunderte wiederholte Selbstaufopferung das Mittel zur zukünftigen Erlösung und Glückseligkeit einiger weniger Menschen werden könnten, die aus nur einer der planetarischen Rassen der Menschheit ausgesucht wurden.

„Und von uns, den demütigen Jüngern dieser vollkommenen Lamas, wird erwartet, daß wir der Theosophischen Gesellschaft erlauben, ihren edelsten Namen, die Bruderschaft der Menschheit, fallen zu lassen, um eine einfache Schule der Philosophie zu werden! Nein, nein, liebe Brüder, ihr befindet euch schon zu lange in diesem Irrtum. Derjenige, welcher sich nicht fähig fühlt, die edle Idee genügend zu begreifen, um dafür zu arbeiten, braucht keine Aufgabe zu unternehmen, welche für ihn zu schwer ist. Es gibt kaum einen Theosophen in der ganzen Gesellschaft, der unfähig wäre, ihr zu helfen, indem er die falschen Eindrücke, welche Außenstehende haben, verbessert, wenn er nicht selbst die Ideen aktiv verbreitet. Oh, wenn wir nur einige edle und selbstlose Menschen in



Indien hätten, welche uns in dieser göttlichen Aufgabe wirksam helfen könnten! Unser ganzes Wissen, das vergangene und das gegenwärtige, wäre nicht genügend, um solche Menschen zu belohnen.

„Nachdem wir unsere Ansichten und unser sehnsüchtiges Trachten erklärt haben, bleiben nur wenige Worte für mich hinzuzufügen. Um wahr zu sein, muß die Religion und die Philosophie die Lösung eines jeglichen Problems bieten. Die Tatsache, daß die Welt sich in einem solchen schlechten moralischen Zustand befindet, ist ein entscheidender Beweis, daß keine der Religionen und Philosophien – diejenigen der „zivilisierten" Rassen am allerwenigsten – jemals die Wahrheit besessen haben. Eine richtige und logische Erklärung über die Probleme der großen dualen Prinzipien, Recht und Unrecht, Gut und Böse, Freiheit und Despotismus, Schmerz und Freude, Egoismus und Altruismus ist ihnen jetzt ebenso unmöglich, wie vor 1881 Jahren. Sie sind ebenso weit entfernt von einer Lösung, wie sie jemals waren. Aber irgendwo muß es eine richtige Lösung zu diesen Problemen geben, und wenn unsere Lehren imstande sind, diese zu bieten, dann wird die Welt die erste sein, zuzugeben, daß dort die wahre Philosophie, die wahre Religion, das wahre Licht zu finden ist, welches die Wahrheit und nichts als die Wahrheit gibt."

Soweit der Brief des Maha Chohans, der die folgende Bestätigung trägt. „Eine abgekürzte Übertragung der Ansicht des Chohans über die Theosophische Gesellschaft, aus seinen eigenen Worten, welche letzte Nacht gegeben wurden. K. H." Eins muß jedem denkenden Leser dieses bemerkenswerten Schriftstückes auffallen: in welch erstaunlichem Grade die vor dreißig Jahren darin ausgedrückten Ideale das allgemeine Denken der Menschheit durchdrungen und inspiriert haben, einem Grade, der damals für fast unmöglich gehalten werden mußte. Die Wissenschaft ist weit weniger materialistisch, weit mehr transzendental, weit mehr mit den unsichtbaren Dingen hinter der Materie beschäftigt, als vor dreißig Jahren; in der Tat geben einige der bedeutendsten Arbeiter in der



Wissenschaft ihr Bestes, um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Die Religion ist jetzt weit weniger dogmatisch, weniger engherzig und bigott als damals, wie die vielen Annäherungen zur Vereinigung, von denen wir berichtet haben, bezeugen und vor allem das weit intelligentere Verhalten vieler gegen andere Religionen als diejenige, in welcher sie auferzogen worden sind, eine allgemeine Erweiterung des Gesichtspunktes, welche eben so ermutigend ist wie bedeutsam. Um die Worte des erhabenen Korrespondenten zu wiederholen: Die weiße Taube der Wahrheit hat viel mehr Platz zur Ruhe für ihre müden, unwillkommenen Füße.

Religions-Parlamente sind organisiert worden, Rassen-Parlamente sind im Begriff organisiert zu werden und Friedensbewegungen sind international geworden. Die ganze Atmosphäre der Menschheit hat sich erhellt während dieser bedeutsamen dreißig Jahre. Und wenn wir auch einen Teil dieser allgemeinen Erweiterung der menschlichen Herzen zweifellos jenem zyklischen Wechsel verdanken müssen, auf welchen alle Theosophen großen Nachdruck gelegt haben, so verdanken wir doch ohne Frage sehr viel gerade den bewegenden Kräften, welche unser erhabener Briefschreiber und seine Mitarbeiter darstellen. Ja, es ist so viel im Sinne dieses Briefes erreicht und getan worden, daß man fast sagen möchte: die Mission der Theosophischen Gesellschaft ist vollendet, ihre Arbeit erfolgreich und fertig.

Und doch brauchen wir den Brief nur noch einmal zu lesen, um diesen übereiligen, aber optimistischen Schluß zu korrigieren. Beim zweiten Lesen fällt uns dieser Satz auf: „Die Theosophische Gesellschaft wurde zum Eckstein erwählt zum Fundament der zukünftigen Religionen der Menschheit." Obgleich vieles zur Förderung der Duldsamkeit, des Wohlwollens, der Weitherzigkeit in der Wissenschaft und in der Religion getan worden ist, bleibt noch endlos viel zu tun, bevor es in irgend einer Weise gesagt werden kann, daß wir die hohe und großartige Aufgabe, welche in dem angeführten Satz für uns vorgezeichnet ist, vollführt haben.



Was im einzelnen getan werden muß, werden wir nicht zu zeigen versuchen. Allgemein gesagt erscheint folgendes getan werden zu müssen, und die Aufgabe ist ebenso ungeheuer, wie sie begeisternd ist: Wir müssen durch direkte und echte Erfahrung von der Wahrhaftigkeit der spirituellen Welt, des spirituellen Gesetzes, des spirituellen Menschen Verständnis erlangen, sodaß wir einen Bericht davon geben können, der ebenso glaubwürdig ist, wie der eines tüchtigen Botanikers über die Pflanzen in einem Vorort-Garten. Wir müssen fähig sein, von diesen Dingen zu erzählen, weil wir sie gesehen und erkannt haben. Nur in dieser Weise können die Menschen nochmals belehrt werden, an ihre Unsterblichkeit zu glauben und diese zu erkennen. Die große Last des Übels kann nur gehoben werden, wenn wir die göttliche Vernunft, Kraft und direkte Gegenwart des unsterblichen Guten aufzeigen. Wir haben in einem gewissen Grad die Lehre über die spirituellen Dinge popularisiert. Es bleiben die spirituellen Dinge selbst, die nicht von Hörensagen und Überlieferung gelernt werden sollen, sondern in ihrer lebendigen Wirklichkeit, so daß sie zur Erlösung und Erleuchtung der Menschheit gelehrt werden können.

Wenn nicht nur die Religion des Westens, in welcher die meisten von uns geboren wurden, sondern jede große Religion, die des Namens wert ist, einen Kern von solchen besitzt, welche spirituelle Dinge, das Leben und das Gesetz des spirituellen Menschen und sein Wachstum in dem göttlichen Licht geprüft und erkannt haben, wenn die Belehrung dieses feststehenden und erleuchteten Kerns die ganze Menge von Nachfolgern in jeder Religion durchtränkt, sie entflammt und begeistert hat, bis sie die unsterblichen Dinge über die sterblichen Dinge stellen, das klare, ruhige Licht des Spirituellen über die trüben Wolken des Materiellen, dann vielleicht wird es möglich sein zu sagen, die von diesem erhabenen Lehrer für die Theosophische Gesellschaft vorgeschriebene Arbeit sei zur Not vollendet worden, ihre Aufgabe erfüllt. Dann aber, da die Seele endlos, ihre Pracht und ihr Wachstum ohne Grenze ist, werden sich neue und unvorstellbare Aussichten



von Heiligkeit, Macht und Dienst unter den Strahlen von unsterblichem Licht vor uns eröffnet haben.



Aphorismen.

Die wahre Entzückung und die vollkommene Begeisterung werden bei gänzlicher Vernichtung bewirkt, wobei die Seele von aller Eigenheit entkleidet, ohne Anstrengung und ohne Gewaltsamkeit in Gott übergeht, als an den Ort, der ihr angemessen ist, ihr zukommt und gleichsam natürlich ist. Gott ist ja der Mittelpunkt der Seele, und sobald sie von den Eigenheiten frei geworden, die sie in sich selbst oder in anderen Geschöpfen zurückhielten, so geht sie unfehlbar in Gott über.

Marie de Guyon.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.

Goethe.







Hinter jenen Bergen — — —.

Von Ferd. Heinze.

Suchst Du Frieden?
Ertöte den Wunsch!

Jahrhunderte hindurch hatten ihn die Wellen Devachans getragen. Bald stürmisch bewegt, Höhen erklimmend, um wiederum leise sich glättend, der Ruhe zuzustreben. So schwand die Zeit in träumenden Wirklichkeiten. Das Ende des Glückes nahte. Er ward ans Land gespült, um mit neuer Kraft den Kampf als Mensch zu wagen. Am Ufer warteten Freunde und Lehrer. Lächelnd trat er ins Dasein, noch von himmlischen Wonnen durchströmt. Doch ernsten Antlitzes stand ihm das Schicksal gegenüber. Und das Lächeln schwand, als das künftige Leben vor seinem Innern sich entrollte. In seinem Auge spiegelte sich die Frage seiner Seele. Das Suchen und Findenwollen jenes „Etwas", dessen er sich nicht bewußt wurde, — anfangs. Später, als es mit aller Macht sein Innerstes zerwühlte und sein Blick auf den Kern der Dinge sich zu senken schien, da ward es zur Gewißheit: er suchte — Glück. Über diesem Suchen war Tag um Tag, Jahr um Jahr und Leben um Leben vergangen. Ob er es jemals finden würde? —

Er hatte Erfolg in seinen Unternehmungen. Wenn manches Erstrebte auch mit schweren Kämpfen errungen werden mußte, er rang doch nicht vergebens. Und dennoch — wo blieb das Glück?



Vom Schicksal wurde ihm ein Wesen zur Seite gestellt, dessen hervorragende Eigenschaften er nicht genug rühmen konnte. Und wenn er im trauten Kreise seiner Familie weilte, schalt er sich töricht und undankbar seinem Geschick gegenüber, daß sein Innerstes dieses Glück verneinte.

Gab es ein anderes und wo? — — — — — — — —

Jeder erfüllte Wunsch gebar eine Reihe Erfüllung heischender. Jedes unerreichte Ziel verhieß das Glück; doch unaufhaltsam rollte dieses weiter. Erreichbar war es, das sagte ihm sein Sehnen. Aber wie? — — — — — — —

Der Lösung näher brachte ihn ein Traum: Er stand auf einem Berge, welcher wiederum rings von Bergen eingeschlossen war. Um jeden verbreitete sich ein seltsamer Lichtschein, in eigenartiger Farbe. Es war, als ob er den Bergen selbst entströmte, doch konnte auch eine andere Ursache zu Grunde liegen. Vor sich sah er sonderbarerweise eine hellere Strahlung, während im Hintergrunde dunklere vorherrschend war.

Auch schien vor ihm ein Tag anbrechen zu wollen. Tiefblau spannte sich das Firmament mit Sternen besät über seinem Haupte. Er wanderte dem Tag entgegen, der das Glück in sich schloß. Plötzlich, mit unwiderstehlicher Gewalt, zwang es ihn, auf die Kniee zu sinken. Sein Angesicht berührte die Erde und er wagte nicht, es zu erheben. Ein heiliger Schauer durchbebte ihn und ließ ihn die Nähe der Gottheit ahnen. Erkenntnislechzend rang sich ein Schrei aus tiefstem Herzen, und Licht trat vor seine Seele. Statt dem Tagesgestirn sah er in Flammenschrift die Worte prangen:

„Hinter jenen Bergen ruht das Glück!"

Und er wußte, daß seine Wünsche die trennenden Berge waren.





Die Lehren von Dr. Steiner.

Von Paul Raatz.

Gerade in letzter Zeit sind viele Anfragen an mich gerichtet worden, betreffend die Person und die Lehren von Dr. Steiner. Nun, mit der Person brauchen wir uns nicht zu befassen; eine Kritik über Persönlichkeiten ist zwecklos und schädlich, dies ist Sache des großen Gesetzes Karma, welches in jedem Fall der beste Richter sein wird.*) Anders aber verhält es sich mit den Lehren einer Persönlichkeit; in Bezug auf diese sollte jeder denkende Mensch sein Urteil gebrauchen, und wenn er findet, daß durch die Lehren eines Menschen einige oder viele andere Menschen leiden oder mißleitet werden könnten, dann soll und muß er sprechen und protestieren. In einem solchen Falle befinde ich mich in Bezug auf die Lehren von Dr. Steiner. Dieser hat seine Ansichten über die innere Entwicklung in dem nachstehend besprochenen Buche zusammengefaßt; aber dieselben sind so sehr dem entgegengesetzt, was H. P. B. in der „Geheimlehre", in „Stimme der Stille" etc. über diesen Gegenstand gelehrt hat, sie wiedersprechen so sehr all dem, was ich unter geistiger Entwicklung (Erheben des Bewußtseins in höhere Welten) verstehe, daß ich nicht unterlassen kann, zu protestieren und vor diesen Lehren zu warnen. Denn ungefähr das Gegenteil wird erreicht

*) Die Frage betreffs der Persönlichkeit von Dr. Steiner schaltet also in den nachfolgenden Betrachtungen völlig aus, mit Bewußtsein soll nicht darauf eingegangen werden.



von dem was erzielt werden soll. Anstatt das Gemüt und das Bewußtsein zu erheben und zu erweitern durch Erheben in die geistige, göttliche Welt, wird es zurückgehalten, verengert, verkleinert und zusammengeschrumpft durch die Methoden von Dr. Steiner, es wird eingezwängt in kleine, niedrige Formen der Astralwelt, der Welt der Irrtümer und Täuschungen. Besonders deutlich tritt dies in seiner Anweisung, auf Atma in einem Samenkorn zu meditieren, in die Erscheinung. Die Befolgung solcher Lehren und Methoden führen schließlich zu moralischem, intellektuellem und körperlichem Elend und Ruin, wie an verschiedenen Beispielen gezeigt werden kann.

Ich vermag die Fragen nach den Lehren von Dr. Steiner nicht zutreffender zu beantworten, als indem ich eine im „Theosophical Quarterly" erschienene Kritik seines Buches hier in genauer Übersetzung zum Abdruck bringe. Bemerken möchte ich jedoch zuvor noch das eine, daß die Gesellschaft, der Dr. Steiner vorsteht, nichts, gar nichts gemein hat mit der „Theosophischen Gesellschaft", die im Jahre 1875 in New-York von H. P. B. und anderen gegründet worden ist, und ferner, daß auch seine Lehren nicht identisch oder in Harmonie sind mit den von H. P. B. veröffentlichten Lehren über Okkultismus, sondern mehr oder weniger eine entgegengesetzte Tendenz zeigen.

Wie im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Jesuiten sich in den Freimaurer-Orden einschmuggelten, ihn allmählich verseuchten mit ihren Lehren und so die wahre Maurerei vernichteten, so auch gibt es in diesem Jahrhundert jesuitische Elemente und Pseudo-Okkultisten, welche bewußt oder unbewußt bemüht sind, den von H. P. B. durch ihre Lehren und ihr Leben ausgestreuten Samen zu vernichten. Der Unterschied ist nur der, daß damals wohl die „Maurerei" untergraben werden konnte, aber die „Theosophische Gesellschaft" aus inneren Gründen in diesem Jahrhundert nicht mehr vernichtet werden kann.

Ich lasse nun die oben erwähnte Bücherbesprechung folgen:



Ein Buch mit großen Ansprüchen.

Der Student unterbrach: „Ich bin vom Redakteur des Theosophical Quarterly aufgefordert worden, ein Buch von Dr. Rudolf Steiner, betitelt: „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten", zu besprechen. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich keine Zeit habe, es durchzulesen, und selbst wenn ich Zeit hätte, wüßte ich nicht, was ich darüber sagen soll. Da aber dem Anschein nach Dr. Rudolf Steiner eine ziemliche Anhängerschaft in Deutschland und anderen europäischen Staaten hat, so sollten wir es besprechen, wie der Redakteur sagte. Wenn jemand von Ihnen das Buch für mich durchlesen, Randglossen machen und mir sagen will, was ich darüber berichten soll, dann will ich alles übrige gerne besorgen."

Diese Zumutung wurde mit der gebührenden Verachtung aufgenommen. Einer von denen aber, auf die wir uns am meisten verlassen, öffnete schließlich doch das Buch und fing an, es zu lesen. Wir übrigen sprachen während dessen weiter über einige Details der Arbeit. Nach sehr wenigen Minuten jedoch blickte der stellvertretende Rezensent, ein altes Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, ursprünglich in der Schule W. Q. Judges erzogen, von seiner Lektüre auf mit der Bemerkung: „Es ist hoffnungslos psychisch und kann zu nichts als zu einer psychischen und niedrig-astralen Entwicklung führen. Seine Ethik ist noch einigermaßen gut bis zu einem gewissen Punkte, bezüglich des Wissens aber ist es ganz verkehrt. Hören Sie sich dies an:

> Man lege ein kleines Samenkorn einer Pflanze vor sich hin. Es kommt darauf an, sich vor diesem unscheinbaren Ding die rechten Gedanken intensiv zu machen, und durch diese Gedanken gewisse Gefühle zu entwickeln. Zuerst mache man sich klar, was man wirklich mit Augen sieht. Man beschreibe für sich Form, Farbe und alle sonstigen Eigenschaften des Samens. Dann überlege man folgendes. Aus diesem Samenkorn wird eine vielgestaltige Pflanze entstehen, wenn es in die Erde gepflanzt wird. Man vergegenwärtige sich diese Pflanze. Man baue sie sich in der Phantasie auf. Und dann denke man: Was ich mir jetzt in meiner Phantasie vorstelle, das werden die Kräfte der Erde und des Lichtes später wirklich aus dem Samenkorn hervorlocken. . . . . . In dem wirklichen Samenkorn ist also etwas unsichtbar enthalten, was in der Nachahmung nicht ist. Auf



dieses Unsichtbare lenke man nun Gefühl und Gedanken. . . . . . Bringt man das in der rechten Weise zustande, dann wird man nach einiger Zeit – vielleicht erst nach vielen Versuchen – eine Kraft in sich verspüren. Und diese Kraft wird eine neue Anschauung erschaffen. Das Samenkorn wird wie in einer kleinen Lichtwolke eingeschlossen erscheinen. Es wird auf sinnlich-geistige Weise zu einer Art Flamme werden. In ihrer Mitte ist diese Flamme lila gefärbt, am Rande bläulich.

Und so weiter. Nach einiger Zeit müssen Sie dann menschliche Wesen auf dieselbe Art betrachten. Verschiedene Farben.

. . . . in der Mitte gelbrot . . . und am Rande rötlichblau oder lila.

Impressionen kommen und gehen, verschwinden und tauchen wieder auf – just wie das Lächeln der Katze in Alice!*) Oh diese unglückseligen Menschen –! Sie versuchen natürlich von unten statt von oben zu arbeiten, und entwickeln gezwungenermaßen psychische Illusionen. Noch dazu gefährliche. Wahnsinn und einige andere Möglichkeiten voran. Nicht der Schimmer von einem Verständnis dessen, was spirituelles Wissen eigentlich ist. Und anmaßend – lächerlich mysteriös. Was meinen Sie hierzu?

Deshalb haben diejenigen, die etwas Wahrhaftes von diesen Dingen wissen, die Erlaubnis gegeben, einiges aus der Geheimschulung mitzuteilen. Nur soviel ist hier mitgeteilt worden, als solcher Erlaubnis entspricht.

Wer mehr wissen will, frage persönlich an! Zum Beispiel:

Der Geheimkundige weiß gar manches über solche Wege zu sagen, was dem Uneingeweihten absonderlich erscheint!

Und dies, mit dem Vorworte**) eines Freundes versehen, der den Verfasser als einen Adepten beschreibt, und mit dem pathetischen Ausruf endet: Sehet, ein Meister seiner selbst und des Lebens!

Die Ethik darin ist Marktware, wenn nicht gar irreführend – beachten Sie die lächerliche Banalität am Anfang der Seite 72, und einige Seiten weiter das Aussprechen eines Prinzipes, das unvermeidlich zu Absonderung und Tod, statt zum spirituellen

*) Alice im Wunderland.

**) Fehlt in der deutschen Ausgabe.



Wachstum führt. Nehmen Sie es fort, bitte: Ich habe genug. Es wird mir übel davon."

Der Student hatte nun seine Rezension, war aber nicht zufrieden. „Welchem Umstande soll man aber die vielen Anhänger in Deutschland zuschreiben?" fragte er.

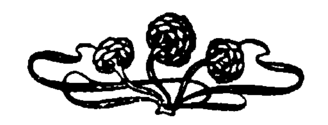
„O! jeder der psychische Kräfte hat und von ihnen spricht und anderen helfen will sie zu betätigen, kann Anhänger finden", war die Antwort. „Darin ist nichts Merkwürdiges. Wonach trachten die meisten Menschen? Nach Gesundheit, Reichtum, materiellem Erfolg, nach materiellen Resultaten. Ein guter Wahrsager kann heutzutage in New-York City eine größere Gefolgschaft um sich sammeln, als die größten spirituellen Führer. Das wird nicht immer so sein, aber es gilt für heute. Betrachten Sie die erfolgreichsten Bewegungen in diesem Lande: Appellieren sie nicht versteckterweise oder ganz frei heraus an die menschliche Selbstsucht? Je mehr Gutes in sie hineingemischt ist, um so gefährlicher sind sie; und wenn sie, wie sie es so oft tun, im Gewande der Religion und des Okkultismus einherschreiten, dann wäre es Zeit, daß wir im Namen von diesen beiden dagegen protestieren. Stellen Sie sich Christus oder Buddha vor, wie sie ihre Schüler anweisen, auf das astrale Spiegelbild stofflicher Dinge zu meditieren oder sich einzubilden reich zu sein, um Reichtum zu erwerben! Das ist der Prüfstein, und falls ein anderer verlangt wird, vergleichen Sie diese Lehren, wie es heute Abend schon angeregt wurde, mit „Licht auf den Weg". Um den Geschmack aus meinem Munde los zu werden, lassen Sie uns mit dem Ratschlag enden, den „Licht auf den Weg" gibt:

> Gleichwie die Blume unbewußt erwächst, doch sehnsuchtsvoll, dem Licht sich zu erschließen, so wachse du; so strebe sehnsuchtsvoll, dem Ewigen die Seele zu erschließen. Doch nur das Streben nach dem Ewigen darf Kraft und Schönheit dir entwickeln, der Wunsch nach Wachstum nicht; denn während jenes zu höchster Reinheit Schöne dich entfaltet, erstarrt des andern mächtige Leidenschaft dich zur persönlichen Gestaltung.

Dies ist nur ein kurzer Auszug, enthält aber mehr Religion, mehr Okkultismus und mehr Theosophie als viele Bände von dem Plunder, welcher den Markt unter diesen drei Namen



überflutet. Und wenn Sie das Werk von Dr. Steiner überhaupt erwähnen, dann sagen Sie die buchstäbliche Wahrheit. Wir können nicht wünschen unfreundlich zu sein, aber es ist keine Freundlichkeit, zu behaupten, daß ein schädliches Buch harmlos ist. Zweifellos ist es in guter Absicht verfaßt. Die Geldwechsler mögen ausgezeichnete Menschen gewesen sein. Nichtsdestoweniger sind sie als Materie am unrechten Platze aus dem Tempel getrieben worden.“



Aphorismen.

Ganz gewiß kann man das Glücklichsein lernen. Wenn man unter Leuten lebt, die das Leben segnen, wird man es bald auch segnen. Das Lächeln ist so ansteckend wie die Tränen. Gewöhnlich ist es nicht das Glück, was uns fehlt, sondern das Wissen um das Glück. Maeterlinck.

O Mensch, nicht deine Werke, die alle vergänglich und unendlich klein sind, können Wert und Dauer haben, sondern nur der Geist, in dem du wirktest, in dem du sie vollbrachtest. Carlyle.





Studien über die Edda.



Von Kurt Siegfried Uhlig.

(Fortsetzung.)

Der sowohl vom poetischen als auch vom okkult-wissenschaftlichen Standpunkte aus wertvollste Gesang der Edda ist zweifellos die schon erwähnte

Völuspâ.

Sie enthält eine fragmentarische Darstellung des ganzen Weltendramas von der Erschaffung bis zum Untergange. „Völuspâ“ heißt „Kunde der Wala“, und vielleicht ist dieser Sang wirklich der Überrest einer Lehre, die eine „Wala“ — d. h. eine Prophetin und Seherin — in vorgeschichtlicher Zeit verkündete, wie H. P. Blavatsky in der unseren. —

Wir finden in der „Völuspâ“ einige Parallelstellen zu „Grimner und Gerroth“, so z. B. den Bericht von der Schöpfung:

„Die Riesen eracht' ich zur Urzeit geboren,
Von ihnen bin einstens auch ich entsproßt:
Neun Welten weiß ich und Waldgöttinnen
Im Weltbaum, der tief seine Wurzeln treibt.
Im Alter der Urzeit, als Urgebraus*) lebte,
Nicht brandet an sandigen Borden die See,
Da war unten kein Grund und oben kein Himmel,
Nur gähnender Abgrund, ohne Bewuchs,
Bis die Gebor'nen des Bur die Mittburg
Schufen und himmelan Scheiben erhoben,
Da sonnte den Saalbau das südliche Licht,
Und der Grund ward von grünendem Gras überwachsen.“

---

*) Siehe oben.

Der „gähnende Abgrund“ ist der Raum, die „ewige Mutter“ des Buches Dzyan, — das völlig indifferente, wesenlose All. Die „Geborenen des Bur“*) sind die „Elohim“ des Buches Genesis oder die „Bauleute“ der Geheimlehre. Beachtenswert ist die Vorerwähnung der „neun Welten“, — es sind dies die geistige, psychische und physische Welt, deren jede wieder in drei Abteilungen eingeteilt werden kann. Die Edda weicht also von der gewöhnlichen Einteilung in sieben Prinzipien ab, doch ist dies meiner Meinung nach kein tiefgreifender Unterschied; — hat doch die siebenfältige Einteilung, da sie mehr exoterisch als esoterisch ist, auch manches gegen sich, sodaß heute mehrere Theosophisten nur noch von drei Welten, der geistigen, psychischen und physischen, sprechen. Das Wesentliche ist die Differenzierung der ursprünglichen Geist-Materie in verschiedene Abstufungen, die durch den „Weltbaum“ und seine weitverzweigten Wurzeln und Äste versinnbildlicht wird. —

Die folgenden Verse handeln von der Erschaffung der Gestirne und stimmen mit dem biblischen und anderen Schöpfungsberichten überein. Sie seien deswegen, als auch ihrer sprachlichen Schönheit halber hier zitiert:

„Die südliche Sonne, gesellt dem Monde,
Hemmte behend die himmlischen Rosse.**) —
Was wußte die Sonne noch, wo ihr Saal,
Was wußte der Mond noch, was seine Macht,
Was wußten die Sterne noch, wo ihre Stätte?
Drum gingen zum Richtstuhl die ratenden Götter,
Die Urheil'gen vereinbarten dies:
Sie wählten der Nacht und den wechselnden Monden,
Dem Morgen und Abend, dem Mittag und Nachmittag
Namen: die Zeiten danach zu bezeichnen.“

Nun folgt eine Schilderung der „goldenen Zeitalter“, d. h. jenes Zustandes der „Götter“ oder „Söhne des Himmels“,

---

*) Bur, nordisch Börr = der Gebärer, — Hervorbringer, d. h. der, durch den alles erschaffen ist, — also der Logos oder das „Wort“ (Ev. Joh. 1).

**) Die Sonnenrosse „Frühwach“ und „Vielgeschwind“.



— ehe dieselben durch die Zeugung in die Materie fielen und sich in den Tierleibern, den „Röcken von Fellen“ inkarnierten.

> „So ging es den Göttern im Glanzgefilde:
> Sie spielten im Hofe nur heiter ihr Spiel,
> Noch garnicht begierig der goldenen Güter;
> Bis drei aus dem riesigen Dursengeschlechte,
> Die weitaus gewaltigsten Weiber, erschienen.“

Das „Glanzgefilde“ ist identisch mit dem „Paradies“ der Bibel. — Die Begierdenlosigkeit der „Götter“ dauerte indes nur solange, bis die Nornen, die „drei aus dem Dursengeschlechte“ erschienen. „Dursen“ heißt: die Dürstenden, und es wird durch diese Bezeichnung das Erwachen der Begierde, des Durstes nach Lust und Besitztum angedeutet. Die Nornen heißen Urdhr, Verdhandi und Skuld, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie sind also das Sinnbild der Differenzierung der einen Ewigkeit in die Zeit, deshalb kommen, wie berichtet wird, die Nornen von der Welteneschen, weil die Differenzierung der Ewigkeit in die Zeit mit der Differenzierung der Unendlichkeit in begrenzte Räumlichkeiten korrespondiert. Deshalb sind die Nornen auch zugleich das Sinnbild des Karma und, — wenn am Weltende Wotan die Weltesche fällen läßt, reißt das Seil der Nornen.

> „Ich schau' eine Esche, die Schreckroß heißt,
> Ein weißlicher Nebel nässet den Wipfel
> Und träuft zu Tale als Tau vom Gezweig
> Des unwelkbaren Baumes am Brunnen der Urdhr.“

Diese Schilderung der Welteneschе entspricht ganz derjenigen in „Grimner und Gerroth“; der „weißliche Nebel“, der hier als Tau zutale träuft, ist dasselbe wie das Wasser, das von dem Geweih des Hirsches Argdorn in den „Rauschkessel“ fließt. — „Am Brunnen der Urdhr“ steht der Weltenbaum, weil, wie schon erwähnt, die Differenzierung der Ursprung, die Quelle der Vergänglichkeit ist.



„Von dort (der Esche) sind die weisen Weiber gekommen,
Die wogengeborenen Wächter des Baumes" —

„Wogengeboren" heißen die Nornen, weil sie die Töchter der Zeit sind, der „großen Täuscherin", deren Symbol seit uralten Zeiten das Meer ist; — „Wächter des Baumes" werden sie wegen der schon erwähnten Wechselbeziehung zwischen Raum und Zeit genannt. Ihre Bedeutung als „Karma" erwähnen die Verse:

„Urdhr hieß eine, Verdhandi die andre,
Skuld war die dritte; die schnitten nun Runen,
Die legten nun Lose, die lenkten nun Leben,
Die wußten das Schicksal den Wesen voraus." —

Beachtenswert sind weiterhin die Verse:

„Unter der hohen, der heiligen Esche
Weiß ich verhohlen des Heimdold Horn,
Schau ich entfließen die schäumenden Fluten
Aus Walvaters Pfande. — Wißt ihr davon?"

Zunächst ist hier die Rede von dem Horn, das unter den Wurzeln der Weltenesche verborgen liegt.

Es ist das Horn, mit dem Heimdold, der Wächter der Himmelsburg, die Asen zum Kampfe gegen die Mächte der Finsternis ruft. Es bedeutet dies, daß durch die Differenzierung des Einen in die verschiedenen Formen des Alls zugleich auch der Kampf zwischen Gut und Böse bedingt ist. Die Worte: „Schau ich entfließen die schäumenden Fluten aus Walvaters Pfande", — beziehen sich auf Wotans Auge, das er bei Mime für einen Trunk aus dem Weisheitsquell verpfändet. Die „Wala" berichtet darüber noch folgendes:

„Allein saß ich ferne, da fuhr zu mir, lugte mir
Angstvoll ein Alter, ein Ase ins Aug'!
Was wollt ihr mich fragen, was wollt ihr erforschen?
Ich weiß, wie sein Auge Wotan verlor.
— — — — — — — — — — — — —
Wer kennt nicht die Quelle des kundigen Mime?
Und Mime trinkt nun allmorgendlich Meth
Aus Walvaters Pfande. — Wißt ihr davon?"



Die zutreffendste Erklärung dieser Stelle scheint mir folgende:

Die „Quelle des kundigen Mime“ ist dasselbe wie der Trank „Sinnreger“ und ebenfalls identisch mit dem biblischen Symbol „der Frucht vom Baume der Erkenntnis“. Wotan trinkt aus dem Quell des Mime heißt: Er kostet die Erfahrungen der Erscheinungswelt, durch die er allein zur wahren, allumfassenden Weisheit gelangen kann. Allerdings muß er dabei zunächst eine Einbuße erleiden, er verliert das göttliche Auge der Intuition, das „Auge Siwas“ — wie es bei den östlichen Völkern genannt wird. Mime, — (nicht zu verwechseln mit dem „Mime“ in Rich. Wagners „Ring des Nibelungen“) — spielt hierbei dieselbe Rolle wie die „Schlange“ der Genesis, die Rolle des „Versuchers“ oder besser gesagt, des „Luzifer“, der den Menschen verheißt: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was Gut und Böse ist“ — er ist also der „Deus inversus“, der das göttliche Licht auf Erden reflektiert oder „nachahmt“ — worauf der Name „Mime“, der mit dem griechischen Verbum μιμειν = nachahmen, offenbar etymologisch zusammenhängt, hinweist. —

„Mime trinkt nun allmorgendlich Met
Aus Walvaters Pfande.“ —

D. h. er selbst berauscht sich auf Kosten des göttlichen Auges an dem Brunnen der Lust und Begierde und verbindet sich also mit der niederen Natur, — gerade wie die biblische Schlange, die „auf dem Bauche kriechen und Erde essen“ muß. —

(Fortsetzung folgt.)





Die „Entdeckung von Atlantis". – Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß der deutsche Forschungsreisende Leo Frobenius die Insel Atlantis in Westafrika wieder entdeckt zu haben glaubt. Er glaubt sie entdeckt zu haben, soweit die Mitteilungen erkennen lassen, in dem Lande zwischen Niger und Meer, dem Gebiet von Ilife, das als eine Insel angesehen wird und noch heute im Jorubalande als die Wiege der Götter gilt. Diese Lage von Atlantis ist natürlich – der Theorie Blavatskys zufolge – unmöglich; wieweit die Forschungen von Frobenius überhaupt mit Atlantis zusammenhängen oder welchen Wert sie besitzen, wird man erst nach weiteren Mitteilungen erkennen können. Uns Theosophen erweckt an den Nachrichten besonderes Interesse, daß die Entdeckung von Atlantis wissenschaftlicherseits überhaupt diskutiert wird.

Die erste vorläufige Anzeige seiner Funde gab Frobenius in einem Briefe aus Illai vom 7. Dezember 1910: „Ich habe eine für Westafrika unglaubliche Entdeckung gemacht, deren Tragweite sich noch gar nicht ermessen läßt. Ich habe hier Reste einer uralten eminenten Stadtkultur entdeckt, die durchaus auf der Höhe der karthagischen stand. Ich lasse graben und die ganze Gegend absuchen. Bis jetzt habe ich 1. wunderbar gearbeitete Quarzsäulen, 2. Reste von Granitfiguren von ungefähr einem Meter Höhe, 3. gebrannte Tonporträts von klassischer Schönheit, 4. Gefäße und Gefäßtrümmer mit blauem, grünem, rotem und weißlichem ungefähr zwei Millimeter dickem herrlichem Glasüberzug gefunden. Das meiste ist in Trümmern, aber so schön, daß man die Sachen durchaus neben die des Altertums stellen kann. Die Hauptsache daneben ist, daß ich auch die Stelle gefunden habe, wo all die Schätze ungefähr drei Meter unter dem Boden ausgegraben wurden."

Außerdem entdeckte Frobenius noch einen wundervollen Bronzekopf, der als größtes Heiligtum von den Eingeborenen verehrt wurde. Es gelang ihm mit Aufwendung all seiner Beredsamkeit und durch große Geschenke, sich diesen Kopf zu sichern, doch mußte er ihn später zurückgeben, da die Engländer, die Herren des Landes, darauf bestanden. Über die Schönheit dieses Bronzekopfes meldet er aus Ilife vom 11. Dezember 1910: „Der Kopf ist in verlorener Form gegossen, also innen hohl. Die Bronze ist mit der feinsten blaugrünen bis schwarzgrünen Patina überzogen. Die Oberflächenbehandlung ist genau ebenso schön wie bei einem erstklassigen Guß des

Altertums. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Kopf ein Kunstwerk nach jeder Seite und Richtung darstellt. Er ist so vollendet, das Gesicht porträtlebendig und unnegerhaft, daß unbedingt jeder, der ihn sehen würde, sagte, es müsse ein altklassisches vereinzelt in diesen Winkel verschlepptes Stück sein, wenn nicht folgendes diese Auffassung unbedingt widerlegt. Zunächst ist der Kopf von oben bis unters Kinn mit einer am Hals verlaufenden Tätowierung in Parallellinien ganz fein überzogen. Diese Tätowierung entscheidet alles. Denn außer diesem Kronenstück unserer bisherigen Funde erwarb ich und fand noch einige andere Bruchstücke aus dem Altertum, zirka fünfzig verschiedene Tonscherben, sehr fest und gut gebrannt und in dem Boden gefunden. Darunter fallen acht Köpfe auf, Bruchstücke ganzer Figuren, von denen ich sonst noch Torsen und Gliederstücke erreichen konnte. Diese gebrannten Tonköpfe, die in gewissem Sinne an die feinen Tanagrafiguren der Griechen erinnern, zeigen genau die gleiche Rasse, die gleiche Kunst im Modellieren, die gleiche Lebendigkeit, Unnegerhaftigkeit der Porträtwirkung wie Olokun. Auch das sind auf keinen Fall irgend welche Neger. Endlich aber zeigen einige dieser Köpfe aus Ton genau die gleiche Tätowierung, wie der Olokun, und diese Tätowierung ist heute noch bei einem Volke heimisch, das zwischen hier und Lokodja wohnt."

Spiritistische Überführung eines Mörders. – Unter dieser Überschrift lesen wir im „B. T." (Nr. 175): Die Verurteilung eines wegen Mordes Angeschuldigten auf Grund einer hellseherischen Vision, die soeben vor einem amerikanischen Schwurgericht Ereignis geworden, dürfte in der Gerichtspraxis bisher wohl ohne Gleichen sein. Es handelt sich um einen Farmer namens William Strong, der sich vor dem Schwurgericht in New-Jersey auf die Anklage, seine Frau ermordet zu haben, zu verantworten hatte. Als Belastungszeugin stand ihm das Medium Pauline Gerard gegenüber, auf deren Aussage die Geschworenen trotz des Protestes des Verteidigers den Angeklagten schuldig sprachen. Strong hatte sich überreden lassen, die Hellseherin aufzusuchen, ohne zu wissen, daß hinter einem Schrank des Vorzimmers zwei Detektivs versteckt waren, die als Zeugen dem Verlaufe der „Séance" beiwohnten. Wie Frau Gerard vor Gericht bekundete, hatte sie in Trance den Mörder der Frau ihres Besuchers als einen Mann beschrieben, der eine Brille trug und blonde Haare hatte. Er saß lange Zeit auf der Leiche, hatte die Somnambule in ersichtlichem Entsetzen über die grauenhafte Situation hinzugefügt. Bei diesen Worten war Strong nach der Bekundung der beiden verborgenen Zeugen der spiritistischen Sitzung zusammengebrochen und hatte aufschluchzend bekannt, daß der Mörder, den sie beschrieb, er selbst gewesen.







Zweig Suhl. – Das letzte Vierteljahr war reich an Arbeit. Eine außerordentliche General-Versammlung hielt unser Zweig am 28. Februar ab. Unser langjähriger Vorsitzender Max Kolb verlegte seinen Wohnsitz nach München und war deshalb genötigt, sein Amt hierselbst niederzulegen. Es wurde ein neuer Vorstand gewählt, welcher sich wie folgt zusammensetzt: I. Vorsitzender Wilh. Schilling, II. Vorsitzender Karl Kolb, Schriftführer Franz Kolb, Kassierer Frl. Clara Höfling und Bibliothekar Frau Else Schilling. Unser Versammlungslokal haben wir von Schmückestraße 50 nach Hügel 17 verlegt. Die Zusammenkünfte finden von jetzt ab jeden Dienstag Abend 8 ¾ Uhr statt. Während der Sommermonate findet jeden ersten Dienstag im Monat eine Versammlung statt, in welcher wir das betreffende Kapitel des Theosophischen Kalenders lesen und diskutieren werden.

Zu bemerken ist ferner, daß unsere Bibliothek von 136 auf 164 Bände gewachsen ist. Unsere letzten Zusammenkünfte waren äußerst anregend und harmonisch.

Quittungen.

Vom 15. März bis 15. April gingen folgende Beträge ein:

Zweig Flensburg 14 Jahresbeiträge = 28 M.; Zweig Berlin 20 Jahresbeiträge = 40 M.; Zweig Suhl 11 Jahresbeiträge = 22 M.

Für die Konvention: Frau Krüger-Velth. 3 M.; Herr Theissinger 1 M.

Für Theosophical Quarterly: Frl. Wieser 1 M.; Frl. Borchert 1. M.; Frau Krüger-Velth. 3 M.

Mit herzlichem Dank und mit dem Hinweis, daß bei der Veranstaltung der jährlichen Konvention immer größere Mittel notwendig sind, um alle Ausgaben decken zu können, der Stand unserer Kasse aber nicht gerade ein günstiger zu nennen ist, quittiert

der Schatzmeister Ernst John, Berlin, Pankstr. 89, I.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.




Theosophisches Leben.

Nr. 3. | Juni 1911. | Jahrg. XIV.

Und ich gab allen Wesen mein Herz....

Als meine Seele vom Gedränge unzähliger, bald in Mückengold gefaßter Seelen, bald in Flügeldecken gepanzerter, bald mit Zweifalter-Gefieder überstäubter, bald in Blumenpuppen eingeschlossener Seelen angerühret wurde in einer unendlichen, unübersehlichen Umarmung – und als sich vor mir über die Erde legten Gebirge und Ströme und Flüsse und Wälder, und als ich dachte, Alles dieses füllen Herzen, die die Freude und die Liebe bewegt und vom großen Menschenherzen mit vier Höhlungen bis zum eingeschrumpften Insektenherzen mit einer und bis zum Wurmschlauch nieder springt ein fortschaffender, ewiger, eine Zeugung um die andere entzündender Funke der Liebe. . . . .

Ach, dann breitete ich meine Arme hinaus in die flatternde, zuckende Luft und alle meine Gedanken riefen: o wärest du sie, in deren weitem wogenden Schoß der Erdball ruht, o könntest du wie sie alle Seelen umschließen, o reichten deine Arme um Alles, wie ihre, die da beugen das Fühlhorn des Käfers und das bebende Gefieder des Lilienschmetterlings und die zähen Wälder, die da streicheln mit ihrer Hand das Raupenheer und alle Blumen-Auen und die Meere der Erde, o könntest du wie sie an jeder Lippe ruhen, die vor Freude brennt, und kühlend um jeden gequälten Busen schweben, der seufzen will! – – Ach hat denn der Mensch ein so schmales Herz,

daß er vom ganzen Reiche Gottes, das um ihn thront, nichts fühlen, nichts lieben kann, als was seine zehn Finger fassen und fühlen? Soll er nicht wünschen, daß alle Menschen und alle Wesen nur einen Hals, nur einen Busen haben, um sie alle mit einem einzigen Arm zu umschließen, um keines zu vergessen und in gesättigter Liebe nicht mehr Herzen zu kennen als zwei, das liebende und das geliebte? – Heute wurd' ich mit der ganzen Schöpfung verbunden und ich gab allen Wesen mein Herz. . . . .

Aus: Jean Paul, Die unsichtbare Loge.



Ich liege im Grase . . . . .

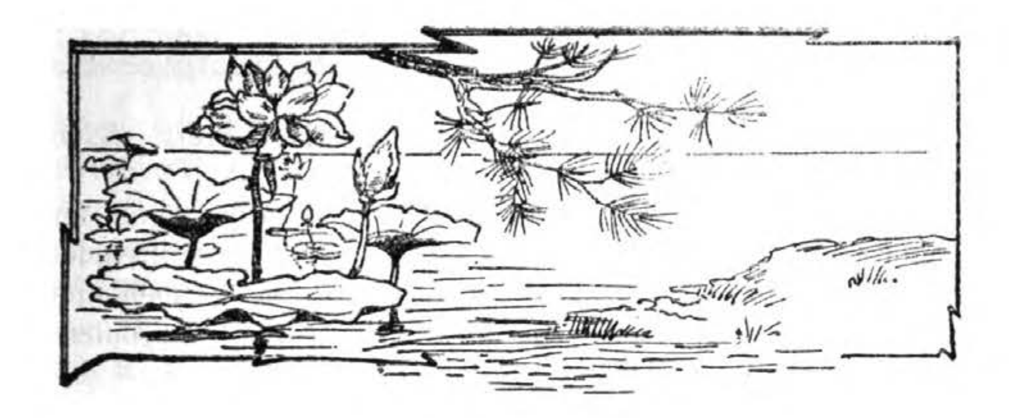
Von K. T.

Ich liege im Grase und träume
Und träume immerzu –
In weitem Bogen die Bäume
Steh'n in erhab'ner Ruh'.

So friedvoll als wär' ich gestorben,
So wunschlos ist mir das Herz –
Wie langersehntes Lösen
Und Trennen von Erdenschmerz.

Vergessen ist irdisches Sehnen,
Versunken auch Raum und Zeit,
Vergessen alle Tränen
Im Hauch der Ewigkeit.





Die Natur, ein in Erscheinung getretener Gedanke der Gottheit.

Von Kurt Siegfried Uhlig.

Natur! — Was faßt dieses Wort alles in sich! — Ob wir an dem schmalen Rain entlang gehen zur Seite eines ährenrauschenden Kornfeldes, ob wir uns im kühlen Schatten des harzduftenden Waldes aufhalten oder schwimmend die Wogen eines Sees oder Flusses teilen; — ob wir die Hochgrate der Gebirge erklimmen, wo das schimmernde Weiß des ewigen Schnees unser Auge blendet, oder ob wir zum gestirnten Himmel emporblicken, — was wir auch wahrnehmen, — wir nennen es Natur. —

Und wenn der Gelehrte einen Tropfen Wasser, den er aus einem schmutzigen Tümpel schöpfte, unter das Mikroskop nimmt, — er betrachtet ein Stück Natur, — dasselbe tut jemand, der am Thermometer abliest, welche Temperatur die Luft hat; — und wenn ein armer Großstadtmensch, der im fünften Stock einer Mietskaserne wohnt, gefragt würde, warum er vor seinem Fenster ein paar Blumenstöckchen stehen hat, so wird er uns antworten, daß er mitten in dem Gewühl des Großstadtlebens doch sein Stückchen Natur haben wolle, das

Vortrag, gehalten bei Gelegenheit der Dresdener Konvention am 13. Mai. Ein ausführlicher Bericht über die Konvention folgt im nächsten Heft.



ihm Freude mache, — und das er um keinen Preis missen wolle. —

Wir sehen, mit welch zäher Liebe der Mensch an der Natur hängt; — selbst da, wo er ihr ganz und gar entfremdet scheint, will er ein Stückchen von ihr für sich haben und sei es auch nur ein armseliges Primeltöpfchen oder Pelargonienstöckchen.

Und die Liebe zur Natur ist allen Menschen gemeinsam. Denn selbst der, der so verzärtelt und von Kultur überzuckert ist, daß er nur bei schönem Wetter spazieren — fährt; oder ein anderer, der so am Mammon hängt, daß er angesichts eines rauschenden Wasserfalls nur daran denkt, wieviel die Kraft des Wassers Nutzen bringen könne, — auch diese Menschen lieben die Natur, wenn auch in noch so unvollkommener Weise. —

Und wenn jemand nach einem Gradmesser dafür sucht, ob ein Mensch gut oder schlecht, eigennützig oder opferwillig sei, so möchte ich behaupten, daß die Liebe zur Natur der beste Gradmesser dieser Art sei. — So wie der Mensch die Natur anschaut, so schaut er seine Mitmenschen an, und was er in der Natur erblickt, das wird ein Licht auf seinen Charakter werfen. — Der Egoist erblickt ein zu unterwerfendes Raubgebiet, ein Wissenschaftler der Linnéeschen Art eine Fülle von Erscheinungen, — nach gemeinsamen Merkmalen bezeichnet, geordnet und etikettiert, — dem kirchlichen Dogmatiker ist die Natur ein von dem „lieben Gott" hergestelltes und aufgezogenes Uhrwerk; — und der Pessimist sieht nichts als ein Schlachtfeld, auf dem der Kampf aller gegen alle tobt, der zur Vernichtung führt. —

Wir fragen uns vergebens, wer recht habe, solange wir nämlich nicht über allen diesen Anschauungen stehen; — wir selbst mögen von einer Anschauung zur andern gedrängt werden und in keiner Befriedigung finden, so viele Menschen wir auch darnach um Rat fragen. —

Da kommt aber plötzlich einer, der sich erbietet, uns zu belehren. Er ist zwar schlecht empfohlen, — verlästert von allen Seiten. „Er ist ein Phantast, der es nie zu etwas



bringen wird", verurteilt ihn der Egoist; — „total unwissenschaftlich" — lautet des Gelehrten Ansicht; „ein Atheist!", zetert der Theologe und der Pessimist verzieht den Mund zu einem herben Lächeln und sagt: „Er wird auch nichts bessern!" —

Doch unser Mann läßt sich nicht irre machen und bittet um freundliches Gehör. —

„Es ist wahr," sagt er, „ich bin ein Träumer, deshalb ziehe ich mich manchmal von den Menschen zurück, setze mich im Walde oder auf den Bergen nieder und träume, das heißt ich lasse die Gedanken kommen und gehen wie sie wollen.

Es kann auch sein, daß ich über dem Träumen die Wissenschaft vergesse, denn mir scheint alles am rechten Ort zu stehen, wozu soll ich da klassifizieren?

In die Kirche gehe ich auch nicht, ich glaube aber nicht, daß ich deswegen schlechtweg ein Atheist bin; — ihr werdet es ja sehen. — Und bessern will ich auch nichts, denn es ist nichts zu bessern, es ist ja alles so herrlich, so großartig und vollkommen!"

Und ob die anderen auch die Köpfe schütteln, er bleibt bei seiner Behauptung. Denn er betrachtet die Natur von einem anderen Gesichtspunkte aus. Ihm ist sie weder ein Raubgebiet, noch ein Regal mit hunderttausend Schubfächern, — auch kein Uhrwerk und kein Schlachtgefilde; — er sieht in ihr ein millionenfach gegliedertes und doch einheitliches lebendiges Ganzes, von einem Geiste belebt, von einem Gedanken durchdrungen und geleitet.

Er steht der Natur gegenüber wie ein Musikfreund einer Beethovenschen Sinfonie. Der hört auch tausend und abertausend Töne auf vielen Instrumenten in mannigfachen Schattierungen, die sich zu Akkorden, Motiven und Themen gestalten, sich aufbauen und entwickeln, immer wechselnd, immer wieder neu, und doch blickt ihn aus jeder Melodie, aus jeder harmonischen Wendung das ihm vertraute Gesicht des Meisters entgegen und doch ist ihm bei der kleinsten



Figur gegenwärtig, wie sich dieselbe aus dem Grundgedanken der Sinfonie heraus entwickelt hat, — entwickeln mußte. —

Jener Musikfreund erkennt die Idee des Meisters, — den Meister selbst in seinem Werke. —

Wir wollen nun einmal versuchen, die Natur in ähnlicher Weise zu betrachten, — ob uns eine Ahnung überkommt von der Idee, die ihr zugrunde liegt, ob wir auch hier das Antlitz des Weltenmeisters aus seinem Werke hervorleuchten sehen! —

Wo sollen wir beginnen? — Dies ist die erste Frage, die sich uns bei unserem Vorhaben entgegen stellt. — Welche Erscheinung aus der Fülle der Gestalten sollen wir zuerst betrachten?

Und ich glaube, es liegt ziemlich nahe zu fragen, — woher eben diese Fülle der Erscheinungen, diese Unzahl der Individuen und diese Verschiedenheit der Arten stammt. — Betrachten wir also zuerst die Erscheinung der Vermehrung der Individuen. Diese findet auf mannigfache Art und Weise statt. Bei den einfachsten einzelligen Lebewesen geschieht sie dadurch, daß sich zuerst der Zellkern teilt und auf diese Weise zwei Kerne bildet. Um die beiden nun entstandenen Zellkerne ordnet sich nun der Zellstoff, Protoplasma genannt, — die Zelle dehnt sich etwas in die Länge, es bildet sich eine Einschnürung und endlich teilt sich die Zelle in zwei einander gleiche Teile, — zwei neue Zellen, deren jede aus einem Zellkern, Protoplasma und der umgebenden Zellmembran besteht. —

Dieser allgemein bekannte Vorgang läßt ein bestimmtes Prinzip erkennen, — eine Vervielfältigung durch Teilung, — eine Einheit wird durch Differenzierung zur Vielheit. —

Wir können uns nun vorstellen, wie durch jahrtausendelange Wiederholung dieses Teilungs- und Vervielfältigungsaktes Myriaden von Individuen entstanden sind und noch entstehen.

Aber wir fragen nun, woher kommt die Verschiedenheit der Arten, — wie kommt es, daß nicht sämtliche Geschöpfe



einzellige Lebewesen geblieben sind, sondern daß sich Pflanzen und Tiere der mannigfaltigsten Gattungen bildeten. —

Die naive Anschauung, daß ein persönlicher Gott im Anfang verschiedene Arten schuf, die sich dann nur in irgend einer Weise fortzupflanzen brauchten, ist von der Wissenschaft längst richtig gestellt worden. Man weiß, daß vornehmlich zwei Faktoren die Bildung der Arten herbeiführten: Die Anpassung an verschiedene Lebensbedingungen und die damit verbundene Heranzüchtung von Merkmalen. — Diese Heranzüchtung der Artmerkmale, bei der das Gesetz der Vererbung in besonders hervorragender Weise mitwirkte, bedingte aber eine andere Art der Fortpflanzung, als die Vervielfältigung durch Teilung. Denn bei einer solchen wurden und werden immer nur die gleichen Zellen erzeugt, eine wie die andere, so wie es eben bei den Einzellern oder innerhalb des Tier- und Pflanzenkörpers geschieht, wenn sich Zelle an Zelle reiht und dadurch der Körper aufgebaut wird. —

Zur Vererbung und Heranzüchtung von Artmerkmalen mußte dem Gedanken der Vervielfältigung eine neue Idee an die Seite treten, — eine neue Wendung gegeben werden. — Und siehe, — die Natur ersann sich ein großes Wunder, — eine neue Idee, die man der genialen Erfindung Adam Rieses vergleichen könnte. — War nämlich die bisherige Vermehrung der Individuen einer fortwährenden Addition zu vergleichen, indem es hieß: Eine Zelle + eine Zelle sind zwei Zellen; — so erfand sich die Natur nun ein Einmaleins, nach dem es möglich war, die Eigenschaften eines Individuums mit denen eines anderen zu multiplizieren. Es machte sich gegenüber dem Prinzip fortgesetzter Teilung ein anderes, entgegengesetztes geltend, „der Urdrang nach Vereinigung" wie Francé sagt.

Und jenes Prinzip ist es, das jene Urtypen von Geschöpfen veranlaßte, Teilchen ihres Plasmas miteinander auszutauschen, zum Beispiel in Form von Schwärmsporen, die sich dann mit einem anderen Individuum vereinigten und zu dem Aufbau eines neuen Körpers dienten.

Dies ist jene Multiplikation der Eigenschaften und Merk-



male zweier Individuen, die ein neues, weit größeres Resultat liefert als die Addition.

Es liegt eine unendlich tiefe, innige Poesie, — mehr als das, — ein ehrfurchterweckendes Mysterium in jener Tatsache, daß zwei Geschöpfe sich vereinigen, jedes ein Teilchen seines Körpers opfert, um einem dritten, neuzubildenden Organismus das zu vererben, was die Eltern im Kampfe ums Dasein gewonnen und errungen haben. Ja — ein einzelliges Wesen, das Glockentierchen, bei dem man neben dem Teilungsprozeß auch die Anfänge geschlechtlicher Zeugung beobachten kann, geht noch weiter: Das schwärmende Individuum, das nach Vereinigung mit dem ruhenden drängt, kriecht völlig in das letztere hinein: Es opfert also sein ganzes Dasein dem Zeugungszwecke auf.

Teilung und Vereinigung sind die beiden kontrastierenden Themen in der Weltensinfonie und sie stehen, wie bei jedem echten Sinfoniker, zu einander im Gegensatz und ergänzen sich dennoch. —

Differentiation ist das Hauptthema. Aus einer Einheit muß sich eine Zweiheit bilden, — aus dieser die quantitative Vielheit. —

Vereinigung ist das Seitenthema, das sich aus dem Hauptthema entwickelt, — übergeleitet durch eine lückenlose Folge von Zwischenstufen. —

Und es ist ein richtiges Unterthema des Hauptthemas, denn es klingt auch wieder in Differentiation aus, — und zwar in Artenbildung, — also qualitative Vielheit.

Nun kann die Durchführung der Sinfonie beginnen; — und es mag sich nun Motiv an Motiv reihen, es mag sich gestalten und kontrapunktisch verweben wie es will, — alles ist aus den Hauptthemen entstanden, alles läßt sich auf sie zurückführen und alles klingt in dieselben aus.

In der Pflanzenwelt finden wir die beiden Themen wieder: Aus dem Pilzgeflecht schießen unzählige Pilze hervor, — sie streuen ihre Millionen Sporen in die Luft: — Neubildung durch Differentiation. — Ebenso sendet das Erdbeersträuchlein seine Ranken nach allen Seiten und an jeder wuchern



neue Stöckchen. Zwar hat die Erdbeere auch ihr Geschlechtsleben, sie entfaltet ihre zarten weißen Blütensterne und auf dem schwellenden, roten Polster ihres Fruchtbodens (der fälschlich sogenannten „Beere") entstehen kleine Nüßchen, die die Möglichkeit, neue Stöckchen zu bilden, in sich haben. Aber ach! — Wieviele von den kleinen Nüßchen mögen taub und unfruchtbar sein; — und wieviele Feinde würden dem zarten, gar zu langsam sich entwickelnden Keime drohen. Und all dies möchte angehen, wenn nur der Fruchtboden, auf dem die Nüßchen stehen, nicht soviele Liebhaber fände, die sein süßes Fleisch mit samt den Nüßchen verzehren, wie Schnecken, Vögel, Igel und nicht zuletzt der Mensch. — Darum ist die Erdbeere gezwungen, zur Erhaltung ihrer Art vornehmlich nach dem Prinzip der Differentiation zu handeln und das zweite Thema, das „Liebesmotiv", nur ganz leise mitklingen zu lassen. —

Hier fällt uns etwas Neues auf: „Die Pflanze weiß sich zu helfen."

Ja — ist das kein Märchen oder im besten Falle eine phantastische Ausdrucksweise? Kann denn eine Pflanze so etwas Ähnliches tun wie „bewußt oder zweckmäßig handeln"? Wir wollen die Frage nach dem „Bewußtsein" uns für später aufheben, aber vorläufig konstatieren, daß die Einrichtung der Ranken an der Erdbeerstaude jedenfalls sehr zweckmäßig und so notwendig ist, daß ohne dieselbe die Art schon längst zugrunde gegangen sein dürfte. —

Und wie zweckmäßig sind erst die Einrichtungen jener Pflanzen, die zwecks ihrer Vermehrung dem Drange nach Vereinigung folgen. — Da steht eine Staude, ein Strauch oder Baum festgewurzelt in der Erde und treibt seine Blüten, Fruchtknötchen und Staubgefäße. — Fällt der Staub der eigenen Blüte auf das Pistill, so gibt es eine degenerierende Inzucht; — wie aber soll der Staub der einen Blüte auf das Pistill einer anderen gelangen, da doch die Pflanze sich nicht fortbewegen kann? — Unwillkürlich denkt man an die zwei Königskinder:

„Sie konnten zusammen nicht kommen!"



Leander bei den Pflanzen verlegt sich aber nicht aufs Schwimmen, — er begnügt sich, einen Boten zu senden.

Manchmal versieht der Wind diesen Botendienst, — doch er ist unzuverlässig und verliert einen großen Teil der ihm anvertrauten Sendung. Er kommt daher fast nur in Betracht bei Pflanzen, die dicht aneinander wachsen, — auf den Getreidefeldern und bei den Koniferen unserer Wälder. — Weit sicherer ist die Beförderung des Blütenstaubes durch das geflügelte Korps der Insekten.

Francé weiß in seinem Buche „Das Liebesleben der Pflanzen" Wunderdinge davon zu erzählen, auf welche raffinierte Art und Weise die Insekten angelockt und ihnen der Blütenstaub aufgebürdet und wieder abgenommen wird. — Einige Pflanzen, zum Beispiel die Steinnelke, sind nur für Falter eingerichtet, — die Taubnessel wieder hat zufolge ihrer Einrichtung die Hummeln für ihre Botendienste engagiert. Das Leimkraut geht der großen Konkurrenz während des Tages aus dem Wege und entfaltet seine Blüten des Nachts, wo es von schwirrenden Nachtfaltern aufgesucht wird.

Etwas Ähnliches tut die Weide, deren Kätzchen wir alle als Lenzesboten kennen. Sie blüht im zeitigen Frühling, wenn noch alle Blumen schlafen, und lockt durch ihren zarten, feinen Duft und ihren Honig Bienen an. Die Weide hat es infolgedessen auch nicht nötig, ihre Blüten in leuchtende Farben zu kleiden, — sie braucht vielmehr ein schützendes Pelzröckchen gegen die Nachtfröste. —

Diese Zweckmäßigkeit steigert sich bei vielen Pflanzen bis zum Raffinement. — Von der Salbeiblüte wird eine Biene mit Blütenstaub geradezu überrascht, ehe sie sich's versieht; — der Aronstab „überlistet" die Mücken in noch schlauerer Weise. — Er lockt sie durch seinen Geruch in die kesselförmige Blüte, in die die Mücke zwar hinein-, aber aus der sie nicht eher herausgelangen kann, als bis das Geschäft der Befruchtung vollzogen ist.

Wenn man die Beziehungen zwischen Blumen und Insekten betrachtet, steht man mehr als einmal vor dem Ergebnis, — daß die Pflanze klüger handelt als das Insekt; —



und das ist eine sonderbare Folgerung, denn gleich fällt uns ein, daß die Insekten ein Gehirn haben, die Pflanzen aber nicht. — Und manch einer meiner Zuhörer möchte mich vielleicht ad absurdum führen durch die Frage: „Dann ist wohl auch die Mausefalle klüger als die Maus?" —

Aber in dieser Frage läge ein großes Zugeständnis. — Bei der Mausefalle nämlich wird niemand nach Verstand oder Bewußtsein fragen, weil wir wissen, wer sie erdacht und verfertigt hat. Und so stehen wir betreffs der Pflanzen vor zwei Möglichkeiten:

Entweder wir schreiben dem Pflanzenindividuum Denkfähigkeit und überlegende Intelligenz zu, dann stehen wir vor der Notwendigkeit zu folgern, daß das Vorhandensein eines Gehirns für das Denken belanglos sei — eine Folgerung, die allem bisher Erforschten ins Gesicht schlägt, — oder wir erkennen eine Intelligenz außerhalb des Pflanzenkörpers, aber innerhalb des Lebens der Gesamtnatur an. Mit anderen Worten: Wir erkennen hinter den sichtbaren Erscheinungen der Natur den Willen einer Gottheit, deren Weisheit und Schöpferkraft in dem Leben der ganzen Natur einen Ausdruck sucht und findet. Die beiden Grundideen, nach denen jener Schöpferwille seinen Ausdruck findet, lernten wir kennen als Teilung und Vereinigung. Beide in Wechselwirkung vereint bedingen die Entstehung der größten Mannigfaltigkeit, und so steht auf den Schultern dieser beiden Grundideen ein drittes Prinzip: Entwickelung.

Wenn wir nun bedenken, daß Differentiation die erste Grundidee des schöpferischen Willens war, so ist es klar, daß sich auch die Schöpfungsidee selbst differenzieren mußte und in den mannigfachen Erscheinungen den mannigfachsten Ausdruck fand. So kam zum Beispiel ein Teil der einen Schöpfungsidee im Pflanzenleben, ein anderer im Tierleben zum Ausdruck, und innerhalb der Gesamtheit jener Erscheinungen, die wir mit den Sammelnamen „Pflanzen" oder „Tiere" bezeichnen, können wir wieder beobachten, wie sich die Schöpfungs-, d. h. Entwicklungsidee in unendlich viele Teile gliedert und spezialisiert, sodaß wir sagen können:



Jeder Erscheinung, jeder der unzähligen Arten liegt eine andere Idee zugrunde und doch sind alle jene speziellen Ideen aus einer entstanden. Und diese Ideen sind etwas Wirkliches, Lebendiges, Wirkendes, — Kräfte, die nach Betätigung drängen, die darnach streben, in Erscheinung zu treten, sich auszuleben in den Formen, in die sie sich kleiden. — Mancher auf den Grund der Dinge gehende Naturforscher hat das Vorhandensein jener lebendig wirkenden Schöpfungsidee erkannt und diese Erkenntnis veranlaßte auch R. Francé, von einer „Pflanzenseele" zu sprechen. — Ich zitiere die Worte des Forschers:

„Ich hab's gewagt, denn es ist schwer, es nicht zu wagen. Die Natur zwingt uns zu Begriffen, von denen wir nichts wissen wollen – vielleicht, weil es ohne sie so bequem wäre auf Erden. Was in hundert gelehrten Arbeiten trotz äußerster Kritik und trotz unserer modernen extremen Zweifelsucht immer wieder durchbricht: Die Tatsache, daß auch in der Pflanze etwas da ist, was die Leistungen ihrer einzelnen Organe zusammenfaßt, beherrscht und zu höherer Einheit verbindet, diese stets von neuem und stets in wunderbaren Erscheinungen zutage tretende Tatsache führt jetzt einen Gelehrten nach dem anderen zur Anerkennung einer Pflanzenpsyche.

. . . . . . Indem ich . . . . . allen Schlupfwinkeln des Lebens nachging, danach ringend, das **Wesen** der Pflanzennatur in einem plastischen Bilde und einer grundlegenden Idee zu erfassen, da hat es mich aus tiefstem Herzen durchdrungen, wie alles an dem Gewächs, die abgrundliche Bedachtsamkeit seines Wachstums, die mit erster Handlung auf fernste Zukunft abzielt, wie der kühne und planvolle Bau seiner Glieder, die feinen und verschlungenen Wege seiner Ernährung, wie das lieblichste aller Mysterien: das Liebesleben der Pflanzen, wie ihre aufopfernde Mütterlichkeit, mit zwingender Notwendigkeit auf einen Steuermann hinweisen, der in den Pflanzen sitzt, ebenso wie in unserer eigenen Brust. – Es ist mir nicht leicht geworden, zu dieser Überzeugung zu gelangen. Aber nun kann ich nicht mehr schweigen darüber!"

Dieses Bekenntnis eines modernen Naturforschers zeigt uns, wie die Wissenschaft sich immer mehr der Erkenntnis nähert, daß der gesamten Natur eine Idee zugrunde liegt, die in den verschiedenen Formen verschieden zum Ausdruck kommt und diesen Ausdruck in den sich immer höher entwickelnden Formen immer mehr vervollkommnet. — Das

dritte Motiv, die Entwickelung, wollen wir nun der näheren Betrachtung unterziehen.

Wir sahen, wie sich bei den Infusorien hauptsächlich das Prinzip der Differentiation geltend machte, — mit einzelnen Anläufen und Anfängen der Vereinigung zweier Individuen zum Zwecke der Zeugung, — dieses Vereinigungsmotiv wurde mehr ausgebaut bei den Pflanzen, und zwar in einer Weise, die das Vorhandensein der Pflanzenseele immer mehr zutage treten läßt.

Diese Pflanzenseele, die die Pflanzen zu allen jenen zweckmäßigen Handlungen veranlaßt, wie die Anpassung an die Gewohnheiten der Insekten, an die Bodenbeschaffenheit, an Temperatur- und Lichtverhältnisse, — ist es also, die gleichsam für die Pflanzen oder vielleicht besser in den Pflanzen denkt und ihr Sinnes- und Triebleben leitet. — Doch so vielfältig diese Tätigkeit der Seele in den Pflanzen auch sein mag, zu noch größerer Entfaltung ihrer Kräfte, zu noch besserem Ausdruck ihres Wesens kann sie nur durch noch weitere Entwicklung, — durch noch mehr gesteigerte Differenzierung gelangen. Und so beginnt denn der schöpferische Wille, — der der erste Anstoß zur Differenzierung des einen alles in sich fassenden Weltengeistes war, — auch im Individuum lebendig zu werden; er teilt und zersplittert sich in unendlich viele Willensrichtungen. — Wenn sich aber der Wille teilte, — wie war dies anders möglich, als daß das Bewußtsein, die „Seele“ sich gleichzeitig wieder differenzierte? — Nun reichte aber die Form nicht mehr aus. — Das Nervensystem der Pflanze, das auf alle Reizwirkungen bereitwillig reagiert und das nur dazu dient, das zum Ausdruck zu bringen, was die Pflanzenseele will, — genügte vor allem nicht mehr. — Es mußte ein Werkzeug geschaffen werden, durch das jeder individualisierte Willensimpuls wirksam werden konnte, — die neue Bewußtseinsform, zufolge der das Individuum fühlte „Ich existiere“, mußte einen Sitz, ein Zentrum haben. So wurde das Gehirn nötig und bildete sich Stufe für Stufe in lückenloser Folge aus den primitivsten Anfängen (als deren einen man vielleicht



den Punkt bezeichnen kann, an dem die fünf Hauptnerven eines Seesternes zusammentreffen), — bis zu dem Impulsapparat eines Elefanten oder Schimpansen. —

So liegt der Tierwelt die Idee einer noch weitergehenden Differenzierung zugrunde als der Pflanzenwelt, — der individuelle Wille und das individuelle Bewußtsein bedingten auch die größere Bewegungsfreiheit des Tieres, — denn um den Willen zu betätigen, mußte der tierische Organismus die Fähigkeiten ausbilden, das auch zu können, was er wollte. — Und ist nicht dieser Wille etwas Göttliches? Denn wie stark muß er sein, wenn er unentwegt Jahrtausende lang darnach strebte, aus der Flosse des Fisches einen Flugapparat zu gestalten? Wieviele Zwischenstationen müssen da nötig gewesen sein, — wieviel Unvollkommenheiten mußten überbrückt werden, bis die Schwalbe die Luft durchsegeln konnte, bis das Roß oder der Hirsch seine geschwinden Glieder heranbildete, bis die Haut der Fledermaus sich zu einem solchen feinen Tast- und Flugorgan gestaltete, bis das Adlerauge und die Hundenase entstand! So erreichte das Prinzip der Differenzierung in der Tierwelt seinen Höhepunkt; und es ist hier eine unbegrenzte Möglichkeit für die Entwicklung der verschiedensten Fähigkeiten und Eigenschaften vorhanden. Das Motiv der Teilung ist soweit durchgeführt, daß nicht nur die physischen Organismen getrennte Körper bilden, — nicht nur die Geschlechter, die bei den meisten Pflanzen und einigen niederen Tieren in einem Individuum vereinigt waren, sind völlig getrennt, — sondern auch Bewußtsein und Wille sind so zersplittert, daß das Gefühl der universellen Einheit im Individuum völlig verloren gegangen ist. —

Das erste Thema unserer Lebenssinfonie scheint also erschöpfend durchgeführt zu sein, — was wird nun aus dem zweiten, dem Prinzip der Vereinigung? Dieses wird unfehlbar einsetzen, sobald das erste Motiv erschöpft ist; — aber wie nichts in der Natur, so wird auch dies nicht unvermittelt geschehen. — Und wenn wir genau zusehen, — merken wir, daß das „Vereinigungsmotiv" schon in den ersten Stadien



der Organismenbildung einsetzte und niemals ganz aufgehört hat, zum Ausdruck zu kommen.

Schon die Einzeller schließen sich gelegentlich zu Kolonien zusammen, und zwar entwickelt sich aus dem zuerst regellosen Haufen eine Art Staatswesen, in dem man bereits eine gewisse „Arbeitsteilung“ beobachten kann. Denn dieser Gesamtorganismus, den man Volvox genannt hat und der aus etwa 20000 Einzeltierchen besteht, weist schon einen Sinnespol und einen Geschlechtspol auf; — wir sehen also bereits im Keime das entstehen, was dann im menschlichen Organismus Gehirn und Solarplexus wird; die beiden Nerven-Zentren für das Sinnesleben und für das Triebleben. —

Eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht das Prinzip der Vereinigung bei den Insekten. Die Raupenzüge des Prozessionsspinners, die Schwärme der Mücken und Eintagsfliegen mögen wir als Vorstufen zu den geordneten Staatseinrichtungen der Wespen, Hummeln, Bienen und Ameisen betrachten. —

Auch im Immenstaat wird das Geschäft der Fortpflanzung von anderen Individuen besorgt als die verschiedenen anderen Arbeiten, wie das Aufbauen der Wohnungen, Sammeln von Nahrung und die Pflege der Larven. Ja — bei der mexikanischen Honigameise opfert sich eine Anzahl Arbeiter dazu, lediglich als „Honigschläuche“ zu dienen, — indem sie sich von den übrigen Arbeitern bis zum Platzen mit Honig anfüllen lassen, den sie dann zum Wohle des Vaterlandes aufbewahren und sich in kleineren Rationen wieder entnehmen lassen. —

Das Rührendste dabei ist, daß die armen Honigameisen sich während der ganzen Zeit, während der sie den Dienst der Honigaufbewahrung versehen, nicht von der Stelle rühren können, sondern dazu verurteilt sind, in einem unterirdischen Keller regungslos still zu sitzen, bis sie von der süßen aber unbequemen Last wieder befreit sind. — Dieses Motiv der Aufopferung für das Wohl des Ganzen stellt die äußerste Konsequenz des Vereinigungsprinzipes dar — und ist bei



den Ameisen bis zu einem Grade entwickelt, den der Mensch bis dato noch nicht erreicht hat.

Und doch ist gegenseitige Hilfe und Unterstützung, — größtmöglichstes Entgegenkommen allerorts in der Natur ausgedrückt, sei es in der Anpassung der Blumen an Insektenbeschaffenheiten und Gewohnheiten, sei es in der Pflege, die die Ameisen den honigspendenden Wurzelläusen angedeihen lassen, oder überhaupt in dem Drange mancher Tiere gesellig zu leben, wie viele exotische Singvögel oder die in Herden lebenden Pflanzenfresser. —

Das Prinzip der Differenzierung erreichte im Tierleben, und da vielleicht wieder bei den Raubtieren, — dem einsam schweifenden Löwen und seinem gefiederten Gegenstück, dem Adler, seinen Höhepunkt; zu welchem Ergebnis wird nun die Entwicklung des Vereinigungsprinzipes führen? Die Anfänge jener Entwicklung weisen uns unverkennbar auf den Menschen hin, und keine andere Form der Natur wäre geeigneter, das Prinzip der Vereinigung zu einem Ziele zu führen als er. Ist der Mensch doch selbst das Ergebnis einer Vereinigung von jenen durch das Triebleben herangebildeten und vervollkommneten tierischen Instinkten und einer höheren Intelligenz, die es ihm ermöglicht, sich mit abstrakten Begriffen zu befassen, — eine Fähigkeit, die selbst dem intelligentesten Tiere abgeht.

Und diese höhere Intelligenz, mittels der der Mensch abstrakte Dinge erkennen und von einander unterscheiden kann, ist nötig zur weiteren Durchführung des Motivs der Vereinigung.

Denn um die unzählig vielen persönlichen Willensrichtungen, in die sich der ursprünglich eine Schöpferwille zersplittert hat, wieder zu vereinigen, ist es nötig, die Einheit dieses Willens zu erkennen. —

Kann sie denn erkannt werden, fragen die Zweifler, existiert sie am Ende nicht nur in der Einbildung? Ich glaube, wir können antworten: Ja, — diese Einheit kann erkannt werden, — wir sehen sie hervorleuchten aus der unendlichen Vielheit der Natur; denn es geht eine ein-



heitliche Idee durch die ganze Entwicklungsgeschichte der Schöpfung, und die Entstehung aller Formen dient nur dazu, diese eine Idee zum Ausdruck zu bringen.

Und ebenso wie der Wille, so drängt auch das Bewußtsein nach Wiedervereinigung. —

In dem Bienenkorb, auf dem Hühnerhofe, in der Herde gesellig lebender Säugetiere sehen wir die Anfänge eines Nationalitätsbewußtseins sich entwickeln. Beim Menschen kam dasselbe zeitweise zu hoher Entfaltung; — in „großen Zeiten“ ging Wille und Bewußtsein des Einzelnen unter im Willen und Bewußtsein der Nation. — Das alles sind Entwicklungsstufen auf dem Wege, der zur lebendigen Erkenntnis der kosmischen Einheit führt. Als weitere Anläufe dazu mag man alle internationalen Bestrebungen gelten lassen, wie sie namentlich im gegenseitigen Austausch der geistigen Errungenschaften der Völker zum Ausdruck kommen.

Die beiden Grundideen des Schöpfergeistes, die natürlich auch in der Menschheit zum Ausdruck kommen, heißen hier Egoismus und Altruismus. In der Betätigung des letzteren nähern wir uns dem Ziele, dem Schlußakkord, in den die Weltensinfonie ausklingt. — Ich habe schon auf das Beispiel hingewiesen, das uns die Ameise in dieser Beziehung gibt. — Wenn aber der Ameisenstaat das Ideal des Staatswesens, das darin besteht, daß jeder Bürger mit allen seinen Kräften nur für das Ganze, nicht aber für sich arbeitet, — früher erreichte als der Mensch, so braucht uns das nicht zu beschämen. — Denn so staunenerregend die geistigen Fähigkeiten der Ameise auch sind, so sind sie doch weit geringer als die des Menschen, und es dauerte darum nicht so lange als bei uns, bis die egoistischen Neigungen derselben durch Erfahrung erschöpft waren und aus der egoistischen Ameise die Bürgerin wurde, die nur für das Wohl der Republik arbeitet. — Auch bei uns Menschen wird zuversichtlich dieser Zeitpunkt kommen, wo niemand mehr herrschen, sondern nur alle dienen wollen; — und dieser Zeitpunkt wird dann eintreten, wenn alle die millionenfachen Fähigkeiten der Menschenseele in egoistischer Weise angewendet worden sind, zum

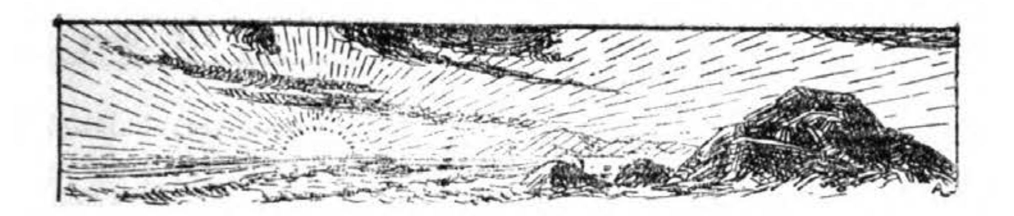


Mißerfolg geführt haben werden und die Menschheit dadurch belehrt sein wird, daß nicht das Streben nach Sondersein, sondern das Aufgehen des persönlichen Willens im Allwillen zu dem Ziele führt, auf welches das in der ganzen Natur wirkende geistige Prinzip hinarbeitet: Die bewußte kosmische Einheit. — Die Natur zeigt uns, daß kein Ziel im Sprunge erreicht wird, und so werden auch hier eine Menge Zwischenstufen nötig sein, — zunächst dürfte sich das Einzelbewußtsein und das Nationalitätsbewußtsein zu dem umfassenderen Menschheitsbewußtsein ausbilden, ein Problem, dessen Lösung ja der Hauptzweck der Theosophischen Gesellschaft ist.

Und diese Lösung wird um so leichter gelingen, je besser wir den in der Natur waltenden Geist erkennen lernen und je mehr wir die Natur selbst mit liebendem Auge als den Ausdruck einer göttlichen Idee: „Differenzierung und Wiedervereinigung" betrachten. Dann werden wir in der Natur die wissenschaftliche Begründung des Prinzipes der Allgemeinen Bruderschaft erkennen und dann wissen wir, daß für uns die Aufgabe vorliegt, an dem zweiten Motiv dieser Weltidee, der Wiedervereinigung, zu arbeiten und dadurch uns immer mehr der Gottheit bewußt zu werden, die in uns, wie in der gesamten Natur wirkt und deren in Erscheinung getretenen Gedanken wir zu krönen berufen sind; — wie uns auch Pythagoras verheißt:

Sei mutig, o Seele, der Mensch ist göttlicher Abkunft
Und die Natur zeigt ihm, die heilige Lehrerin, alles! —





Das Merkmal des Jesuitismus.

Von Julius Eggers.

Das Charakteristische des Jesuitismus besteht darin, daß er die Gemüter der Menschen von dem eigentlichen Ziel der spirituellen Entwicklung abbringt und auf irgend ein anderes niederes Ziel ablenkt. So hatte sich im Mittelalter die „Gesellschaft Jesu“ (die Jesuiten) verschworen, nicht etwa die Lehren Jesu, wie man annehmen sollte, ins Leben zu übertragen, zu verwirklichen; nein, darauf kam es dieser Gesellschaft nicht an; sondern jedes Mitglied mußte schwören, unter allen Umständen den Lehren der „Kirche“ Geltung und Anhang zu verschaffen. Also das wahre Ziel des Christen wurde diesem verschleiert und anstelle dessen ihm die Autorität der Kirche dargeboten.

In dieser Weise haben die Jesuiten und der jesuitische Geist in allen darauffolgenden Jahrhunderten gearbeitet, bis auf den heutigen Tag. Die Vertreter dieser jesuitischen Geister (ob sie es bewußt oder unbewußt tun, sei dahingestellt) erklären es z. B. für vermessen, wenn der Theosoph nach Vereinigung mit dem Göttlichen in sich strebt, dafür aber wird ihm als das richtige Ziel die Astralebene hingestellt. Während die wahre spirituelle Entwicklung darin besteht, daß der Mensch seine niedere Natur kennen lernt, beherrscht und sie der höheren göttlichen Natur dienstbar macht, wird durch die jesuitischen Elemente das Gemüt des Menschen von dem Trachten nach jenem spirituellen Streben abgelenkt und als Ersatz die Entwicklung vom Hellhören und Hellsehen geboten, ein Verfahren, durch welches dem Betreffenden die Pforten



seiner eigenen Seele verschlossen werden und verschlossen bleiben, bis er aus jener Sackgasse, der Astralwelt, zurückgekehrt ist, genau an dieselbe Stelle, von welcher er das Streben nach spiritueller Entwicklung verlassen hatte.

Wir haben oft im Leben Gelegenheit, solche Tricks des jesuitischen Geistes, bewußt oder unbewußt ausgeführt, zu beobachten. Das Charakteristische besteht immer darin, daß das menschliche Gemüt von dem hohen Ziel und Streben abgelenkt werden soll, indem ihm etwas Anderes, Niederes geboten wird, etwas, das der niederen Natur angenehmer, leichter und bequemer ist.



Konfutse-Aussprüche.

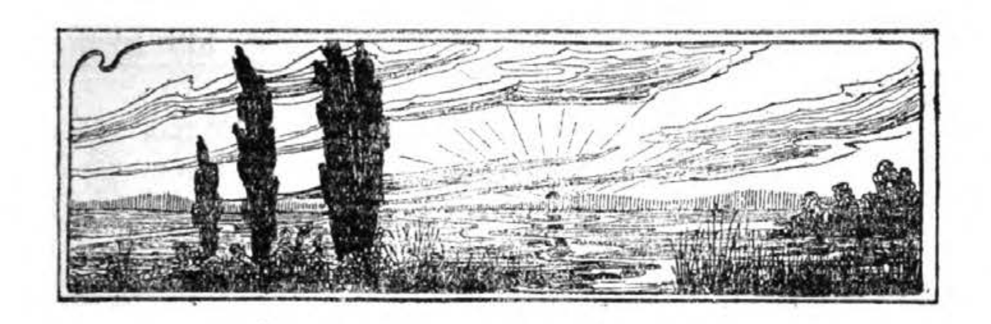
Der Meister sprach: Nicht kümmere ich mich, daß die Menschen mich nicht kennen. Ich kümmere mich, daß ich die Menschen nicht kenne. –

Er opferte den Göttern als in ihrer Gegenwart. Der Meister sprach: Wenn ich bei der Darbringung meines Opfers nicht anwesend bin, so ist es, als habe ich garnicht geopfert. –

Der Meister sprach: Ein Mensch ohne Glauben: ich weiß nicht, was mit einem solchen zu machen ist. Ein großer Wagen ohne Joch, ein kleiner Wagen ohne Kummet, wie kann man den voranbringen?

(R. Wilhelm'sche Übersetzung.)





 Studien über die Edda. 

Von Kurt Siegfried Uhlig.

(Fortsetzung.)

Einiges Interessante bietet auch die breite Aufzählung von verschiedenen Arten geistiger und auch astraler Wesenheiten, die alle in dem Daseinsprozeß des Alls ihre verschiedenen Aufgaben haben. Obwohl neben einigen, die die Edda selbst als „Zwerge" bezeichnet, andere genannt sind, auf die sich der Vers

„Die Namen der Geister – nicht zu vergessen:"

bezieht, und ferner eine dritte Abteilung erwähnt wird, von der es heißt:

„Da entstunden auch manche, gleich sterblichen Menschen" –

nennt Wolzogen doch naiverweise alle samt und sonders „Zwerge" und hat, wie er schreibt, die Namen vollständig umgeordnet. — Dank dieser „Umordnung" wird man recht wenig daraus klug, — aus dem Gewimmel der Namen ragen die vier „Wächteralben"

„Morgen und Mittag, Mittnacht und Abend"

hervor, — wir erkennen sie wieder als die vier „Maharajahs" der Geheimlehre, die „an den Ecken sitzen". — Gleich nach ihnen werden die vier Elementarwesen genannt, die den Phasen des Mondes entsprechen und das Wetter bestimmen:

„Neulicht und Niederlicht, Nebler und Nächtler".

„Neulicht“ ist der sich erneuernde, zunehmende Mond, „Niederlicht“ der abnehmende, „Nebler“ der — meist von einem sogenannten „Hofe“ umgebene — Vollmond und „Nächtler“ der fast ganz unsichtbare Neumond. Vielleicht stellt einmal ein erfahrener und gelehrter Okkultist die alte ursprüngliche Ordnung wieder her und gibt die nötigen Erklärungen dazu.

Von der Erschaffung des Menschen berichtet der Sang:

> „Einst gingen auch drei vom Göttergeschlechte,
> Hohe, huldvolle Hallenbeherrscher,
> Und fanden am Strande, der Stärke noch ledig,
> Ask und Embla ohne Bestimmung.
> Nicht Seele noch Sinn besaßen die beiden,
> Nicht Leben noch Blut, noch Lebensfarbe:
> Die Seele gab Wotan, den Sinn gab Hönir,
> Das Leben, die Farbe gab Loge dazu.“

Die „Drei vom Göttergeschlechte“ sind Atma, Buddhi, Manas, die „am Strande“ (am Meere der Täuschung), „ohne Bestimmung“, d. h. ohne die göttliche Bestimmung, die nachher den „Menschen“ auszeichnete, ein Paar der eben zweigeschlechtlich gewordenen Menschenrasse fanden; — Ask und Embla. Wir erkennen unschwer in den nordischen Namen „Ask und Embla“ die biblischen „Adam und Eva“ wieder.

„Nicht Seele noch ‚Sinn‘ besaßen die beiden“, sagt Wolzogen wohl nur des Stabreimes wegen; — wir würden uns ausdrücken: Sie besaßen weder Geist noch Seele noch Gemüt (Wolzogen: „Leben“). — „Nicht Leben noch Blut“ bedeutet „ohne Bewußtsein des sie durchflutenden kosmischen Lebens“, dessen Symbol das „Blut“, der „Saft des Lebens“ ist. — Da gab ihnen Wotan den atmischen Strahl, Hönir (früher „Vili“, der schöpferische Wille benannt) gab ihnen die Seele (nicht den „Sinn“) — also den Strahl von Buddhi, der manasische Strahl aber, symbolisiert durch Loge, inkarnierte sich im Menschen als „Intellekt“ — „und also ward der Mensch eine lebendige Seele“ — sagt das Buch Genesis.

Weiter schildert die „Völuspâ“ den Kampf Aller gegen Alle, der — dargestellt als eine Folge des Goldgewinnes —



nicht nur zwischen den Menschen tobt, sondern auch Bewohner der Elementarreiche, z. B. die Wanen, sowie die Riesen und Götter in seinen Bannkreis zieht. Auch Donner, der Gewittergott, mischt sich in den Kampf. — Alles dies ist symbolisch zu verstehen und bezieht sich auf die Menschheit, die ihren gegenseitigen Vernichtungskampf mit allen Mitteln führt, — nicht nur mit roher physischer Kraft wie die Riesen, sondern auch unter Zuhilfenahme der Naturkräfte (Wanen=Wasserkräfte, Donner=Elektrizität) und der geistigen Fähigkeiten. —

Balder, der Wotanssohn, ein Gott der uneigennützigen Nächstenliebe, geht in diesem Kampfe unter:

„Den Balder erblickt' ich; des blühenden Gottes,
Des Wotanssohnes wartete Leid:
Gewachsen schon war ihm, — weit vom Boden
Der schön sich schlängelnde Schoß der Mistel,
Da flog von der Pflanze beim Pfeilschuß des Hödhr
Ihm häßlicher Harm zu." —

Ist Balder die Personifizierung der Uneigennützigkeit, des Altruismus, so sehen wir in Hödhr das Symbol des Zankes und Streites, — Wolzogen übersetzt den Namen mit „Hader" — Hödhr wird außerdem als blind geschildert, was auf eine Nebenbedeutung als „Jähzorn" oder „blinder" Haß hinweisen mag. Hödhr schleudert das Geschoß aber nicht aus eigenem Antriebe auf Balder, sondern auf Anstiften Loges. Es ist wieder einmal der Intellekt, der sich dem Altruismus entgegenstellt und Hader und Zorn entfacht. Doppelt symbolisch erscheint uns die Mistel, jene Pflanze, von der das Geschoß Hödhrs hergestellt war. — Einmal ist sie, — als eine auf Kosten anderer Gewächse lebende Schmarotzerpflanze, — das Symbol des Unrechts — des Bösen schlechthin, — dann aber bedeutet sie — gerade wie das christliche Sinnbild des Kreuzes, das Leid der Welt, das der göttlich Gute, der Wotans- oder Gottessohn tragen muß. Ziehen wir in Betracht, daß die Mistel infolge der eigentümlichen kreuzweisen Anordnung ihrer Verästelungen schon seit grauen Zeiten auch den Namen „Kreuzholz" führt, so wird uns ihre symbolische



Verwandtschaft mit dem Kreuz auf Golgatha sofort klar. Ich möchte noch an einen alten Brauch erinnern, der sich bis heute in England erhalten hat. Man hängt zu Weihnachten, — also zur Feier jenes Tages, an dem Christus durch seine Geburt das Leid der Welt auf sich nahm, einen Mistelzweig an den Kronleuchter. Wer darunter zu stehen kommt, muß an diesem Standorte verbleiben, bis ein anderer ihn durch einen Kuß befreit. Der Sinn dieses Brauches ist etwa folgender: Wer sich dem Lichte des Logos (das Zentrallicht, dargestellt durch den in der Mitte des Raumes hängenden Leuchter) nähert, der muß auch das Leid der Welt auf sich nehmen, von dem ihn nur der Kuß, d. h. die selbstlose Liebe erlösen kann. — Wir sehen also in diesem alten Brauche die Mistel dieselbe Rolle spielen wie in der Edda, und vielleicht ist Balder in der Tat ein vorgeschichtlicher Meister, — ein Avatar oder „Christus", den, wie Jesus, der blinde Haß (Hödhr) durch das „Kreuzholz" mordete.

Später berichtet die „Völuspâ" ja sogar von einer „Auferstehung" des Balder, — und zwar an jenem Tage, an dem die Welt sich erneuert, — also gleichsam an einem kosmischen Osterfeste.

Wir sehen aus alledem, daß Kreuzestod und Auferstehung uralte Symbole sind, und daß der historische Jesus (gleichviel auf welche Art er starb) den Fußstapfen jener folgte, die schon lange Zeitläufe vor ihm den Weg der Selbstaufopferung gewandert waren.

Es ist darum töricht, sich an *einen* „historischen" Welterlöser zu klammern und sich darauf zu verlassen, daß „durch sein unschuldig vergossenes Blut unsere Sünden abgewaschen würden", — wie sich die Kirche ausdrückt; — es kommt nicht darauf an, daß wir an seine Taten und Wunder *glauben*, sondern darauf, daß wir selbst das Wunder unserer Umwandlung — unserer Heiligung an uns vollbringen und nach dem Vorbilde der Meister den Weg der Selbstaufopferung beschreiten. —

Nun wird die Strafe geschildert, die Loge für die Anstiftung von Balders Ermordung erleiden muß:



„Und aber zum Richtstuhl eilten die Rater,
Die Urheil'gen alle vereinbarten dies:
Wie Untreue sollten die Asen strafen
Und alle Götter Vergeltung haben?
D'rauf fand ich sie knüpfend die feindlichen Ketten,
Die dauerndsten Bande aus Därmen gedreht,
Und geknebelt wand sich im Quellenwalde
Die Leidengestalt, die Loge war.
Dem Gatten zur Seite saß Signne,
Nicht froh der Wache. – Wißt ihr davon?"

Was Loge hier erleiden muß, ist nichts anderes als die Folge dessen, was er getan. — Er ist der Intellekt, das niedere Denkprinzip, das sich mit dem blinden Haß verband und dadurch „gefesselt", d. h. am freien Denken verhindert wurde. Im „Quellenwalde" befindet sich Loge, bedeutet: unter der Menschheit, in der immer neu das Wasser der Täuschung fließt. — Seine Gattin Sigune, die ihm zur Seite sitzt, ist Buddhi-Manas, das höhere Denkprinzip, — im Gegensatz zu Loges Buhle „Angerboda", von der später die Rede ist, — dem Kamaprinzip, mit dem Manas sich zeitweise verband. —

Von dieser Angerboda handeln folgende Verse:

„Es sitzt eine Alte im ehernen Ostwald,
Die füttert dorten des Fenrewolfs Brut."

Diese Worte beziehen sich auf das Leidenschaftsprinzip, das unter der Menschheit genährt, immer mehr an Kraft gewinnt, und schließlich die Katastrophe, den Untergang des Kontinents durch die Folgen der schwarzen Magie herbeiführt. — Angerboda, die „Alte", die Buhle von Loge-Manas, füttert mit der geistigen Nahrung, die ihr aus der Verbindung mit Loge zuteil wurde, die „Brut des Fenrewolfs", d. h. die Begierden und Laster. Sie sitzt im „ehernen" Ostwald, deutet ebenfalls auf Kama, da das Eisen mit dem Begierdenprinzip korrespondiert.*) Nun schildert der Gesang die Zeichen des nahenden Unterganges; die Schilderung dieser Greuel erinnert manchmal an ähnliche Schilderungen in der Bibel:

*) Vielleicht deutet auch die Bezeichnung „Ostwald" auf die Schwarzmagier des Ostens (siehe oben), ebenso wie die spätere Stelle: „vom Morgen heran fährt ein Riese beschildet" – – –.



„Nun würgen sich Brüder und werden zu Mördern,
Geschwister sinnen auf Sippenverderb.
Die Gründe erschallen, — der Giergeist fliegt,
Kein einziger Mann will des andern schonen.

— — — — — — — — — — — — —

Fern seh' ich im voraus und viel kann ich sagen
Vom Sinken der Götter, der Siegasen Fall. —
Schrecklicher Ehebruch schaltet auf Erden,
Beilzeit und Schwertzeit, brechende Schilde,
Sturmzeit und Wolfzeit vor'm Sturze der Welt.

— — — — — — — — — — — — —

Die Sonne wird finster in folgenden Sommern;
Was Wetter dann wüten, — wißt ihr davon?"

Auf welch' einen Untergang sich diese Verse beziehen, läßt sich mit Bestimmtheit wohl kaum sagen; indessen glaube ich nicht, daß man die letzte Auflösung des ganzen Alls, also das Ende des Mahamanvantaras, — die Rückkehr zum Nirvâna darunter verstehen darf.*) — Vielmehr habe ich Grund anzunehmen, daß sich all dies auf den Untergang von Atlantis, also der vierten Rasse bezieht. Die folgenden Verse lassen erkennen, daß schwarze Magie, Mißbrauch astraler Kräfte, den Untergang herbeiführte, z. B. die Bemerkung, daß Loge sich löst, also die Verbindung zwischen dem Höheren Selbst und der niederen Natur durchreißt, — dann, daß der Weltwurm, die Mittgartschlange sich bäumt, — die Mittgartschlange als Symbol astraler Kraft widersetzt sich der Anwendung gegen die Weltordnung, resp. die falsch angewendete Kraft kehrt sich vernichtend gegen den Schwarzmagier. — Ferner scheint die Erwähnung „in die See sinkt die Erde" — auf den Untergang von Atlantis zu deuten. —

Die übrigen Verse sind durch das Vorhergehende schon erklärt, — sie lauten im Zusammenhange folgendermaßen:

„Was murmelt noch Wotan mit Mimes Haupte?
Schon kocht es im Quell**), die Krone des Weltbaums
Erglüht beim Klange des Gellerhornes,
Das Heimdold zum Heerruf erhoben hält.

---

*) Diese Bedeutung hat die „Götterdämmerung" in Rich. Wagners Dichtung.

**) Der Weisheitsquell (siehe oben) wurde ungenießbar.



Der Baum erbebt; doch bleibt er noch stehen
Mit rauschendem Laurat*), bis Loge sich löst.
Wild heult der Hund vor der Hellaklamm**),
Bis dem frechen Renner die Fessel auch reißt.
Von Morgen heran fährt ein Riese beschildet,
Daß totenwütig der Weltwurm sich bäumt;
Er schlägt die Wellen, es schreien die Weihen
Neidisch um Leichen, weil Nagrifar***) los.
Vom Morgen durchs Meer, wann die Muspiler nahen,
Lenket Loge den laufenden Kiel;
Am Borde den Wolf und die wölfische Brut
Bringt Wettersturms Bruder des Weges herbei.
Von Süden der Schwarze mit sengendem Schwerte,
Dem loht von der Klinge der Kampfgötter Licht.
Da fallen die Felsen um flüchtende Riesinnen,
Hella†) hält Gastung, der Himmel klafft.
Was ist's mit den Asen? – Was ist's mit den Alben?
Riesenheim heult; im Himmel ist Rat,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Toren,
Die Weisen der Klüfte. – Wißt ihr davon? –

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Alle Wesen müssen die Walstatt räumen, –
Die Sonne wird schwarz, in die See sinkt die Erde,
Vom Himmel stürzen die heiteren Sterne,
Zum lichtlosen Hochsitze lecket die Hitze,
Die lodernd den Nährer des Lebens verzehrt."

Diese überaus lebendige und poetisch schöne Schilderung hat, wie erwähnt, viel Ähnlichkeit mit dem Untergange von Atlantis. Als Hauptanführer gegen die Asen wird Loge genannt, der als „beschildeter Riese" die Brut des Fenrewolfs und die Mittgartschlange in seinem Gefolge hat. — Dieses etwas dunkle Symbol ist wohl am besten so zu verstehen, daß Loge — Wotans Bruder — der Intellekt ist, der sich zeitweise mit Angerboda verbunden hatte, die ihrerseits das Kamaprinzip darstellt. Als nun Loges Fessel sich

*) Die Krone der Welteneschc (siehe oben).

**) Der Höllenhund, identisch mit dem griechischen Kerberos.

***) Das „Totenschiff" – wörtlich das „schwarze Fahrzeug", eins der Fahrzeuge der Atlantier, von denen die Geheimlehre berichtet.

†) Die Unterweltsgöttin, – Hölle.

löst, d. h. als die Verbindung zwischen dem höheren und dem niederen Selbst durchriß, blieben doch noch manasische Teile in der niederen Persönlichkeit zurück (wie dies ja mit den okkulten Lehren übereinstimmt) und dienten nun den Schwarzmagiern in Verbindung mit der astralen Kraft (Mittgartschlange) als eine furchtbare Kraft, die der Menschheit verderblich wurde und den Untergang des Kontinentes herbeiführte.

Es sind also die unrettbar dem Niederen verfallenen manasischen Teile „Loges“ (der ja an sich frei geworden), die sich in dem „beschildeten Riesen“ inkarnierten. — Eine ähnliche Gestalt mag der „Schwarze“ sein, der von Süden daherkommt und sich zu Loge gesellt. —

Auch manches in der Beschreibung der neuen Welt, die nach dem Untergang entsteht, weist darauf hin, daß die vergangene „Atlantis“ war:

„Dann hebt sich die Erde zum andern Male
In ewigem Grün aus dem Grunde der See.“

Grün ist die Farbe der fünften Rasse, — unserer Rasse, die auf die vierte, die Atlantier folgte.

„Es schwindet die Flut unterm schwebenden Adler,
Der ruhig am Felsen nach Fischen jagt.“

Der „schwebende Adler“ ist der sich aufs neue herabsenkende göttliche Geist, unter dessen Einwirkung die „Flut“ der Täuschung mehr und mehr schwindet. Er jagt nach Fischen heißt: Er sammelt seine Jünger um sich.*)

„Der dunkele Drache ist dann entflogen,
Die Natter ist nieder vom Neidgebirg.
Mit dem feldüberfliegenden Fittiche deckte
Der Neidwurm**) die Leichen, nun liegt er geneigt.
Dann finden im Glanzgefild sich die Götter,
Den riesigen Weltumwinder zu richten,
Uralter Runen des obersten Redners
Und mancher mächtigen Mahnung gedenk.“

---

*) Vgl. die Erzählung von Petri Fischzug und des Meisters Worte: „Ich will euch zu Menschenfischern machen.“ —

**) Nidhöghr (Neidhagen).



Der „riesige Weltumwinder" ist die Mittgartschlange. — Sie wird gerichtet, d. h. sie wird von den Menschen der fünften Rasse ferngehalten, — damit diese nicht wie die vierte Rasse durch den Mißbrauch astraler Kraft zugrunde geht. Dies alles geschah auf Anordnung des „obersten Redners", — des Manu der fünften Rasse.

„Auch werden sie [die Götter] wieder die wundersamen
Goldenen Täflein im Grase treffen,
Mit denen zur Urzeit sich unterhalten
Wotan und all sein Asengeschlecht." —

Die „goldenen Täflein" sind die uralten goldenen Lehren, die jeder Rasse aufs neue überliefert werden.

„Unbesät werden die Äcker bewachsen,
All' Böses wird besser, — auch Balder kehrt heim." —

Das Böse ist also noch nicht ausgetilgt, es wird nur besser, die Entwicklung der Menschheit schreitet fort und die Boten der „Weißen Loge", ein Balder, — ein Buddha, — ein Christus — werden wiederkehren und die Menschheit belehren und ihrem Ziele näher führen. Mit der Verkündigung eines solchen neuen Messias schließt die „Völuspâ":

„Es kommt ein Reicher zum Kreise der Rater,
Ein Starker von Oben beendet den Streit,
Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er alles.
Bleiben soll ewig, was er gebot." —

(Fortsetzung folgt.)





„Gott Jesus". – Für denjenigen, der ein Interesse an der spirituellen Neubelebung der Menschheit im allgemeinen und in Deutschland im besonderen hat, ist es eine große Freude, die verschiedenen Richtungen beobachten zu können, in welchen sich jenes neue Leben zeigt.

In kirchlichen Kreisen ist es der „Fall Jatho", in welchem das Prinzip der „Freiheit eines Christenmenschen" ausgefochten wird gegen die Orthodoxie, welche der Erkenntnis des Christen durch bestimmte Lehren Grenzen setzen möchte. Wie viele Geistliche sind wegen ihrer freieren Anschauung gemaßregelt und ihres Amtes enthoben worden, ohne daß die Anhänger des Christentums sich dagegen erhoben hätten, erst die jüngste Zeit war hierfür reif, und erst der „Fall Jatho" rief Proteste von vielen, vielen Tausenden Christen wach gegen das „Ketzergericht", das die geistige Freiheit der Christenheit in Fesseln schlagen will.

Auch unter den Wissenschaftlern bahnt sich eine besondere Richtung an, welche geeignet ist, das religiöse Element in die materialistische Wissenschaft hineinzutragen. Namhafte Gelehrte, hervorgegangen aus dem „Monistenbund", beschäftigen sich gegenwärtig in der Öffentlichkeit mit dem „Christus-Problem". In ganz hervorragender Weise tut dies der bekannte Jenaer Professor Dr. Drews, der den Orthodoxen den geschichtlichen Christus durch seine Forschungen nehmen will, jedoch nicht, ohne an Stelle dessen ihnen den inneren geistigen Christus um so mehr an das Herz zu legen.

Ein anderer Gelehrter ist Herr A. Niemojewski, ein Astronom und Astrolog zugleich. Dieser hielt am 21. April in Berlin einen Vortrag mit dem Thema: „Gott Jesus". Dieser Forscher hat eine ganz eigenartige und neue Entdeckung gemacht, die er im Vortrage zum Ausdruck brachte; nämlich, daß die Evangelien unter anderem Kunstwerke sind, welche in herrlicher Form astrologische Vorgänge und Geschehnisse schildern. Am vollendetsten ist dies beim Evangelisten Lukas der Fall. Die Schilderung der Geburt Jesu, der zwölfjährige Jesus im Tempel, die Versuchungsgeschichte, die Leidensgeschichte, Jesu Tod und Auferstehung sind nach dem Vortragenden getreue Schilderungen von astrologischen Konstellationen des Mondes. Er sagt z. B.: „Wenn wir im Evangelienbuch von einer wunderbaren Geburt eines Gotteskindes lesen, erfahren wir, daß zugleich am Sternenhimmel dieselbe Szene in Astralpracht erglänzt. Wenn die irdische Mutter ihr Kindlein in Windeln gewickelt in eine ärmliche Krippe legt, tut

dasselbe am Himmel die sternige Jungfrau mit dem neugeborenen Mondkinde, welches in der Gestalt einer feinen Sichel im Sternbild „Krippe" zwischen „Ochs und Esel", von astralen Himmelshirten umgeben, emportaucht. – Wenn nach zwölf Jahren die unruhigen Eltern unten auf der Erde ihren Knaben mit Schmerzen vermissen und ihn nach drei Tagen im Tempel unter Doktoren in Disputation mit Freude wiederfinden, verschwindet gleichzeitig hoch am Himmel der Mondknabe und wird den dritten Tag zwischen jenen Götter-Sternbildern gefunden, die „ratende Götter" genannt wurden. – – – – – – – Wenn unten auf der Erde der sich Opfernde seinen Passionsweg Schritt für Schritt gehen muß, geschieht es gleichzeitig hoch am Sternenhimmel in allen Einzelheiten. Und wenn der Grabgelegte unten den Stein abwälzt und in Emmaus den Jüngern am Abendtisch sich zu erkennen gibt und darauf verschwindet, geschieht dasselbe am Himmel mit dem auferstandenen Mondmanne, welcher in „ammat" seinen astralen Jüngern an der Krippe gegen Abend erscheint, um, nachdem er erkannt worden ist, sofort im Westen zu verschwinden!"

An der Hand von fünfzig Lichtbildern zeigte und erläuterte der Vortragende diese Parallelen.

Wer dem Vortrag hat zuhören können, wird zugeben müssen, daß diese Parallelen zwischen den Schilderungen der Evangelisten und den Sternbildern, auch in der chronologischen Folge, frappant sind. – Der Vortragende erwähnte nichts, was andeuten könnte, daß er nicht an den geschichtlichen Jesus glaube. Aus verschiedenen Äußerungen könnte man eher das Gegenteil annehmen.

Diese Entdeckung von Niemojewski wird für viele Leser von „T. L." von großem Wert sein, in jedem Fall bildet sie eine Bestätigung dessen, was Charles Johnston sagte: Daß ein Avatar alles das physisch durchleben muß, was ein gewöhnlicher Adept bloß innerlich durchzumachen braucht, um eingeweiht zu werden, und das deshalb, damit das Leben des Avatar gleichsam als ein Bilderbuch für die Menschen des ganzen von ihm begonnenen Zyklus wirken kann. Bei einem solchen Wesen muß also in Wirklichkeit der Satz gelten: „Wie oben, so unten," was in dem Fall Jesus durch die Arbeit von Niemojewski bestätigt wird. P. R.

Fritz Lienhard über Blavatsky. – In einem Aufsatze der „Tgl. Rdsch." vom 5. Mai über „Atlantis" schreibt Fritz Lienhard folgende Worte widerstrebender Bewunderung:

„Übrigens auch die phantastische und abenteuerliche Theosophin H. P. Blavatsky weiß in ihrem – ebenfalls „megalithischen" – Werk „Die entschleierte Isis" (Leipzig, Hugo Vollrath) von unterirdischen Gängen und ähnlichen Überbleibseln alter Kulturen Südamerikas zu erzählen. In den nicht minder mächtigen Bänden ihrer „Geheimlehre" (Leipzig, Max Altmann) kommt sie oft auf die Atlantis und andere vorsintflutliche Welten (Lemurien) zurück. Und einmal (2, S. 830) macht sie eine Bemerkung, die ihr Interesse an Atlantis beleuchtet (und darum sagte ich, daß hinter der Frage meta-



physische Hintergründe stecken): „Die Erwähnung der Tatsache einer ursprünglichen Zivilisation genügt, um die Raserei der Darwinisten zu wecken; denn es ist einleuchtend, daß die Grundlagen der Affenahnentheorie um so unsicherer wird, je weiter Kultur und Wissenschaft zurückverlegt werden." In der Tat dürfte jede mechanistische oder wenigstens gradlinige Theorie – sei es Gobineaus großzügige These vom steten Herabstieg der sicher dem Untergang geweihten „weißen Rasse", sei es die populär-darwinistische Auffassung vom steten Emporstieg „aus dem Niederen ins Höhere" – angesichts der Vielfältigkeit des Weltprozesses und angesichts der kosmischen Anfänge unseres Erdballs schwerlich ausreichen."

Die Gloriole des Menschen. – In der „Tgl. Rdsch." (Nr. 203) werden unter dieser Überschrift die Versuche eines englischen Arztes beschrieben, die – wenn sie sich bestätigen sollten – von großem Interesse für unsere Wissenschaft sein dürften.

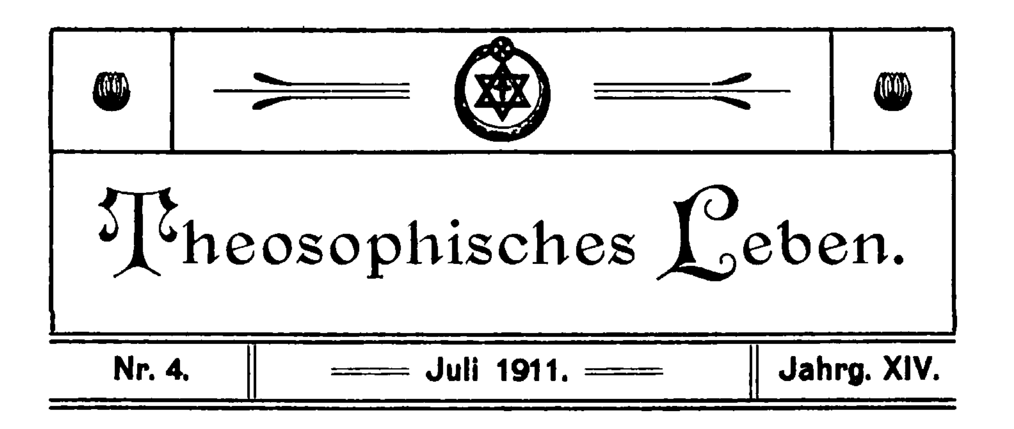
Dr. Kilner erreicht die Sichtbarmachung der „menschlichen Gloriole" durch ein geistreiches System kleiner Glasplatten, die technisch „Spectauranine" genannt werden. Die kleinen Glasstücke sind etwa 1 Zoll lang und ½ Zoll breit und bestehen je aus zwei außerordentlich dünnen Glasschichten, zwischen denen sorgsam versiegelt eine chemische Flüssigkeit liegt. Die Glasscheiben zeigen verschiedene Farben, rote, blaue und andere Farbtöne in genau abgestufter, feiner Nuancierung. Das Experiment wurde mit einer offenbar gesunden Frau vorgenommen. Sie nahm vor einem dunklen Hintergrunde Platz, durch Vorhänge wurde das Gemach in Halbdunkel getaucht, so daß man in dem düsteren Zimmer nur die Umrisse der Gestalt vor dem Hintergrunde sich abheben sah. Durch einen komplizierten Mechanismus wurden die Glasflächen in Bewegung gesetzt.

„Einige Augenblicke lang, vielleicht auf die Dauer einer Viertelminute, konnte ich in der Dunkelheit nichts sehen als die Umrisse der Frauengestalt," so schildert der Zeuge seine Beobachtungen. „Dann aber, als die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, wurde eine Art Nebel, ein matter, stumpfer „Heiligenschein" sichtbar, der die Umrisse der Gestalt bedeckte. Man unterschied deutlich zwei verschiedene Nebelschichten, die innere war dichter und stärker, die äußere dünner und leichter. Die Umrisse dieses Nebels folgten genau den Kurven und Konturen der Frauengestalt; die Farbe der äußeren Aureole schien ein mattes Blaugrau zu sein, die Farbe der inneren war wahrscheinlich infolge der größeren Dichtigkeit dunkler. Die Frau begann sich dann zu bewegen, streckte einen Arm aus, dann den anderen, schlug die Hände zusammen: der rätselhafte Schimmer folgte allen Bewegungen." D.





Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Theosophisches Leben.

Nr. 4. | Juli 1911. | Jahrg. XIV.



Dein Wille.

Nur eines hast du, was dein Eigen ist, was keine Macht der Welten dir entreißen kann, — das ist dein Wille.

Doch wenn du auch diesen Willen niederen Zwecken dienstbar machen kannst, ihn zwingen kannst, unter Tieren zu leben und zu wirken, nimmermehr kannst du ihn dort festhalten. Himmelentstammt, sucht er Vereinigung mit dem Willen des Vaters, jenem göttlichen Quell, dem er — gehorchend der Stimme des Schöpfers — entsprang, zu dem er zurückkehren muß, wenn der Kreislauf der Offenbarung vollendet ist und jene Stimme schweigt. Soll er leer zurückkehren, leer wie er kam, oder — — — mit dir?

Siehe das Fünkchen in dir! Es sucht die Flamme! Du kannst es hindern, es ist dein Eigen, solange du hier lebst! Aber! — wählst du die niedere Welt, so mußt du sterben wie sie; dein Wille aber, ein schwebender Stern, kehrt zurück zu dem Urquell seines Seins. Willst du Vereinigung, oder Trennung? Wähle! Wähle jetzt!

(„Book of Items.“)





Gedanken über die Art der Zweig-Arbeit.

Von Paul Raatz.

Erwarten Sie bitte keinen langen Vortrag von mir, derselbe wäre nicht gut angebracht, denn erstens würde er Ihre Geduld zu sehr in Anspruch nehmen, zweitens würde es die Zeit nicht erlauben und drittens sollen meine Ausführungen nichts anderes sein als eine Anregung zur nachfolgenden Diskussion. Und auf diese Diskussion gerade lege ich viel Wert; von einer allgemeinen Aussprache, bei welcher möglichst ein jeder der Delegierten seine Ansicht und seine Erfahrung zum Ausdruck bringt, verspreche ich mir den größten Erfolg, und ich bin gewiß, daß jeder von uns dann etwas von dem Besprochenen mit nachhause nimmt und im kommenden Jahre bei seiner Arbeit für oder durch den Zweig verwertet. —

Ich möchte mein Thema in zwei Teilen besprechen:

1. Prinzipielles und Theoretisches.
2. Praktische Ausführung des Prinzipes.

Den Ausführungen über das Prinzip möchte ich eine Stelle aus „Licht auf den Weg" zugrunde legen. Es wird da gesagt:

„Wenn die ersten Lehren bemeistert sind, erkennt der Lernende, daß er an der Schwelle steht; ist dann sein Wille genügend fest, so kommt ihm die Macht der Sprache, – eine zwiefältige Macht. Denn, indem er nun

---

Ansprache, gehalten in der geschäftlichen Sitzung der Konvention der „V. D. Z.".

vorwärts schreitet, tritt er in einen Zustand des Erblühens, in dem jede sich öffnende Knospe ihre verschiedenen Blätter und Blütenteile ausstrahlt. Macht er Gebrauch von seiner neuen Gabe, so muß er sie gemäß ihrer zwiefachen Eigenart benutzen. Er fühlt in sich die Kraft, in Gegenwart der Meister zu sprechen, mit anderen Worten, er hat das Recht, Berührung mit dem göttlichsten Teil des Bewußtseinszustandes zu verlangen, in den er eingetreten. Aber durch die Natur seiner Stellung fühlt er sich gezwungen, nach zwei Richtungen gleichzeitig zu handeln. Er kann nicht seine Stimme zu den Höhen, den Sitzen der Göttlichen emporsenden, bevor er in die Tiefen gedrungen, die ihr Licht nimmer erreichen kann. Wo er jetzt steht, fühlt er den Griff eines eisernen Gesetzes. Verlangt er ein Jünger zu werden, wird er sofort ein Diener!" ---

Sie werden vielleicht sagen: „Was hat aber diese Stelle aus „Licht auf den Weg" mit der Zweig-Arbeit zu tun, sie hat doch nur Bezug auf das individuelle Streben des Einzelnen nach Jüngerschaft?"

Und doch, ich bin anderer Ansicht und meine, daß alles, was für den Einzelnen gesagt wird inbezug auf das theosophische Leben, das hat auch seine volle Geltung für eine Gruppe von Individuen, ganz besonders aber für eine solche Gruppe, die wir theosophische Zweige nennen. — Dies berührt ein Prinzip, das ich uns allen sehr ans Herz legen möchte; nämlich, daß ein jeder sich den Zweig, dem er angehört, als eine Einheit vorstellt, und daß ein jeder sich selbst mit dieser Einheit identifiziert, als ob er selbst diese Einheit ist. In dem Maße als wir dies erkennen und verwirklichen (und ich nehme an, daß wir es tun), werden wir sofort die angeführte Stelle aus „Licht auf den Weg" auch auf den Zweig anwenden können. Denn wie der Einzelne bei einem gewissen Punkt der Entwicklung die zwiefältige Macht der Sprache erlangt, so erlangt auch der theosophische Zweig in der Welt dieselbe zwiefältige Macht der Sprache. Wie der Einzelne, indem er verlangt ein Jünger zu werden, sofort ein Diener wird, so auch wird jeder Zweig in jenem Streben sofort ein Diener für die Stadt oder den Ort, an welchem er sich befindet.

Nach meinem Dafürhalten kann ein Zweig diese seine Pflicht inbezug auf seine Stadt und Gegend nicht erfüllen, wenn er sich nicht gezwungen fühlt, wie es heißt: „gemäß



der Natur seiner Stellung nach zwei Seiten gleichzeitig zu handeln!“

Diese zwei Seiten sind einmal nach innen, dann auch nach außen. Er muß innere und gleichzeitig äußere Arbeit verrichten. — Ist ein Zweig bestrebt nur innere Arbeit zu tun, so wird er bald merken, daß er an Kraft verliert, zusammenschrumpft und durch Mangel an Nahrung schließlich ausstirbt. Denn ein Zweig kann keine innere Kraft erlangen, wenn er sich weigert, ein Diener zu werden für die Stadt und Gegend, in der er sich befindet.

Ist aber ein Zweig bemüht, nur äußere Arbeit zu leisten, mehr als sein inneres Wachstum es ihm gestattet, so wird er gleichfalls erkranken, seine Kraft verlieren und unweigerlich im Materialismus enden, genau so wie ein einzelner Mensch, der mehr Arbeit leisten will als er zu bewältigen imstande ist, geistig und physisch zugrunde gehen muß.

Die innere und äußere Arbeit muß also gleichzeitig geschehen und es ist nicht zu bestimmen, mit welcher zuerst begonnen werden muß.

Zur inneren Arbeit rechne ich das Bemühen nach Solidarität des Zweiges, das Erwecken des Solidaritätsgefühls der Mitglieder unter sich, indem ein jeder bereit ist, die Sorgen und Mühen des anderen tragen zu helfen, aber ebenso auch teilnimmt an den Freuden und dem Glück der anderen Mitglieder. Zur inneren Zweig-Arbeit gehört ferner das Erwecken des Bewußtseins der Einheit mit den anderen Mitgliedern, ein Bestreben, das die Solidarität eigentlich von selbst nach sich zieht. Ferner das gemeinsame Studium als Zweig, aber immer mit jenem Bewußtsein der Einheit im Gemüt; endlich auch der gemeinsame Gedankenaustausch, Meinungsaustausch, Erfahrungsaustausch über innere und äußere Erlebnisse, soweit wie angängig.

Als ein praktisches Hilfsmittel für innere Arbeit des Zweiges betrachte ich auch die Veranstaltung von geselligen Mitgliederabenden, an welchen die Mitglieder die beste Gelegenheit haben, sich frei zu bewegen und über die verschiedensten Dinge im Plauderton zu reden. — — —



Die äußere Arbeit eines Zweiges nun besteht in dem Dienst desselben an Nichtmitgliedern, besonders an solchen natürlich, die in der Stadt und Gegend leben, in welcher sich der Zweig befindet.

Dieser Dienst erstreckt sich im wesentlichen auf die Abhaltung von öffentlichen Vortragsabenden seitens des Zweiges. Doch ist es mit den Vorträgen allein nicht getan, es kommt sehr auf das Wie der Abhaltung der Vorträge an. Dieser Dienst sollte charakterisiert sein durch das Interesse, welches die Mitglieder des Zweiges den Nichtmitgliedern entgegenbringen, und zwar durch das Interesse für die Erweckung des Geistigen, des Spirituellen, das doch, wenn auch noch latent, in dem Gemüt eines jeden Menschen ruht. — Mit dieser Gemütshaltung sollten wir als Mitglieder des Zweiges unsere öffentlichen Versammlungen besuchen und sie von Anfang bis zu Ende begleiten. Der Gegenstand des Vortrages sollte durchaus nicht immer die theosophische Philosophie sein, die wir den Zuhörern als etwas Neues, als neue Lehren auftischen, ich meine, wir sollten vielmehr versuchen anzuknüpfen an die Dinge, für welche unsere Zuhörer Interesse haben, z. B. an die bekannten Religionssysteme: Christentum, Buddhismus, Neues Testament, Altes Testament, oder an die Lehren eines bekannten Philosophen, und da versuchen das Spirituelle herauszufinden und es den Zuhörern näher zu bringen, sie dafür zu interessieren.

Dies ist freilich keine leichte Arbeit, doch wir wissen ja, daß jede Anstrengung, selbst die allergeringste in dieser Richtung, dazu beiträgt, das Spirituelle in unserer Umgebung zu erwecken, und hierin besteht ja unser Dienst an der Menschheit als eine Zweiggesellschaft.

Soviel möchte ich sagen inbezug auf die Theorie der Zweigarbeit. Lassen Sie mich wiederholen, daß meines Erachtens jeder Zweig innere und äußere Arbeit gleichzeitig tun muß, wenn er gesund und leistungsfähig bleiben will, wenn er ein Diener des Göttlichen sein will für seine Stadt und deren Umgebung.



Nun noch ein paar Worte inbezug auf den praktischen Teil der Zweig-Arbeit:

In dem Brief des Maha Chohan schreibt dieser: „Es gibt kaum einen Theosophen in der ganzen Gesellschaft, der unfähig wäre ihr zu helfen, indem er die falschen Eindrücke, welche Außenstehende haben, verbessert, wenn er nicht selbst die Ideen aktiv verbreitet."

Aus diesen Worten geht schon die doppelte Art der äußeren Tätigkeit der Mitglieder und der Zweige hervor: eine negative und eine positive Arbeit. Die negative Arbeit besteht in der Korrektur der falschen Ideen und Ansichten von Außenstehenden über die Theosophische Gesellschaft, deren Zwecke etc. Die positive Arbeit besteht in der Propaganda für die Idee der Gesellschaft, d. h. für Allgemeine Bruderschaft etc.

Ich glaube, jedem von uns wird die negative Arbeit schwer ankommen, wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, stets das Gute zu betonen und es nach Kräften auszuführen, sodaß es uns nicht leicht wird, das Böse oder Negative überhaupt zu erwähnen und dahin zu bringen, wohin es gehört, dennoch aber muß es getan werden zu gewissen Zeiten, und deshalb habe ich mich entschlossen, im „Theosophischen Leben" auf das Schädliche und Verwerfliche von den Lehren Dr. Steiners hinzuweisen, wozu mir die Kritik seines Buches im „Quarterly" die beste Gelegenheit bot. Im Namen derer, die noch nichts von Theosophie und von der Theosophischen Gesellschaft gehört haben, aber vielleicht zum erstenmal durch Dr. Steiners Lehren davon zu hören bekommen, müssen wir protestieren und richtig stellen. Umsomehr müssen wir es tun, da Dr. Steiner seine Gesellschaft auch Theosophische Gesellschaft nennt, obgleich sie nichts mit der von H. P. B. und anderen gegründeten Theosophischen Gesellschaft zu tun hat.

Ohne also auch nur für einen Augenblick die positive Arbeit zu vergessen, ist es auch unsere Pflicht, auf das Unrichtige z. B. in den Lehren Dr. Steiners hinzuweisen. — — —

Inbezug auf die Ausführung des praktischen Teils der



positiven äußeren Arbeit gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, wie einer unserer Zweige bisher bemüht gewesen ist, diese seine äußere Pflicht zu erfüllen. Damit möchte ich natürlich nicht etwa diese Tätigkeit Ihnen als Muster zur unbedingten Nachahmung hinstellen, sondern es soll dies nur als ein Beispiel des Versuches wirken. —

Dieser Zweig war darin überein gekommen, erstens recht viele Redner einzuladen, in seinen Räumen Vorträge zu halten. Er wandte sich zu diesem Zwecke besonders an Personen, die nicht Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft sind, dennoch aber bemüht sind, durch Vorträge etc. der Menschheit zu dienen. Diese Vorträge wurden grundsätzlich nicht bezahlt, es wurden auch keine Honorare verlangt. Diese Vorträge hörten sich die Mitglieder an, und in der nachfolgenden Diskussion wurde versucht, das Gute, Geistige aus dem Gehörten hervorzuheben und besonders auch dasjenige, was das Vereinigende zwischen dem Bestreben des Zweiges und dem vortragenden Nichtmitgliede war. — Diese Art der Arbeit wurde von einer Person, die nicht mehr Mitglied der Theosophischen Gesellschaft ist, kritisiert, indem sie sagte: „Wenn Sie in dieser Weise jede Meinung und Ansicht zu Worte kommen lassen wollen, dann können Sie ebensogut die ganze große Stadt als Zweig der Theosophischen Gesellschaft bezeichnen.“

In dieser Kritik liegt eigentlich das größte Lob, was der Arbeit jenes Zweiges gespendet werden kann, und gleichzeitig beweist jene Äußerung, daß die betreffende Person das Prinzip der Theosophischen Gesellschaft nicht erkannt und erfaßt hatte, sonst müßte sie wissen, daß jedes Mitglied eines Zweiges bereits im Gemüt wenigstens sämtliche Mitbewohner seiner Stadt in seinen Zweig mit einschließt und jedem Mitbewohner innerlich dieselbe Bruderliebe entgegenbringt, die erforderlich ist zur Erfüllung des Hauptzweckes der Theosophischen Gesellschaft: Allgemeine Bruderschaft. Wenn also der Zweig als Ganzes innerlich seine ganze Stadt in seine Zweig-Gesellschaft einschließt, was könnte ihm da lieber sein, als daß auch äußerlich diese Mitbewohner sich



als zum Zweig gehörig betrachten! Er braucht ja seine Ansicht als Mitglied der Theosophischen Gesellschaft nicht zu ändern, wenn er nur nach Realisierung der Allgemeinen Bruderschaft strebt!

Doch weiter! Die Mitglieder jenes Zweiges, an den ich denke, hatten sich vorgenommen, soviel, als es ihnen ihre Zeit erlaubte, fremde Vorträge in anderen Vereinigungen und Gesellschaften zu besuchen und, wenn angängig, an der Diskussion sich zu beteiligen, ohne jedoch Propaganda für die Theosophische Gesellschaft zu machen oder Reklame für die theosophischen Lehren, sondern vielmehr durch die Anstrengung sich mit der ganzen Versammlung zu identifizieren, durch Gedanken und Worte auf das Gute, Göttliche und Spirituelle, das in jedem Menschenherzen ruht, hinzuweisen. Einen unmittelbaren Erfolg haben jene Mitglieder durch diese Arbeit selbst gehabt, indem sie innerlich sich verbunden fühlten mit dem Leben und der Kraft aller derjenigen, welche jene Versammlungen besuchten. Eine Rückwirkung auf den betreffenden Zweig wird und muß natürlich gleichfalls stattfinden.

Bei den monatlichen Mitgliederabenden wurden nun die Gedanken und die Erfahrungen über die besuchten Versammlungen ausgetauscht, und das gab dann einem jeden anwesenden Mitgliede eine lebhafte Anregung und die Mitgliederabende verliefen stets in segenbringender Weise.

Durch diese Art der äußeren Zweigarbeit kommt der Zweig in mehr oder weniger engen Kontakt mit den verschiedensten Bestrebungen seiner Stadt, er gibt von seiner Kraft, seinem Wissen und Können an jene ab, aber er empfängt auch unbedingt von jenen, wodurch er lernt, sein Bewußtsein zu erweitern und auf alle seine Mitmenschen in seiner Stadt auszudehnen. — Muß dies nicht im Laufe der Zeit zur Verwirklichung des Hauptzweckes unserer Theosophischen Gesellschaft, der „Allgemeinen Bruderschaft“, führen? — — —

Lassen Sie mich mit diesen Gedanken schließen, der nachfolgende Meinungsaustausch wird noch viele andere praktische Winke uns geben!





Das Christusproblem.

Von Sandor Weiß.

Die Untersuchung des Christusproblems, denn es ist noch immer ein Problem, über welches die namhaftesten Gelehrten zum Nachdenken gezwungen werden, hängt aufs innigste zusammen mit der Untersuchung über das Wesen des Christentums. Unter dem Wesen des Christentums verstehe ich seinen Geist. Nur wenn wir den Geist des Christentums erfassen können, werden wir das Leben Christi richtig deuten und würdigen können.

Freilich, wir begreifen nur den Geist, dem wir gleichen, und wir müssen erst diesen Geist des unsterblichen Lebens, den Geist der Wahrheit, nenne man ihn mit irgend welchem Namen immer, in uns zu einer lebendigen Kraft machen, ehe wir die Geheimnisse, die hinter der Symbolik der Evangelien verborgen sind, erfassen können.

Denn ob Christus nun gelebt hat oder nicht, jedenfalls ist in den Evangelien das Wachstum der göttlichen Seele im Menschen symbolisch beschrieben und paßt auf jeden Menschen, der den Pfad der Unsterblichkeit betritt.

Dies ist der sicherste Besitz, den uns die Evangelien zu bieten haben, und dies macht sie von unschätzbarem Werte, ob sie nun historisch ganz oder teilweise verwerflich sein könnten.

Als Ausgangspunkt möchte ich Galater 4, 20—31 wählen, weil dieser Brief fast übereinstimmend als der echteste aller Paulusbriefe angesehen wird, der früher geschrieben worden

---

Vortrag, gehalten am 13. Mai bei Gelegenheit der Dresdener Konvention.

sein soll als die Evangelien und deshalb den Geist des Christentums am besten wiederspiegeln kann.

Aber immer müssen wir uns des Paulus-Wortes erinnern: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

„Ich wollte, daß ich jetzt bei euch wäre, und meine Stimme wandeln könnte; denn ich bin irre an euch.

„Saget mir, die ihr unter dem Gesetz sein wollt, habt ihr das Gesetz nicht gehöret?

„Denn es stehet geschrieben, daß Abraham zween Söhne hatte, einen von der Magd, den andern von der Freien.

„Aber der von der Magd war, ist nach dem Fleisch geboren; der aber von der Freien ist durch die Verheißung geboren.

„Die Worte bedeuten etwas. Denn das sind die zwei Testamente: eins von dem Berge Sinai, das zur Knechtschaft gebiert, welches ist die Hagar;

„denn Hagar heißet in Arabien der Berg Sinai, und kommt überein mit Jerusalem, das zu dieser Zeit ist, und ist dienstbar mit seinen Kindern.

„Aber das Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie; die ist unser aller Mutter.

„Denn es stehet geschrieben: Sei fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierest, und brich hervor und rufe, die du nicht schwanger bist; denn die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die den Mann hat.

„Wir aber, lieben Brüder, sind, Isaak nach, der Verheißung Kinder.

„Aber gleich wie zu der Zeit, der nach dem Fleisch geboren war, verfolgete den, der nach dem Geist geboren war, also gehet es jetzt auch.

„Aber was spricht die Schrift? ‚Stoß die Magd hinaus mit ihrem Sohn; denn der Magd Sohn soll nicht erben mit dem Sohn der Freien.‘

„So sind wir nun, lieben Brüder, nicht der Magd Kinder, sondern der Freien.“

In dieser Stelle wird die Wiedergeburt beschrieben, die klar und ausdrücklich im Johannesevangelium dargelegt wird: 3, 5 u. 7: „Es sei denn, daß jemand aus Wasser und Geist geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Laß dichs nicht verwundern, daß ich zu dir gesagt habe: Ihr müßtet von neuem geboren werden.“

Der Zusammenhang des Galaters mit diesem Ausdrucke des Johannesevangeliums wird auch äußerlich sofort klar, wenn man daran denkt, daß in den Sprüchen Christi, welche nicht in der Bibel enthalten sind und deren Echtheit man deshalb, wenn auch nicht mit großem Recht, bezweifelt, Christus



den Heiligen Geist seine Mutter nennt. Diese Heilige Geist-Mutter ist also das Jerusalem, eben unser aller Mutter; wer aus dieser Mutter geboren ist, ist aus dem Geiste oder dem Winde geboren.

Und diese zweite Geburt aus dem himmlischen Jerusalem, aus dem Heiligen Geist, ist der Anfang und das Ende, das Wesen des Christentums.

Es ist leicht begreiflich, weshalb Christus sagte, die Sünde gegen den Menschensohn wird vergeben, aber nicht die Sünde gegen den Heiligen Geist.

Die Brahminen in Indien nennen sich die Zweimalgeborenen, obzwar die heutigen diesen Namen augenscheinlich mit Unrecht führen. So kann jeder, der den Heiligen Geist verehrt, diese Umwandlung erlangen, sollte er auch von Christus dem Menschen garnichts gehört haben; so verstehe ich die obigen Worte Jesu.

Das Christentum zeigt sich also als eine Diesseitsreligion.

Es verlangt von uns, daß die göttliche Seele in uns lebendig werde, wachse und schließlich völlige Herrschaft über unser Äußeres, äußere natürliche Beschaffenheit erlange.

Der Mensch ist ein Tier, mit allen Eigenschaften des Tieres, mit dem Fortpflanzungs- und Erhaltungstrieb, und gänzlich unter dem Gesetze des Kampfes ums Dasein stehend; jedoch in diesem Tiere ist ein Funke, der weder tierisch noch göttlich ist und von diesen zwei Welten gleichmäßig angezogen wird. Dieser Funke, der wohl einsieht, daß er das tierische Leben aufgeben muß, selbst aber keine Kraft hat, sich davon zu erlösen, wird symbolisch als Johannes der Täufer dargestellt.

Christus nun ist der himmlische Mensch, geboren aus der göttlichen Welt, wo der Kampf ums Dasein nicht mehr Gesetz ist, sondern gerade das Gegenteil. Auf der göttlichen Ebene gilt das Gesetz, daß, je mehr Selbstaufopferung man betätigt, man um so größer an Kraft und Herrlichkeit wird. Deshalb sind die Gebote des Christus, als dem Repräsentanten der göttlichen Welt, gerade das Gegenteil von den mosaischen Gesetzen der Vergeltung.



In dem Maße wie das Göttliche wächst, muß das Irdische deshalb abnehmen, und das Bewußtsein des irdischen Menschen muß allmählich verschwinden und Platz machen für das Bewußtsein des göttlichen Menschen.

Was für den irdischen Menschen ein Vergnügen ist, die Empfindungen der Sinnenwelt, sind für den himmlischen Menschen sozusagen eine Qual, und umgekehrt, wenn der irdische Mensch leidet, kommt der göttliche Mensch zu Kräften in uns.

Deshalb immer die Seligpreisung der Armen, der ungerecht Verfolgten, der Befehl, das Kreuz auf uns zu nehmen und Christus nachzufolgen, der Befehl, unser Leben zu opfern, das Joch Christi, welches leicht und süß ist, auf uns zu nehmen.

Vom Standpunkte des göttlichen Menschen ist deshalb das glücklichste Menschenleben eine Illusion und eine Last, während gerade jene unserer vielen Erdenleben, in denen wir das meiste leiden, die Triumphe des göttlichen Menschen sind.*)

Von unten her betrachtet, vom Standpunkt des Tiermenschen, ist daher das Christentum, wie jede große Erlösungsreligion, eine pessimistische und lebensverneinende und erweckt in materialistischen Menschen die stärkste Opposition. Den besten Ausdruck dieser wütenden Opposition finden wir in den Angriffen Nietzsches auf das Christentum.

Um also Christi Geboten zu folgen, muß der irdische Mensch gekreuzigt werden, nicht äußerlich, buchstäblich, sondern innerlich im Herzen. Wir müssen den ganzen Leidensweg Christi im Herzen erleben, Erniedrigung, Züchtigung, Abfall der Freunde, Verrat, Verleumdung, ja den Tod erleiden, bis diese Werkzeuge Gottes alles Irdische in uns zerstört haben und alle Schlacken aus unserem Herzen ausgebrannt haben. Dann kann der Christus auferstehen und gen Himmel fahren; dann sind wir vollkommen geworden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, wie im Evangelium

*) Künstlerisch dargestellt: Klingers Bild: Christus auf dem Olymp, — Madach: Tragödie des Menschen; Szene: Paulus in Rom.

Matthäus steht, oder wie Johannes sagt: Es steht geschrieben: „Ihr seid Götter“. In diesem Satze gipfelt das ganze Christentum.

Diese Wahrheiten sind seid unermeßlichen Zeiten in besonderen Geheimschulen gelehrt worden. Die Gnostiker lehren uns, daß der innere Sinn der Evangelien in allen griechischen und ägyptischen Mysterien-Schulen gelehrt wurde, und es ist anzunehmen, daß man diese Dramen als symbolische Handlungen in den geheimen Mysterien aufführte. Der Neophyte, der in die Geheimnisse der göttlichen Welt eingeweiht werden sollte, durchlebte aber diese Handlungen innerlich als Wirklichkeiten.

Wir wissen, daß die Griechen und Perser alljährlich den Tod des Sonnengottes betrauerten und seine Auferstehung feierten. Auch wissen wir, daß die Griechen alle Menschen, die nicht zum göttlichen Leben erwacht sind, Tote nannten.

Auch für Christus und Paulus sind daher alle nicht Wiedergeborenen Tote. Christus sagt: Laßt die Toten ihre Toten begraben. Und zu den Pharisäern: Ihr seid wie geschmückte Särge, äußerlich geputzt, innerlich aber voller Verwesung. Die Auferstehung von den Toten ist daher nichts anderes, als die Geburt von Oben, denn es ist leicht einzusehen, daß, wenn der Mensch als Seele unsterblich ist, es höchst überflüssig ist, als Körper unsterblich zu sein.

Diese philosophische Lehre aber war, wie sie es noch heute ist, Kaviar für das Volk. Das Volk konnte damals diese Lehren nicht verstehen, und deshalb wurden sie sorgfältig in den Geheimschulen geheim gehalten. Deshalb mußten die Jünger des Pythagoras, die ägyptischen Priester, die Kandidaten der eleusinischen Mysterien Schweigen geloben. Deshalb die Mahnung Christi, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen; deshalb seine Aussprüche, daß er in Gleichnissen lehrte, damit jene, die innerlich nicht vorbereitet sind, nicht den Buchstabensinn statt des Geistes erfassen und dadurch seine Lehren verdrehen.

Die Lehren also waren esoterisch für wirkliche Schüler und exoterisch für die Menge.

Die exoterische Lehre von der Wiedergeburt und der



Wiederverkörperung war nun die populäre verdrehte Lehre der Pharisäer, daß der tote Körper auferstünde. Die Sadduzäer teilten diese ganz materialistische verkehrte Ansicht nicht und spotteten mit Recht darüber; sie kannten die wahre Lehre von der Wiedergeburt, und deshalb, weil dies eine alte esoterische Lehre war, rief Christus ganz verwundert aus, als Nikodemus sich so unwissend zeigte und die Lehre von der Wiedergeburt so falsch verstand, daß er fragte, ob denn ein Mensch in den Mutterleib zurück müßte, um wiedergeboren zu werden: „Du willst ein Lehrer (ein Rabbi, ein Meister) sein in Israel und weißt nicht einmal dies". In der Tat: die Meister in Israel wußten nicht bloß dies, sondern viel mehr. Und als die Sadduzäer ihn auf die Probe stellten mit der Lehre von der Auferstehung, zeigte er ihnen, daß er die richtige Lehre kannte, ohne sie preiszugeben, ein Meisterstück der Diplomatie. Er sagte ihnen, daß Gott ein Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei, nun aber ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Also waren Abraham etc. schon auferstanden, das heißt wiedergeboren.

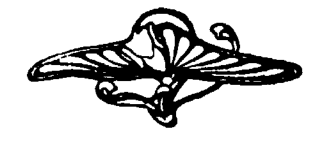
Wenn trotzdem die Evangelien von der körperlichen Auferstehung reden, so ist das eben ein Beweis, daß sie absichtlich, ich sage absichtlich und unabsichtlich entstellt wurden und keinen Anspruch auf korrekte Wiedergabe der Lehren nach der Geschichte Jesu meiner Meinung nach machen können.

Es mag wohl möglich sein, daß einer jener großen Meister, ein sehr großer, vielleicht ein Priester aus der Bruderschaft oder dem Orden des Melchisedek, in Palästina gepredigt hat, und vieles, was ihm zugeschrieben wurde, gesagt hat, und sogar ein symbolisches Leben geführt hat, gemartert und gestorben ist, aber von seinem Leben und seinem Tode wissen wir garnichts genaues. Bruchstücke von Geschichte mögen in den Evangelien mit Bruchstücken aus Mysteriendramen durcheinandergemischt worden sein. Dieses sollte uns aber nicht mit Trauer erfüllen, im Gegenteil, wir sollten unsere Blicke darauf richten, daß solche Meister bei allen großen Nationen lebten, die großen Religionen stifteten und Wunder wirkten.



Steht auch das Leben irgend eines Meisters ganz oder teilweise nicht sicher da, so ist ihre Gesamtheit, die große, weiße Loge, eine Tatsache. Apollonius von Tyana, Pythagoras, der Apostel Paulus, Simon Magus sind historische Erscheinungen, ebenso wie ein historischer Kern in der Biographie des Jesus, des Buddha etc. vorhanden ist. Sie alle wurden verleumdet als Hexenmeister, gemäß der böswilligen Auffassung ihrer Zeit; die neuzeitlichen Adepten St. Germain, Cagliostro, Blavatsky gemäß der unwissenden materialistischen Auffassung der letzten Jahrzehnte als Charlatane; trotzdem für letztere einwandfreie Zeugen vorhanden sind, die ihren riesigen moralischen Charakter, ihr ungeheueres Wissen und ihre unglaublichen okkulten Kräfte bezeugen können.

Alle diese Meister aber verlangten nicht die Anbetung ihrer Persönlichkeit, sondern die Befolgung der erhabenen Sittenlehre, die sie alle predigten, der einen Herzenslehre, die im Christentum, Brahmanismus, Buddhismus, im Parsi- und Judenglauben, ja in der inneren Lehre des Mohamedanismus, Sufismus genannt, stets dieselbe war: das Leben des Gottmenschen in der Liebe. Sie alle sagten zu ihren Jüngern, wie Buddha als er starb seinen Jüngern in einer Rede auseinandersetzte, deren kurzer Sinn ist: „Weinet nicht um meine vergängliche Erscheinung, die sterblich ist und verschwinden muß, haltet euch aber an meine Lehre, damit ihr eingehet zur ewigen Seligkeit", und was die Evangelien den Jesus sagen lassen: „Nicht die Herr, Herr zu mir sagen, werden in das Himmelreich eingehen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel."







 Studien über die Edda. 

Von Kurt Siegfried Uhlig.

(Fortsetzung.)

Das Wirken dieser „Heilande“ finden wir in symbolischer Darstellung meist in den „Heldenliedern“ der Edda, die deren zweiten Teil bilden. Besonders beachtenswert scheint mir einer dieser Gesänge, dessen Held eine wohlbekannte Sagenfigur ist, deren eigentlicher, symbolischer Charakter aber trotzdem fast gänzlich unverstanden geblieben ist, — es ist

Wieland, der Schmied.

Von der Sage, deren Mittelpunkt Wieland der Schmied ist, überliefert uns die Edda nur ein kurzes Fragment, welches zwischen den anderen Eddaliedern eine besonders eigenartige Stellung einnimmt. Mit Ausnahme einer einzigen Stelle, wo Wieland auf „Granes Fahrt“ und das Gold auf dem „Felsen am Rheine“, also auf die Wälsungen- und Nibelungensage Bezug nimmt, steht der ganze Sagenstoff gesondert da, — nirgends finden wir eine Anlehnung an die Götterlieder des ersten Teils der Edda, nirgends wird Wotan oder der Götter einer erwähnt und auch sonst erinnert wenig an germanische mythologische Vorstellungen, außer der Erwähnung, daß Wielands Weib und ihre Schwestern Walküren waren. —

Der Inhalt der Sage ist kurz folgender:

Wieland, ein Sohn des Finnenkönigs, findet mit seinen Brüdern Schlagfeder und Eigel am Strande des Wolfssees drei Frauen, die Flachs spinnen. An ihren Schwanenhemden werden diese Frauen für Walküren erkannt; — sie heißen:

Ludegund, die Schwanenweise; — Herware, die Allweise, und Aelrun. —

Die drei Brüder nahmen die Frauen mit nachhause und vermählten sich mit ihnen; — Eigel mit Aelrun, Schlagfeder mit Ludegund, der Schwanenweisen, und Wieland mit Herware, der Allweisen. — Nachdem die drei Paare sieben Jahre bei einander gewohnt, flogen eines Tages die Walküren, von mächtiger Sehnsucht nach ihrer Heimat getrieben, fort und kamen nicht wieder. —

Eigel und Schlagfeder zogen nun aus, ihre Frauen zu suchen. —

„Doch einsam verweilte im Wolfstal Wieland,
Schmiedete Feingold, faßte Steine
Und reihte Ringe geruhig am Bast. –
So harrt' er allein seiner lichten Holden,
Ob sie sich wenden wollte zu ihm.“ –

Dann berichtet der Sang, wie Wieland von Nidung, dem Niararkönig, gefangen genommen wurde. — Nidung und seine Mannen kamen in Wielands Abwesenheit und stahlen ihm einen der Ringe, die er geschmiedet. — Wieland kehrte heim, merkte es und glaubte, Herware, die Allweise, sei wiedergekehrt. Während er aber schlief, wurde er von Nidungs Leuten gefesselt und Nidung warf ihm vor, daß er die Ringe aus seinem, Nidungs, Golde geschmiedet. Wieland entgegnet ihm:

„Hier fand sich kein Gold wie bei Granes Fahrt,
Und fern ist dein Reich von den Felsen am Rheine,
Wir hatten wahrlich werteres Gut,
Da wir heil noch lebten im Heimatlande.“*)

König Nidung schenkte den geraubten Goldring seiner Tochter Bathilde, er selbst aber trug Wielands Schwert. — Auf den Rat der Königin (Nidungs Weib) wurden dem gefangenen Wieland die Sehnen an den Kniekehlen durch-

*) „Grane“ hieß das Roß Siegfrieds, des Helden vom Wälsungenstamm, und auf einem „Felsen am Rheine“ schlief Brünnhilde, die Walküre, – also eine Verwandte der allweisen Herware. Auf die esoterische Bedeutung dieser Stelle kommen wir weiter unten.



schnitten und er wurde, auf diese Weise gelähmt, auf die Insel „Seestelle“*) gebracht, wo er für Nidung Schwerte und allerlei Kostbarkeiten schmieden mußte.

„Schlaflos saß er und schwang den Hammer“ –

Als einst die beiden Söhne Nidungs zu Wieland kamen und in seiner Schmiede nach Gold stöberten, schnitt er ihnen die Köpfe ab.

„Aber die Schädel unter dem Schopfe
Faßt' er in Silber und sandte sie Nidung,
Macht' aus den Augen Edelsteine
Und schenkte sie Nidungs schlauem Weib.
Zuletzt mit den Zähnen der zweie ziert er
Noch für Bathilden ein Halsgehäng'.“ –

Dann geschah es, daß der von Nidung dem Wieland geraubte Ring der Bathilde zerbrach.

„Nun bringt sie ihn Wieland zerbrochen und spricht:
‚Dir nur getrau ich mir das zu sagen‘.“ –

Wieland besserte den Ring aus, betäubte Bathilde mit einem Tranke und zwang sie, ihm anzugehören.

„Weinend ging heim Bathilde vom Holm,
Um den Vaterzorn bangend“ – –

Unterdeß hatte Wieland sich Flügel geschmiedet und gelangte noch vor Bathilde bei dem Könige an. Er ließ sich auf dem Sims der Halle nieder und gestand von dort aus dem Könige alles, was er getan:

„Geh zur Schmiede, die du mir geschenkt,
Da triffst du Bälge, die triefen von Blute,
Da schnitt deinen Kindern die Köpfe ich ab
Und steckte die Füße fort untern Fangtrog.
Aber die Schädel unter dem Schopfe
Faßt' ich in Silber und sandte sie Nidung,
Macht' aus den Augen Edelsteine
Und schenkte sie Nidungs schlauem Weib.

---

*) Nordisch Saevarstadhr, bedeutet wörtlich eine (dem Festlande) vorgelagerte Stätte, – ein Vor-Gestade.

> Zuletzt mit den Zähnen der zweie ziert' ich
> Noch für Bathilden ein Halsgehäng.
> Und Bathilde, euer beider
> Einz'ge Tochter, – trägt mein Kind."

Vergebens versuchte Nidung, Wieland zu erreichen:

> „Wer zielte so richtig, herab dich zu schießen,
> Schwingst du dich weit in die Wolken empor?
> Lachend hob in die Lüfte sich Wieland.
> Kummervoll blickte der König ihm nach." –

Weiter berichtet die Edda nichts, weder was aus Bathilde wird, noch wohin Wieland seinen Flug lenkt und ob er seine allweise Herware wiederfindet. —

Wolzogen deutet auch diese Sage, wie alle eddischen Sagen, als Naturmythos. Er bringt Wieland mit dem hellenischen Hephästos, dem Gott der Schmiede und des unterirdischen Feuers in Zusammenhang, mit dem er allerdings vieles Gemeinsame hat: Die Lahmheit, die Verbannung auf die Insel (bei Hephästos „Lemnos") und die Schmiedekunst.

Schließlich identifiziert Wolzogen noch das Kind Wielands und der Bathilde mit Erichthonios, dem Sohne des Hephästos. —

Ist diese Übereinstimmung, — wieder ein Beispiel für den gemeinsamen Ursprung aller Religionen, — nicht von der Hand zu weisen, so erscheint dann aber doch die Deutung der Sage, wie sie Wolzogen ausführt, gequält und gezwungen. —

Der Leser möge nach dem Folgenden selbst urteilen:

Nach Wolzogen ist Wieland identisch mit Loge, dem nordischen Feuergott. — Als Blitz buhlt er mit der Wolke (Wolkenjungfrau Herware), fällt zur Erde und wird hier zum gefesselten Feuer, das im Dienste der Menschen (Nidung) verwandt wird. —

Aber manchmal befreit sich die Flamme selbst, loht zum Himmel auf und rächt sich so an den Menschen. Bathilde ist die Erde, und ihr Kind, das sie, von dem Gewittergott Wieland befruchtet, zur Welt bringt, ist das Grün der Wälder und Fluren. —

Gerade diesen letzten Zug halte ich für eine offenbare Mißdeutung, denn nicht der Blitz und das Feuer (also nicht



Wieland) ist es, der die Erde befruchtet, sondern die Wolke (Herware, die Walküre), die einstmals Wielands Weib war und ihm entflohen ist. —

Die Okkultisten aber, von denen die Eddalieder stammen, würden sich niemals eines so ungenauen Bildes bedient haben. —

Doch abgesehen von diesem einen Punkt läßt die Wolzogensche Deutung der Wielandsage noch zwei wichtige Fragen offen; — wir finden (1.) keine Erklärung für den Mord der Königsknaben und die Verarbeitung von deren Körperteilen zu Kleinodien und (2.) wird auch die freiwillige Tätigkeit Wielands vor seiner Gefangennahme, das Schmieden der Ringe, gänzlich übergangen. — Der letztere Punkt könnte vielleicht, als die unterirdische Tätigkeit der Vulkane aufgefaßt, der Wolzogenschen Deutung eingefügt werden; — wie aber will man den ersterwähnten erklären, jene Episode des Knabenmordes, die der eddische Text mit einer zu breiten Ausführlichkeit erzählt, als daß man sie für bloßes Beiwerk halten könnte?

(Schluß folgt.)



Nenne das Geschick nicht grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid,
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Gottesklarheit,
Seine Macht Notwendigkeit.

Herder.





Bericht über die XVI. Konvention der „Vereinigung deutscher Zweige der T. G.“

am 13. und 14. Mai 1911 zu Dresden.

Die Konvention wurde eröffnet durch eine große

öffentliche Versammlung,

die am Abende des 13. Mai im großen Saale des Etablissements „Palmengarten“, Pirnaischestraße 29, abgehalten wurde.

Der Vorsitzende des „Zweiges Dresden“, Herr Zippel, begrüßte zunächst die etwa 200 Köpfe betragende Versammlung, und es ist wohl anzunehmen, daß der unvorhergesehene zeitliche Zusammenfall des Margaritentages mit unserer Konvention viele vom Kommen abgehalten hat, die wir sonst zu unseren Gästen hätten zählen können. Nachdem Herr Zippel eine kurze Erklärung über die Zwecke der T. G. gegeben hatte, erhielt Herr K. S. Uhlig (St. Gallen-Schweiz) das Wort zu seinem Vortrage: „Die Natur, ein in Erscheinung getretener Gedanke der Gottheit.“ (Im letzten Hefte des „T. L.“ veröffentlicht. Die Redaktion.)

Diesem folgte nach einer 20 Minuten währenden Pause der Vortrag des Herrn Sandor Weiß (Berlin) über: „Das Christus-Problem.“ (In diesem Hefte wiedergegeben. Die Redaktion.)

Die geschäftliche Sitzung

nahm am Sonntag, den 14. Mai, ½11 Uhr vormittags, im Heime des „Zweiges Dresden“ ihren Anfang und dauerte bis gegen 4 Uhr nachmittags.

Die Eröffnung erfolgte durch den Sekretär der „Vereinigung“, Herrn Paul Raatz (Berlin), der zur Überleitung einen Abschnitt aus der Bhagavad-Gita vorlas.

Laut aufgelegter Präsenzliste waren insgesamt 48 Personen anwesend. Von diesen waren gemäß der neuen Satzungen 29 Delegierte, die mit entsprechenden Vollmachten 72 Stimmen (für je 3 Mitglieder 1 Stimme) vertraten.

Außer den meisten Mitgliedern des „Zweiges Dresden“ war eine große Menge Mitglieder auswärtiger Zweige erschienen.

Zum Vorsitzenden dieser Sitzung wurde Herr Ad. Zippel (Dresden) und zum Schriftführer Herr R. Schildbach (Dresden) gewählt.

Nunmehr verlas Herr Wiederhold (Berlin) die in großer Zahl eingegangenen

Begrüßungsschreiben

und -Telegramme, von denen wir die folgenden, z. T. in deutscher Übersetzung wiedergeben.

New-York, 1. Mai 1911.

An die zur Konvention versammelten Mitglieder
der deutschen Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Grüße!

In früheren Jahren hat immer der Vorsitzende des Exekutiv-Kommittees der Theosophischen Gesellschaft an unsere Brüder in Deutschland bei Gelegenheit ihrer jährlichen Konvention ein Begrüßungsschreiben gerichtet.

In dem gegenwärtigen Jahre wurde diese Absicht bestärkt durch den förmlichen Beschluß der versammelten Delegierten bei der Konvention der Theosophischen Gesellschaft, — so daß, was ein persönlicher Gruß gewesen ist von seiten des Exekutiv-Kommittees und der Gesellschaft, jetzt auch ein direkter und einmütiger Gruß von allen unseren Mitgliedern ist. Die Tatsache, daß dieser Beschluß auf Anregung der Delegierten gefaßt wurde, zeigt, wie sehr die ganze Gesellschaft zu dem Gefühl brüderlicher Einheit heranwächst und zu der warmen und herzlichen Anerkennung des lebendigen Teiles, den unsere deutschen Brüder in der theosophischen Bewegung einnehmen.

Unsere Konvention ist ein großer Erfolg gewesen; mehr als irgend eine frühere Konvention wurde sie durch echte Einheit des Herzens und herzliche brüderliche Liebe ausgezeichnet. Wir sind voll des Vertrauens, daß dies ebenso von der Konvention unserer deutschen Brüder der Fall sein wird und daß von Ihrer Konvention eine neue Welle theosophischen Lebens strömen wird, zuerst durch Ihre Zweige, dann durch alle jene, in deren Mitte sich diese Zweige erstrecken, — eine Welle, die spirituelles Licht und theosophisches Leben ausstrahlt.

Wir senden Ihnen deshalb Grüße und den herzlichen Wunsch, daß Sie den vollen Geist unserer großen Bewegung verwirklichen und verkörpern mögen.

Aufrichtig und brüderlich Ihr

Charles Johnston,
Vorsitzender des Exekutiv-Kommittees.

London, 5. Mai 1911.

An die zur Konvention versammelten Mitglieder der Vereinigung
deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Wäre es jedem Mitgliede des Britisch Nationalen Zweiges möglich, in einem eigenen Begrüßungsschreiben seine besten Wünsche für den Erfolg Ihrer Beratungen auszudrücken, so würden sie es tun. Wie die Sache liegt, habe ich das Privileg, dies für sie zu tun.

Wenn alljährlich die Zeit der Konvention herankommt, haben wir von all dem einen Überschlag zu machen, was wir zu tun versucht haben und was davon augenscheinlich zur Ausführung gelangt ist.

Ich glaube jedoch nicht, daß dies in der Zahl der neu eingetretenen Mitglieder und der abgehaltenen Versammlungen zum Ausdruck kommt, — so befriedigend dies auch sein mag. Es findet in etwas Tieferem als in dieser äußerlichen Aufzählung seinen Ausdruck.

Es muß in dem Wachstum der Solidarität ihrer Mitglieder sich zeigen. In dem Wachstum der Empfindung der seelischen Eigenschaften, nach deren

Besitz jedes Mitglied strebt und die wir den Eigenschaften der Gesellschaft als eine treibende Kraft hinzuzufügen bestrebt sind.

Da uns gesagt wurde, daß jedes Mitglied ein Mittelpunkt sein sollte, müssen wir uns fragen, wovon wir denn eigentlich ein Mittelpunkt sein sollten. Die Antwort scheint mit Sicherheit zu lauten: ein Mittelpunkt der Eigenschaften der Seele. Was sind nun diese Eigenschaften? Sie können zumindest in einem gewissen Maße als Liebe, Glaube, Gehorsam, Vertrauen, Sympathie, Freundlichkeit und Geduld bezeichnet werden. Jeder von uns kann diese Eigenschaften entwickeln und, nach ihrem Besitze strebend, etwas von diesen Kräften ausstrahlen, um jenen zu helfen, mit denen wir in Berührung gebracht werden.

Die Theosophische Gesellschaft hat nun zu ihrem Zweck die Bildung eines Kernes der Universalen Bruderschaft der Menschheit ohne bestimmte Unterschiede. Die Universale Bruderschaft ist der Ausdruck des Daseins und des Lebens der Seele, und wir gelangen zu ihr mit Hilfe des zweiten und dritten Zweckes.

Der dritte Zweck führt uns das Studium von Kräften vor die Augen, die anders geartet sind als die gewöhnlichen physikalischen und materiellen Tatsachen des Lebens. Den letzteren gebührt ein eigener Platz und eine eigene Aufmerksamkeit. Sie sind mit den Umständen, die uns im täglichen Leben umgeben, verwandt.

Die psychischen Kräfte, die in der Konstitution des Menschen schlummern, sind, wenn auch nur zeitweilige, doch wichtige Tatsachen im Leben der Seele. Man kann sagen, daß sie analog mit den physiologischen Tatsachen für die Seele dasselbe bedeuten, was jene für den Körper bedeuten. Und wie die physiologischen Tatsachen, wenn sie entartet sind, das Krankheitsbild des Körpers darstellen, so können die psychischen Tatsachen zur Pathologie der Seele entarten. Und wie wir durch unsere Unwissenheit den Körper der Krankheit preisgeben, so lassen wir die Seele durch falsch geordnete Tätigkeit und schlechte Beschaffenheit in Seelenkrankheit verfallen, indem wir erlauben, daß sie Umständen ausgesetzt wird, vor denen sie bewahrt werden müßte.

Als Hilfsmittel zeigt sich hierbei das Studium gemäß dem zweiten Zweck. Das Studium der großen Religionen bedeutet, daß wir in den Anstrengungen, die von großen Seelen und Lehrern gemacht worden sind, um unserem Verständnis die Methoden zu erschließen, durch welche die Seele zu ihrer göttlichen Quelle zurückgeleitet und ihr gleichklingend gestimmt werden kann, die Lebensgeschichte der Seele studieren. In diesen Studien ist der erste und Hauptzweck der Gesellschaft ebenfalls eingeschlossen; denn er stellt die wesentliche Bedingung dar, unter welcher die Seele lebt.

Und die Seele lebt und wächst durch ihre eigene Nahrung. Diese Nahrung wird durch die Entwicklung jener Eigenschaften, die wir vorher angeführt haben, bereitet.

Jedes Mitglied ein Zentrum solcher Eigenschaften, und jede Gesellschaft oder Zweig die Kraft zur Ausströmung solcher Eigenschaften verstärkend.

Es dürfte noch darauf hingewiesen werden, daß wir als menschliche Einzelwesen in unseren Lebensläufen mit den Leben anderer in Berührung gebracht werden unter Führung des Karmischen Gesetzes und deshalb in gewissem Sinne die Hüter unseres Bruders sind, und unsere Verantwortlichkeit für die richtige Entwicklung dieser Eigenschaften bedeutet eine große Pflicht gegenüber der Seele — der Universal-Seele — und nicht rein inbezug auf die individuelle Entwicklung der Rasse.

Ihr brüderlicher
Archibald Keightley,
General-Sekretär des Britisch Nationalen Zweiges.

3. Mai 1911.

Lieber Herr Raatz,

Nochmals bitte ich Sie, meine brüderlichen Grüße der Konvention der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland zu überbringen.

Während die Jahre vorbeigehen, erfüllt uns das Wachstum, die Ergebenheit und die Einheit der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland, vor allem ihre Eigenschaft der Beständigkeit und Beharrlichkeit, mit Ermutigung und Dankbarkeit; denn in Ihrem Leben leben wir und Sie in dem unsrigen.

Das vergangene Jahr ist für uns gekennzeichnet durch eine größere Verwirklichung des Ideals. Dieses Ideal hat sich erweitert. Ein größeres Verständnis für die Einheit der Religionen ist uns zu teil geworden, und wir begreifen weit besser, daß die Theosophische Gesellschaft als Vorbild für die zukünftigen Religionen der Menschheit dienen soll. Wir begreifen, daß es wirklich in unserer Macht liegt, wenn wir nur unserem anvertrauten Gut treu sind, der Welt des Westens einen wahreren christlichen Geist mitzuteilen. Um aber diesen universalen und theosophischen Geist mitzuteilen, müssen wir ihn zuerst besitzen; wir müssen dieser Geist der Einheit, der Liebe und des Vertrauens selbst sein.

Wir fühlen, daß Sie in Deutschland auf derselben Bahn arbeiten und an unseren Überzeugungen und unseren Erfahrungen teilnehmen.

Möge die spirituelle Kraft Ihre Beratungen begleiten und Ihre Konvention segnen.

Ihr treuer Jasper Niemand.

Christiania, den 7. Mai 1911.

An die zur Konvention versammelten deutschen Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Es ist nach meiner Meinung eine bemerkenswerte Tatsache, daß niemals in der früheren Geschichte der Theosophischen Gesellschaft solche Einheit des Herzens und des Gemüts geherrscht hat, wie sie jetzt in ihren Reihen vorhanden ist. Vollkommene Einheit in der äußeren Organisation ist hergestellt worden. Die nationalen Zweige haben aufgehört zu existieren. Es gibt nur eine Rasse, eine Bruderschaft, eine Theosophische Gesellschaft, welche ihre Zweige über viele Länder ausbreitet. Im Hauptquartier und in allen Zweigen, in den Konventionen und in den öffentlichen Versammlungen wird die Arbeit harmonisch, friedlich, hoffnungsvoll und freudig ausgeführt.

Dieser Aspekt der Organisation und der äußeren Arbeit ist nur ein Spiegelbild des inneren Lebens der Theosophischen Gesellschaft, und als Spiegelbild kann es nicht vortrefflicher sein als das, was es wiederspiegelt. Es ist daher klar, daß die Theosophische Gesellschaft sich im neuen Zyklus auf der wahren theosophischen Bahn schnell entwickelt hat, und wir haben folglich guten Grund, zu glauben, daß sie sich über die Grenzen des Mißerfolges erhoben hat.

Da diese Gedanken mir große Freude bereiten, biete ich sie Ihnen zu Ihrer Betrachtung an, damit Sie, zur Konvention versammelt, reichlichen Grund finden, sich zusammen zu freuen und sich erhoben und gestärkt zu fühlen, um weitere erfolgreiche und nutzbringende Arbeit für die Menschheit zu vollführen.

Mit herzlichen Grüßen von Ihren norwegischen Brüdern bin ich

brüderlichst Ihr Ths. Knoff.

Wien, den 7. Mai 1911.

Lieber Freund Raatz,

Wir haben Ihre Einladung und Anzeige zur XVI. Konvention der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft mit Dank erhalten.

Unsere staatlichen Gesetze verbieten es uns, als ein Verein ausländischen Vereinigungen beizutreten (die einzige Ausnahme ist der Alpenverein) und als Theosophisten ist strikte Befolgung aller staatlichen und bürgerlichen Vorschriften unsere erste Pflicht.

Wir versichern Sie aber unserer wärmsten Sympathie und Zustimmung zu Ihren edlen Bestrebungen und Zwecken: die hehren Lehren der Meister, wie sie uns durch H. P. Blavatsky kundgegeben wurden, unverfälscht und unverstümmelt an die suchende und leidende Menschheit weiterzugeben.

Wir begegnen hier dem Widerstand und der Gegenkraft der dunklen Mächte, die bestrebt sind, diese geistige Strömung in die niederen Ebenen zu leiten, um dadurch den spirituellen Fortschritt der Menschheit zu hemmen und weiter noch über sie herrschen zu können.

Lassen wir uns aber dadurch weder entmutigen noch ablenken, dies ist es eben, was wir benötigen, um unsere volle Kraft und Energie entfalten zu können, denn mit dem Widerstande wächst die Kraft und das Höhere ist immer stärker als das Niedere.

Der Sieg wird und muß unser sein, wenn wir nur wahr und treu ohne Nachlassen dem hohen Ziele zustreben.

In diesem Sinne und zu diesem Zwecke arbeiten wir alle zusammen und unseren vereinten Anstrengungen wird die Zukunft die Früchte bringen, die wir und die ganze Menschheit erhoffen.

Mit herzlichen brüderlichen Grüßen
im Namen der Theosophischen Gesellschaft in Wien
Franz Lang, kais. Rat,
Vorsitzender.

Ähnlich wie in Amerika, wurde auch bei uns seitens der Delegierten einstimmig beschlossen, daß die gesandten Begrüßungen nicht nur vom Vorsitzenden des Exekutiv-Komitees beantwortet werden sollten, sondern daß dies im Namen des Exekutiv-Komitees, also im Namen aller Mitglieder der „Vereinigung" geschehen solle.

Im weiteren Verlaufe folgte der

Bericht des Sekretärs,

Herrn Paul Raatz (Berlin):

Nun sind bereits zwei Jahre verflossen, seit wir uns mit der internationalen Theosophischen Gesellschaft vereinigt haben, und ein Jahr ist dahin, seitdem wir unseren nationalen Namen aufgegeben und eine entsprechende neue Konstitution angenommen haben. — Ich denke, wir alle werden zugeben, daß wir uns hierbei wohl gefühlt haben und daß sich diese Änderung im verflossenen Jahre gut bewährt hat. Wenn wir uns selbst beobachten und prüfen, werden wir sicherlich empfinden, daß das Aufgeben unseres nationalen Namens kein Opfer, kein Verlust gewesen ist; denn wir werden uns heute viel kräftiger, mächtiger fühlen zur Betätigung des Prinzipes unserer Theosophischen Gesellschaft, nachdem wir uns nicht nur innerlich, sondern auch als äußere Organisation eins fühlen mit allen anderen Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft. Wir werden als individuelle Mitglieder und als Gesellschaft durch eigene Erfahrung erkannt haben, daß die Vereinigung mit harmonischen Elementen stets die eigenen Kräfte nicht nur verdoppelt, sondern vervielfacht.

Wenn ich auf das verflossene Jahr zurückblicke, muß ich sagen, daß ich ein Gefühl der Freude und inneren Zufriedenheit empfinde, wie wohl in keinem Jahre zuvor, und so wird es wohl vielen von uns ergehen! — —



In geschäftlicher Hinsicht ist folgendes zu berichten:

Es wurden im verflossenen Jahre die auf der letzten Konvention beschlossene Konstitution und Statuten gedruckt und den Mitgliedern zugesandt. Allen Einzel-Mitgliedern wurde mitgeteilt, daß es in unserer Vereinigung fortan keine „Einzelmitgliedschaft“ mehr gibt, und sie wurden gebeten, entweder sich einem Zweige hier in Deutschland als aktives Mitglied anzuschließen oder aber sich wegen Einzelmitgliedschaft an das Hauptquartier in New-York zu wenden.

Es wurde ein neues Flugblatt vom Exekutiv-Kommittee herausgegeben, Flugblatt Nr. 4, das heißt „Inneres Leben“. Der Herausgabe lag die Absicht zugrunde, ein Flugblatt zu besitzen, welches nicht nur die intellektuellen Lehren kurz behandelt, sondern gerade auch die Kräfte des Gemütes, die Empfindungen und seelischen Eigenschaften des Menschen bespricht.

Unsere Vereinigung besteht aus acht Zweiggesellschaften; ein neuer Zweig befindet sich in Vorbereitung.

Zweig Westberlin hat sich mit dem älteren „Zweig Berlin“ vereinigt, aus inneren Gründen, um durch die Vereinigung und Konzentration der Kräfte um so bessere Arbeit tun zu können.

Diese acht Zweige zählen zusammen 232 Mitglieder, welche sich in folgender Weise verteilen:

				1911	1910
Theosophische	Gesellschaft	Zweig	Berlin	113	99
„	„	„	Nordberlin	19	19
„	„	„	Neusalz	5	5
„	„	„	Suhl	12	16
„	„	„	Dresden	33	19
„	„	„	München	18	15
„	„	„	Flensburg	17	17
„	„	„	Steglitz	15	14
			Zusammen	232	204

Das bedeutet also eine Zunahme von 28 Mitgliedern. In Wirklichkeit ist die Zunahme bedeutend größer; nicht zu vergessen ist, daß im Laufe des Jahres 15 Einzel-Mitglieder gestrichen worden sind. Auch Zweig Berlin hat eine Anzahl Mitglieder streichen müssen, da sie keine Beiträge gezahlt haben, auch keine Entschuldigung eingereicht haben.

Vor allen Dingen müssen wir auch bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß es wirklich nicht auf die Anzahl der Mitglieder ankommt; denn die Zahl der Mitglieder wird niemals der Ausdruck der inneren Kraft und der Harmonie der Gesellschaft sein, mithin auch nicht der Ausdruck des Erfolges unserer Arbeit als Theosophische Gesellschaft. — Ein Maßstab für den Fortschritt unserer Vereinigung kann nur darin liegen, daß wir als Mitglieder zugenommen haben in der inneren Erkenntnis der „Bruderschaft der Menschheit“ und in der äußeren Betätigung derselben zunächst in unseren eigenen Reihen, dann aber auch unbedingt allen anderen Mitmenschen gegenüber, in unserer näheren und weiteren Umgebung.

Mit der Zuversicht, daß wir alle auch im kommenden Jahre hierin Fortschritte machen mögen, schließe ich diesen Bericht.

Paul Raatz,
Sekretär der „Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft“.

Hieran schloß sich der

Bericht des Schatzmeisters

der Vereinigung, Herrn Ernst John (Nord-Berlin), woraus hervorgeht, daß



an Bestand vom Vorjahre verblieben	M. 249,90
hierzu kamen: Jahresbeiträge der Zweige	„ 328,—
Extra-Beiträge div. Mitglieder	„ 31,—
Liebesgaben und div. kleine Einnahmen	„ 31,24
für Quarterly	„ 64,50
somit standen zur Verfügung:	M. 704,64
bei einem Kassenbestande (am 11. 5. 1911) von	„ 159,99
ergab sich demnach ein Kassenaufwand von	M. 544,65

Der Kassenbericht wurde laut Revisionsvermerk der beiden Revisoren für richtig befunden und darauf Herrn John einstimmig Entlastung erteilt.

Alsdann verlas Frau Raatz (Berlin) den

Bericht des korrespondierenden Sekretärs

der „Vereinigung", Herrn Leopold Corvinus (Berlin):

Die Theosophische Korrespondenz hat dasselbe Interesse gefunden wie in den früheren Jahren. Alle Zweige haben korrespondierende Sekretäre, die untereinander Briefe wechselten; einige von ihnen korrespondierten auch mit Mrs. Graves, dem zentralen korrespondierenden Sekretär in England. Der Briefwechsel hat den verschiedensten Inhalt gehabt; vor allem wurden natürlich Erfahrungen und Berichte aus der Zweigtätigkeit gegeben. Auch Vortragsprogramms etc. wurden durch die Korrespondenz den verschiedenen Zweigen zur Kenntnis gebracht.

Die Liste der korrespondierenden Sekretäre in Deutschland ist die folgende:

Zweig	Nordberlin:	Herr de Nève.
„	Neusalz:	Frau Frink.
„	Suhl:	Herr Adolf Kolb.
„	München:	Herr Ludwig Kohl.
„	Dresden:	Herr Schildbach.
„	Flensburg:	Herr Buhmann.
„	Steglitz:	Frau Walther.
„	Berlin:	Herr Corvinus.

Im letzten Herbst kam eine Anregung aus Zweig Berlin der Korrespondenz zugute. Es wurde angeregt, Übersetzungen von Artikeln des „Theosophical Quarterly" zirkulieren zu lassen, da nur wenig von den wertvollen Artikeln im „Theosophischen Leben" erscheint. Die zirkulierenden Artikel waren zum größten Teil von den englischen Klassen in Berlin übersetzt und uns von ihnen zur Verfügung gestellt worden; wir sprechen den englischen Klassen an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank dafür aus.

Leopold Corvinus.

Bei dem Punkte:

„Wahl der Beamten"

wurde vorgeschlagen, die seitherigen Beamten en bloc wiederzuwählen, was einstimmig mit der Modifizierung angenommen wurde, daß an Stelle des von Suhl nach München verzogenen Herrn Max Kolb Herr Schilling (Suhl) tritt.

Die einzelnen zum Vortrage gebrachten

Zweigberichte

ergaben, daß sich allenthalben ein qualitativer, wenn auch nicht überall ein quantitativer Fortschritt ergeben hat.

Zweig Berlin.

Unser Zweig zählt 113 Mitglieder. Wir haben im letzten Jahre wie bisher monatlich je 2 öffentliche Vortrags- und Studienabende abgehalten. Während den Studienabenden der Schlüssel zur Theosophie zugrunde lag, sprachen an den Vortragsabenden Vertreter verschiedenster Richtungen, u. a. auch ein Kandidat der Theologie. Trotz verschiedener Meinungen war doch stets eine harmonische Diskussion möglich. Einmal im Monat versammelten sich die Mitglieder zu einem geselligen Abend. Wir besprachen hier die Ergebnisse von Vorträgen philosophischer Art, deren es im letzten Jahre infolge der Bestrebungen auf kirchlichem Gebiete verschiedene interessante gab, verlasen Briefe von Freunden und diskutierten über fernere Arbeit. Dazwischen fand sich Zeit zu privatem Meinungsaustausch und es war die Möglichkeit gegeben, daß sich die Mitglieder auch persönlich näherten.

Dieses sich Einandernähern hat in einem größeren Maße auch Ausdruck darin gefunden, daß sich der Zweig Westberlin, Vorsitzender Willi Boldt, uns anschloß, und es dürfte der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo Groß-Berlin wieder eine theosophische Gesellschaft bildet.

Mit dieser Aussicht sehen wir freudigen Herzens der Weiterentwickelung unseres Zweiges entgegen.

Zweig Flensburg.

Unsere Mitgliederzahl ist durch Tod und Austritt je eines und Zugang 2 neuer Mitglieder dieselbe wie im Vorjahre, nämlich 17 geblieben. Der Verstorbene war unser lieber langjähriger Vorsitzender, Herr Rektor Martens.

Unsere wöchentlichen Vorlese-Abende mit nachfolgender Diskussion haben das ganze Jahr regelmäßig stattgefunden und waren durchschnittlich von ca. 8 Mitgliedern und gelegentlich auch von Gästen besucht. Außerdem haben einige Mitglieder sich während des Winterhalbjahrs an den Sonnabenden zum Studienabend bei unserem Mitglied Bruder Jensen eingefunden, wozu „Stimme der Stille“ das Studienmaterial bot. Im Monat März veranstalteten wir einen öffentlichen Abend, der, allerdings nur schwach besucht, so doch sehr befriedigend und anregend verlief, namentlich durch die aufmerksame Beteiligung an der Diskussion.

Die Bibliothek enthält z. Zt., durch Stiftung von Br. Martens vergrößert, 282 Bände. Unsere Kassenverhältnisse sind nicht reichlich, dennoch als genügend zu bezeichnen.

Zweig München.

Von allen Mitgliedern des Zweiges München die herzlichsten Grüße zur Konvention!

Man kann sagen, daß die Mitglieder des Zweiges München im verflossenen Jahre in Eintracht und Liebe zusammengearbeitet haben, nach ihrem festen Verständnisse, mit ihrer ganzen Kraft, nicht sehr umfangreich nach außen hin, jedoch beständig. Wir meinen manchmal, daß im Vergleiche zur Größe der Stadt und angesichts der großen religiösen Strömung, im Vergleiche des großen öffentlichen Kampfes zwischen Kirche und Modernismus unsere Mitglieder zu wenig und unsere Arbeit zu ungenügend sei, um die vielen Irrtümer nur zum Teile berichtigen zu können; wir sehen aber ganz deutlich, wie oft eine Arbeit, die eigentlich unsere ist, von anderen ausgeführt wird, und erkennen, daß Licht und Erkenntnis, ein Gemeingut der Menschheit, durch die verschiedensten Menschen, durch die verschiedensten Werkzeuge gesandt wird; wir freuen uns darüber und vertrauen umsomehr auf die große unsichtbare Arbeit der Vorangegangenen.

Dennoch aber finden wir es nötig, als Glieder einer theosophischen Gesellschaft so oft wie möglich einander zu treffen, um uns zu ermutigen

auf dem schmalen Pfade, der doch nun betreten werden muß von Einzelnen, um besonders Freundschaft und Liebe, die Essenz unseres Lebens, zu pflegen und durch diese Kraft intensiver arbeiten zu können. Deshalb halten wir jeden Sonntag öffentliche und Montags Studienabende ab. Nach außen hin könnte dies genügen, jedes Mitglied aber, das tiefer dringen will, das mehr verlangt, wird Befriedigung finden durch tägliche Arbeit an den Seelen seiner Umgebung und Wege, die in unseren schönsten theosophischen Büchern angezeichnet sind.

Zweig Suhl.

Unser Zweig Suhl, der in engster Fühlung mit seinen Berliner und Münchener Schwester-Zweigen blieb, kann von ganz erfreulichen Erfolgen des letzten Jahres berichten. Die aktiven Mitglieder stehen fester denn je zur theosophischen Sache. Auch finanziell steht die Gesellschaft sehr gut, sodaß wir jetzt über ein annehmbares Inventar und eine reichhaltige Bibliothek (163 Bände) verfügen. Die Mitgliederzahl beträgt 12 Personen. 3 Mitglieder haben ihre Tätigkeit verlegt, ein Mitglied hat sich abgemeldet. An den öffentlichen Abenden wurden einige Vorträge von M. Kolb (jetzt in München) gehalten, einer von Freund John aus Berlin und zwar über das Thema „Menschliche Probleme im Lichte der Theosophie“. An allen Abenden herrschte immer eine seltene Harmonie, welche, wie wir glauben, dadurch zustande kommt, daß die Mitarbeiter bestrebt sind, die Lehren auch mit dem Herzen zu erfassen.

Zweig Neusalz.

Es ist sehr wenig, was unser Zweig berichten kann, denn äußerlich bietet unser kleiner Kreis jetzt ein etwas anderes Bild. Wir haben mit Regelmäßigkeit den allwöchentlichen Abend innegehalten, wenn auch nicht allzuoft alle fünf Mitglieder gleichzeitig zugegen sein konnten. Aber die Gäste, die vor zwei Jahren mit so großer Lebhaftigkeit an unseren Leseabenden teilnahmen, sind jetzt nicht mehr hier; zum Teil haben sie Neusalz verlassen, zum Teil ist ihre Neugierde befriedigt. Aber wir freuen uns dennoch, zu sehen, daß sie manches Körnchen von uns mitgenommen haben und auch wir haben viel von ihnen gelernt – somit empfinden wir es nicht als Verlust, wenn unsere Abende – oft nur zu Zweien oder Dreien – jetzt viel stiller verlaufen. Was wir gemeinsam lesen und besprechen, klingt in uns nach und wir machen den Versuch, es in unser Alltagsleben hineinzutragen – das ist die ganze „Tätigkeit“ des Zweiges! Also lauter selbstverständliche Dinge und das Minimum von dem, was wir leisten sollen. Oft will es scheinen, als sei dies also ein ganz verlorener Posten, nicht wert, daß wir ihn innehalten, aber dennoch können wir nichts besseres tun, als solche entmutigenden Gedanken weit abweisen und festhalten an dem Vertrauen, welches uns sagt, daß alles gut sein muß, solange wir nach besten Kräften unsere Pflicht tun. –

Zweig Dresden.

Im Berichtsjahre 1910/1911 hielten wir 66 Versammlungen ab. Diese setzten sich zusammen aus:

25 Vortragsabenden,
6 Studien-Abenden,
18 Besprechungs-Abenden,
16 Mitglieder-Abenden,
1 satzungsgemäßen Hauptversammlung.

Besucht waren die öffentlichen Versammlungen von 968 Personen, davon waren 356 Gäste. Die Zahl der Besucher ist seit dem vorigen Berichtsjahre zweifelsohne bedeutend gestiegen.



In den Versammlungsabenden wechselten Vorträge, Übersetzungen aus dem Quarterly mit Vorlesungen ab. An den Studienabenden wurde zumeist im „Schlüssel zur Theosophie" studiert.

Die Mitglieder-Studien-Abende dienten zum Teile dem Studium in „Populäre Geheimwissenschaft", zum Teile den Besprechungen irgend einer für uns interessanten Abhandlung aus einer der verschiedenen Zeitschriften.

Auch Sonntags, besonders abends, fanden sich oft Mitglieder und Gäste zu zwanglosem Gedankenaustausche zusammen.

Bezüglich der Mitglieder-Bewegung ist zu bemerken, daß im Laufe des Berichtsjahres 17 Mitglieder ein- und 3 austraten, sodaß sich Ende März der Bestand auf 33 Mitglieder beläuft gegen 19 im Vorjahre.

Die Kassenverhältnisse können immerhin zufriedenstellend genannt werden, wenn auch noch nicht alle Beträge, die uns bei Einrichtung des Heims von verschiedenen Mitgliedern geliehen waren, zurückgezahlt werden konnten.

Die Bibliothek wurde in diesem Jahre außer 2 Bänden „Geheimlehre" noch um eine größere Zahl Bände teils durch Schenkung, teils durch Ankauf vermehrt.

Unser korrespondierendes Mitglied wechselte mit den verschiedenen Zweigen Briefe, sobald Veranlassung dazu vorlag.

Das im vorigen Jahre neueingerichtete Archiv ist schon bedeutend angewachsen und wird nun im laufenden Jahre unter Zugrundelegung der gemachten Erfahrungen so eingerichtet werden, daß es den allgemeinen Studien besser dienen kann.

Das größte äußere und wohl auch innere Ereignis für uns war im abgelaufenen Berichtsjahre die allen bekannte Tatsache, daß Karma uns ein eigenes Zweig-Heim bescherte, an dessen innerer und äußerer Vervollkommnung wir nun mit großer Freude arbeiten.

Allen Zweigen, die noch kein eigenes Heim haben, wünschen wir von Herzen ein Gleiches. Denn gerade beim Rückblick wird man ganz besonders darauf geführt, welch' hohen Wert eine solche eigene Arbeitsstätte hat. Man lernt gleichsam am eigenen Leibe die okkulten Wahrheiten der Einflüsse und Strömungen spüren. Eine solche Stätte wird dann allmählich allen, die darin weilen, wenn sonst die Betätigung eine richtige ist, ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht werden.

Möge uns immer die rechte Weisheit zuteil werden, in wahrhaft spirituellem Sinne in unserem Zweig-Heim arbeiten zu können, allezeit bereit im Kampfe gegen Dogmatismus und Irrlehren, von wo sie auch kommen mögen.

Möge uns stets die rechte Kraft zuteil werden, auszuharren im Dienste jener Unsterblichen, die einst einer eine „Gemeinde der Heiligen" nannte, die wir „Meister der Weisheit", die sich selbst bescheiden „Die Älteren Brüder" der Rasse nennen.

Möge uns stets die rechte Erkenntnis zuteil werden, daß wir in Demut bekennen, daß nicht wir es sind, die etwas zuwege bringen, sondern daß es die Eine göttliche Kraft ist, deren bewußter Teil jene „Hohen Wesen" sind.

„Möge der Segen unserer Älteren Brüder auf unserer Arbeit ruhen!"

Zweig Steglitz.

Die Tätigkeit des Zweiges Steglitz während des verflossenen Winters 1910/1911 war eine recht stille. — Wir hatten, um den Belästigungen und Störungen in den Restaurants aus dem Wege zu gehen, ein privates Zimmer gemietet, das allerdings etwas abseits von den Verkehrsstraßen gelegen ist, und diesem Umstande ist wohl sicher zum Teile zuzuschreiben, daß unsere regelmäßigen Dienstags-Versammlungen von Gästen weniger rege besucht



wurden, als dies im vorigen Winter der Fall war. – Auf der anderen Seite zeigte sich jedoch auch seitens unserer Mitglieder ein Rückgang in der Beteiligung an den Versammlungen, der dadurch seine Erklärung findet, daß unsere Mitglieder durchweg mitten im sozialen Leben stehen und von früh bis spät an ihren Beruf gefesselt werden.

Unsere Diskussionen behandelten im letzten Winter fast ausschließlich aktuelle Fragen des geistigen Lebens, wozu Zeitungsartikel gute Anregungen boten. – Wir bemühten uns, überall die Regung des geistigen Lebens zu erkennen und nahmen die Taktik ein, nicht die Mängel und Schwächen darin festzustellen, sondern die Äußerungen des geistigen Lebens darin auf ihren Ursprung zurückzuführen, welcher ist: Die Theosophie.

Im letzten Winter ist bei uns des Öfteren die Frage einer Konsolidierung der Berliner Zweige zum Zwecke der Vereinfachung und Verbesserung der Arbeit diskutiert worden, und es wird dieser Idee von sämtlichen Mitgliedern ohne Ausnahme viel Sympathie entgegengebracht. – Die nächste Konvention wird uns voraussichtlich schon als einen vereinigten großen Zweig vorfinden.

Zweig Nord-Berlin.

Im allgemeinen ging unsere Zweigarbeit gut von statten. Aber die Ereignisse in dem Leben unserer Gruppe nahmen doch einen andern Verlauf, als viele von den Mitgliedern es erwarteten. Die großen Hoffnungen, die wir an die Gründung eigener Räumlichkeiten knüpften, erfüllten sich nicht, aber es blieb uns ein Stamm von etwa 30 Personen durchschnittlicher Besuchszahl, während die Anzahl der Besucher in dem öffentlichen Lokal, wo wir zuletzt tagten, schon die 50 überschritt. Während der drei heißesten Sommermonate fielen die öffentlichen Vorträge aus. Besondere Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Studienabende für längere Zeit eingestellt werden mußten. Aber andererseits versuchten einige Mitglieder, mit anderen Gesellschaften und Vereinen in Verbindung zu treten, und so wurde ein Vortrag von einem Mitglied in dem Verein der Metallarbeiter vor 600 Personen gehalten über das Thema „Die Entwicklung der Gottesidee". Dasselbe Mitglied hielt in der Gesellschaft für religiöse Forschung vor 150 Personen einen Vortrag. Durch diese Bekanntschaft, welche einige Mitglieder anbahnten, erhielten unsere eigenen Abende wieder neuen Zuzug, sodaß am letzten Abende 64 Personen anwesend waren. Die Bibliothek wurde fleißig benutzt, auch von unseren neuen Gästen. Diese neuen Gelegenheiten geben uns viel zu lernen, und ebenfalls macht die von uns geübte Methode auf die Besucher sichtlich tiefen Eindruck. So bewahrheitet sich in dem Leben unserer Zweige dasselbe Gesetz, wie man es bei jeder Pflanze beobachten kann. Wenn eine Pflanze sonst auch gut gedeiht, so trägt sie doch nicht in jedem Jahre viele Blüten. Und wenn sie wenig oder gar keine Blüten treibt, so verankert sie dafür ihre Wurzeln desto fester im Erdreich und die ganze Pflanze erstarkt. Ununterbrochene starke äußere Erfolge sind also gleich einem zu starken Blütentrieb der Pflanze, welche keine Kraft in ihre Wurzeln sendet.

Der Mitgliederbestand ist durch gleichen Ab- und Zugang derselbe geblieben, nämlich 19. An dieser Stelle möchten wir noch dankbar der Hilfe gedenken, die wir von einigen Mitgliedern des Zweiges Berlin und auch von verschiedenen Gästen erhielten.

Punkt 7 der Tagesordnung: Anträge und Verschiedenes fand schnell und in bester Harmonie seine Erledigung.

Um 2,15 Uhr machte sich die Einschaltung einer kurzen Pause nötig, nach deren Verlauf Herr Paul Raatz seinen beschlußmäßig an das Ende



der Sitzung verlegten Vortrag über: „Gedanken über die Art der Zweigarbeit" hielt. (In diesem Hefte des T. L. veröffentlicht. Die Redaktion.)

Hieran schloß sich noch ein lebhafter Gedankenaustausch über das Gehörte, und gegen 4 Uhr erfolgte nach vorheriger Verlesung der „Proklamation" der Schluß der Sitzung.

Am Abende versammelte sich eine große Anzahl von Gästen und Mitgliedern im Heime des „Zweiges Dresden" zu zwangloser Unterhaltung, wobei noch mancherlei geistige und leibliche Genüsse geboten wurden.

Die am Montag noch anwesenden auswärtigen Konventionsteilnehmer besuchten unter sach- und ortskundiger Führung Dresdner Mitglieder die internationale Hygiene-Ausstellung oder unternahmen Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung Dresdens.

Theosophische Gesellschaft in Österreich.

In Österreich, Außig, sind die Vorbereitungen zur Gründung eines Zweiges der Theosophischen Gesellschaft gemäß den Landesgesetzen getroffen und ladet der vorbereitende Ausschuß alle Freunde der Theosophischen Gesellschaft zur Mitgliedschaft ein. Briefadresse:

Hermann Zerndt,
Schreckenstein a. Elbe Nr. 134, bei Außig.

Quittungen der „V. D. Z."

Seit dem 15. April gingen folgende Beiträge ein:

Herr Fritz Kolb 2 M.; Frl. E. Kolb 2 M.; Zweig Steglitz 14 M.; Zweig Nordberlin 18 M.; Zweig Dresden 33 M.; Zweig Neusalz 10 M.

Für die Konvention: Frl. Borchard 2 M.; Herr Fritz Kolb 1 M.; Frl. Ernst. Kolb 1 M.; Theosophische Gesellschaft Wien 10 M.; Herr v. Kampen 5 M.; Zweig Dresden 14 M., 2.50 M.; Zweig Suhl 10 M.; W. Sch. 10 M.; F. K. 5 M.; 4 Münchener Mitglieder 20 M.; Herr Zerndt und Frau 10 M.; P. K. 5 M.; Frl. A. in B. 3 M.; Frl. Miemitz 2 M.

Für Theosophical Quarterly: Herr Kruck 2 M.; Herr Schlieph. 2 M.; Herr Bilipp 2 M.; Herr Stoll 1 M.; Frl. Panizza 1 M.; Herr Richter 1 M.; Herr Toepelmann 2 M.

Mit herzlichem Dank quittiert

der Schatzmeister E. John; Berlin N. 39, Pankstr. 89, I.



Druck von R. R. Herzog in Meerane i. S.



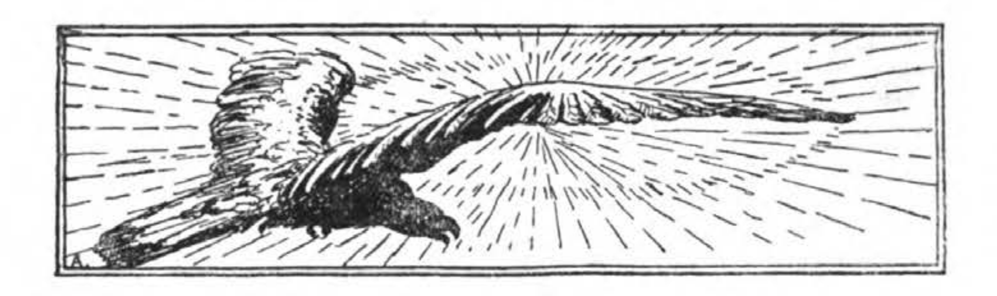
Nr. 5. August 1911. Jahrg. XIV.

Aus Tolstois „Brief an einen Hindu“.

. . . . . Eines nur ist notwendig: Die Kenntnis jener schlichten und klaren, in der Seele eines jeden unbetörten Menschen ihren Platz findenden Wahrheit, daß das Gesetz des menschlichen Lebens das Gesetz der Liebe sei, das sowohl jedem einzelnen Menschen, als auch der gesamten Menschheit das höchste Glück verleiht. Wollten sich nur die Menschen in ihrem Bewußtsein von allen den Bergen dummen Zeugs befreien, die vor ihnen jetzt die Wahrheit verbergen, so würde sich die zweifellos ewige, immer allen Menschen eigene Wahrheit, die in allen großen Religionen der Welt ein und dieselbe ist, aus all dem pseudoreligiösen Unsinn, der sie jetzt verbirgt, von selbst abscheiden. Es wird sich diese Wahrheit dadurch abscheiden, daß sie in das Bewußtsein der Menschen dringt, und dann wird von selbst der Unsinn verschwinden, der sie verbirgt, und mit ihm zugleich auch alle die Übel, an denen jetzt die Menschheit zu leiden hat.

„Kinder, sehet nach oben mit eueren geblendeten Augen, und eine Welt voll Freuden und Liebe wird sich vor euch öffnen. Dann werdet ihr erkennen, was die Liebe aus euch gemacht hat, womit sie euch beschenkt hat und was sie von euch verlangt.“ (Krischna.)





Faust-Probleme.

Von Julius Rud. Kaim.

I.

Es gibt Leute, welche der festen Überzeugung sind, daß Goethes Faust ein Gedankenfaß ist, in das man sich höchstens bis zur Mitte eingraben könne. Es mag etwas daran wahr sein; nämlich in Bezug auf den zweiten Teil. Sonst aber, — besonders der erste Teil, — ist der „Faust" nur dem Oberflächlichen ein grundloser Ozean. Man könnte das Gesamtbild des „Faust" in zwei große Abschnitte teilen: den ethischen und den kulturellen. Die Probleme der Ethik und der Kultur behandelt Goethe ziemlich eingehend. Nur ein großes Problem vergißt er scheinbar: Das Problem des Elends. Und doch ist es gerade dieses, das durch den ganzen ersten Teil weht. Was ist denn das Elend? Sehen wir uns die Bedeutung des Wortes an, so kommen wir auch bald auf seine Beziehungen zum Faustdrama. Ursprünglich bedeutet Elend oder „Ellende" ein Land der Verbannung, in dem zu leben ein Jammer war. Elend ist also im Grunde fast dasselbe wie hilflos, und hier sind wir am Ziele. Die Hilflosigkeit des Menschen im Kampfe mit der Gotteserkenntnis und die Hilflosigkeit des einzelnen Menschen, Gretchen, beide werden im Drama charakterisiert.

Im Prolog im Himmel treten uns in den Gestalten des personifizierten Gottes und des Mephistopheles die Gestalten des Gut und Böse, oder besser, des Optimismus und des Pessimismus entgegen. Zwischen beiden wird ein merkwürdiger Vertrag geschlossen; eine Wette:



Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab . . . .

Faust, die Person des Menschtums, wird also zwischen seinem „Urquell" und den Ränken Mephistos hin- und hergeschleudert. Es ist der Kampf des ringenden Menschen, geahnte höhere Geistessphären zu erfassen, das irdische Leben zu durchbrechen. Faust versucht das ein Menschenleben hindurch; es mißlingt ihm, und die ganze Schwäche und Kleinheit des Erdenlebens kommt ihm zum Bewußtsein. Sein Elend ist so gewaltig, daß dieser Geist, alles vergessend, auf den Gedanken kommt, Selbstmord zu begehen. Er sieht ein, oder glaubt das mindestens, daß das Leben nur ein nichtswürdiges Etwas sei, dessen Erforschung unmöglich wäre.

Goethe zeigt jedoch im zweiten Teil, wie er diesen Zweck des elenden menschlichen Lebens auffaßt, indem er den chorus mysticus singen läßt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis.

Goethe steht dem Problem des Elends im Leben anders gegenüber, als er im Anfang durch Faust ausdrückt. Den Kampf mit dem Geschick sieht er für das Schicksal der Menschheit an, die er zuletzt, wenn sie genügend durchgerungen hat, erretten läßt: Faust's Laufbahn. Indem Goethe die Person des Rettenden eben persönlich als Gott (Herr) darstellt, zeigt er, daß er mit dieser Macht nur eine allumfassende Kraft meint; die Kraft des Guten, nach den fortdauernden Siegen des Schlechten (nicht des Bösen!). — Die Figur des persönlichen Elends ist Gretchen. Nachdem Faust sie im Unglück verlassen hat, war sie dem Elend verfallen. Goethe-Fausts Gedanken über Gretchens, als des Weibes Personifikation im guten Sinne, stehen klar in der Szene „Trüber Tag". Die ganze Szene ist angefüllt von Aussprüchen über Gretchens Elend und Jammer. Das ver-



lassene Weib, das der Liebe gehuldigt hatte, und nun „bösen Geistern übergeben, und der richtenden, gefühllosen Menschheit“ ist. Goethe zeigt hier, daß er den schuldigen Teil an Gretchens Unglück nicht in Faust sieht, sondern in der rohen, verdammenden Menschheit, die sich anmaßt, Urteile über Gut und Böse abgeben zu können. Wie löst nun Goethe das Problem dieses Elends? Der Kommentator Vischer sagt, daß ihr ängstlicher, liebevoller Ruf (Heinrich, Heinrich) sich erweitert zu der Stimme des ungeheuren Unsichtbaren der zahllosen Menschenherzen draußen. Und das ist eigentlich auch die ganze und einzige Problemlösung, die Goethe gibt: Dem Elend das Mitleid gegenüberstellen. Er gibt nichts weiter; nur ahnen läßt er, daß sein Ideal ein Aufheben jeden Elends im Sinne einer allgemeinen Harmonie wäre. Aber dem Elend ist auf eine so ideale Weise nicht beizukommen. Das Ideale ist hier eine Kraft, die beim Elend, wie bei Mephisto, abprallen muß; nur das Reale, angeregt und geläutert durch das Ideale, kann hier helfen.

Wir wollen gleich zu einem zweiten auffälligen Problem übergehen: zum Problem der Entwicklung. Fausts Werdegang ist eine Entwicklung, die sich in Wellenlinien vollzieht. Die Entwicklung durch den Kampf ist es. Der Kampfgegner ist Mephisto. Die Gedankenfolge ist eine ganz klare und wird in der Szene des Prologs im Himmel deutlich klargelegt. Ich zitiere hier den amerikanischen Kommentator Boyesen: „Der Herr hatte ja in der besagten Szene sogar den Glauben ausgesprochen, Faust werde, gestärkt und geläutert durch die Überwindung der Versuchungen, welche Mephistopheles ihm in den Weg lege, sich zu einem höheren geistigen Standpunkte erheben. Mephisto sollte auf diese Weise indirekt das Mittel werden, Gutes zu tun.“ Das soll soviel heißen, wie: das Böse wirkt zum Guten; wenigstens bei Goethe, der voller Optimismus ist. Schopenhauer würde die Antwort eine andere sein lassen. Goethe aber glaubt fest an eine Bestimmung desjenigen, was er kurzerhand „Mensch“ nennt. Es zeigt sich aber deutlich, daß er darunter nicht nur naturwissenschaftlich das Wirbeltier „Mensch“ meint, sondern den



Entwicklungsgang der Menschenseele allgemein klarlegen will. Das Leben stellt einen Kampf dar zur Entwicklung und Fortdauer zu gelangen, trotz aller Hindernisse, die lebensfeindliche Faktoren in den Weg legen. In diesem Sinne sagt „eine Büßerin, früher Gretchen genannt“:

> . . . . Sieh, wie er jedem Erdenbande
> Der alten Hülle sich entrafft
> Und aus aetherischem Gewande
> Hervortritt erste Jugendkraft!
> Vergönne mir, ihn zu belehren;
> Noch blendet ihn der neue Tag.

Wir sollen ja das Leben zwingen! Auch Faust war einer, der so sprach; aber auch er mußte einsehen, daß das Leben als solches gar kein Gegner ist. Die Steine aus dem Wege der Entwicklung forttragen, das ist es, was unsere Kräfte leisten sollen. Faust ist kein Vorbild, Faust ist Warnung! Goethe aber zeigt, daß reine feste Überzeugung die ist, daß das Leben nichts mit der Erde gemeinsam hat, als den physischen Körper. Ob er sich dadurch zum reinen Dualisten bekennt, ist dennoch sehr fraglich.

II.

Habe ich im ersten Teil dieses Aufsatzes direkte Probleme des Faustthemas behandelt, so will ich in diesem Teile versuchen solche klarzulegen, die damit eigentlich mehr in indirekter Beziehung stehen. Denn wie von jedem hohen Leuchtturm, so lassen sich auch vom „Faust“ aus Blicke über die Gegenwart hinaus, gleichsam über den Horizont der unten Stehenden, in die Zukunft senden. Goethe streift etliche Probleme im Faust fast nur. Wohlgemerkt, daß ich bei diesen Problemen fast nur den ersten Teil im Auge habe, aus Gründen, die wohl jedem einleuchten werden, der über Probleme des zweiten Teils versucht hat nachzudenken. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten aller Art, von denen ich gern eingestehe, daß ich sie nicht bewältigen würde, würde der mir zustehende Raum auch nicht im kleinsten reichen. Es handelt sich hier ja auch garnicht um eine exakte Lösung



der Faust-Probleme, sondern um Aussichten von ihnen aus, und darauf folgende Rückschlüsse. Und in dieser Weise will ich auch versuchen, so kurz wie möglich das Kulturproblem des „Faust I" zu behandeln.

Ich gehe bei dieser Besprechung nicht von einer speziellen Szene aus, sondern konzentriere den geistigen Inhalt der Szenen: Auerbachs Keller, Schülerszene und einzelner anderer Stellen. Ich gehe von der Frage aus, ob Goethe eine wahre Kultur anerkennt oder nicht. Meine Antwort lautet, daß er sie nur im negativen Sinne anerkennt. Denn unsere Kultur ist eine Kultur des Äußerlichen, eine Anpflanzung oberflächlicher Gewächse. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß unser tägliches Leben aufs Geldverdienen ausgeht, es ist aber sehr zweifelhaft, ob notwendigerweise unser Innenleben darunter leiden muß. Ich möchte hier einige Stellen aus Dr. Bruno Willes Büchlein: „Das lebendige All" anführen, die glänzend das wiederspiegeln, was ich — ganz im Sinne Goethes — ausdrücken wollte: „Je mehr Millionen und je mehr Macht die modernen Großen anhäufen, desto deutlicher müssen sie empfinden, daß ihr Glück hierdurch nicht gesteigert wird .... (und) .... zugleich Übersättigung die käuflichen Genüsse abstumpft." Dem stellt Wille dann den schwer arbeitenden Arbeiter gegenüber, der vor Arbeitslosigkeit und bittrer Not nicht gesichert ist, und in dem das Gefühl immer mehr erwacht, „daß eine Kultur unsinnig ist, die dem Proletariate hauptsächlich die Rolle zuweist, als Dünger von den Gewächsen des sozialen Treibhauses verbraucht zu werden, sodaß die Menschenwürde im Verbrauchten nichts mehr gilt." Ich stelle neben diese Ausführungen Gretchens Worte:

> Nach Golde drängt,
> Am Golde hängt
> Doch alles. Ach wir Armen!

Wie steht es aber auch heute mit unserer sog. Kultur? Wo wir hinsehen begegnen wir Greueltaten aller möglichen Art an Menschen und Tieren, wo wir hinsehen beobachten wir alle möglichen Dinge, die dem Begriffe Kultur Hohn



sprechen. Wir preisen unsere Wissenschaft, die wir gewiß sehr hoch einschätzen müssen und sollen, aber wir vergessen, daß sie dem Leben ein gut Teil Freude raubt. Wir reden von Fachwissenschaften; dem Fachwissenschaftler der Naturwissenschaft ist eine Kornblume eine Pflanze mit soundsoviel Staubgefäßen, einem solchen Kelche etc. Die Freude an der Blume als solcher ist ihm geraubt. Durch das Wirken solcherlei Wissenschaft wird jede Gemütsinnerlichkeit verworfen, als unklare Mystik bezeichnet und verlacht. Dadurch braucht man nicht auf der Seite derer zu stehen, die aus allem ein Seelenerlebnis formulieren, in alles etwas hineinzulegen wünschen, und über alles außergewöhnlich zerfahren schwärmen. Goethe nennt zwar „Vernunft und Wissenschaft — des Menschen allerhöchste Kraft", aber er zeigt auch bald, was er darunter versteht. In den Reden Mephistos über die Fakultäten liegen deutlich die Gedanken Goethes selbst. Auch an anderer Stelle: Sämtliche Fakultäten hat Faust studiert; nichts von ihnen hat auch nur ein Jota in ihm befriedigen können. Ja, er behauptet sogar, nichts zu wissen, seine Schüler an der Nase herumzuziehen usw. Man kann, ohne fehl zu gehen, annehmen, daß das Goethes eigenste Ansicht ist. Denn die Zeit der Entstehung dieses Monologs fällt in die Sturm- und Drang-Periode, jene Bewegung in der Literatur, in welcher Dichter und Denker das Wissen früherer Zeiten ebenso verachteten, wie die Arbeiten vergangener, bekannter Gelehrter. Solcher Stürme gab es eine Menge, und nicht der kleinste Teil ging in dem Gewühl, das sie selbst hervorbrachten, unter. Auch zu Goethe war von diesen Stürmen ein Wind geflogen, und die oben angeführten Stellen legen Zeugnis davon ab. Und wenn Goethe, versteckt hinter der Maske des Mephistopheles, diesen „kräftige Wörtchen" gegen die Fakultätswissenschaften sagen läßt, so stecken auch in den Übertreibungen dieser Reden viele wahre Kerne. Ich nenne die Stelle:

So erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.



Diese Ansicht entspringt dem Juristen Goethe, und hat er auch nur in einem Worte Unrecht dabei? Erben sich nicht Gesetze fort, die vor vielen Jahrhunderten bestanden? Sogenannte Gesetze, die aus Einschränkungen, Vorurteilen usw. bestehen. Und Rechte? Haben wir nicht noch heute Rechte wie vor langen Zeiten, und noch viel mehr Vorrechte? Hat Goethe-Mephisto Unrecht, wenn er, des allgemeinen individuellen Menschenrechtes denkend, sagt:

> Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
> Von dem ist, leider! nie die Frage; —?

Wir finden, sehen wir uns in unserer sogenannten Kultur um, eine Fülle harter Nüsse, die zu knacken uns nicht leicht werden dürfte. Können wir von einer „Kulturblüte" sprechen, solange wir nicht den Menschen, sondern seine Nationalität, Rasse und Farbe schätzen? Oder solange es Menschen gibt, die andere hinrichten lassen? (Voltaire sagt im „Dictionnaire Philosophique": „Es gibt auch Fanatiker mit kaltem Blute; das sind die Richter, die jemanden zum Tode verurteilen, weil er das Verbrechen begeht, anders zu denken als sie . . .") Oder solange die große Mehrzahl Kriege als Kulturträger ansieht? Ich will kurz auf die Frage des Krieges eingehen, die ja auch, wenn auch nur nebenbei, mit unserer Aufgabe etwas gemein hat:

Voltaire nennt den Krieg einmal „Verbrechen"; und hat er Unrecht? Ist ein Gemetzel, das Leute, die einander gar nicht kennen, einander nichts getan haben, auf Befehl anderer anrichten, eine menschenwürdige Sache? Wohl kaum. Es gibt aber eine Unmenge Menschen, die über einen solchen Standpunkt lächeln und vom „ökonomischen Grunde" des Krieges sprechen. Wir können einen solchen Standpunkt nicht im geringsten anerkennen, solange wir überhaupt noch ein Ideal für das Menschtum behalten. Wenn wir eine Menge Menschen töten müssen, um unsere überzähligen Bewohner auf dem so eroberten Lande ansiedeln zu können, so handeln wir dabei nicht besser als jedes Tier.

Eng verbunden mit Goethe-Fausts Kulturgedanken sind die Gedanken über das Menschheitsproblem. Faust ist das

Konterfei des ringenden Menschen. Er sieht, „daß wir nichts wissen können"; was will er damit sagen? Ich glaube mich der Richtung mit Recht anschließen zu dürfen, die darüber folgendes versteht: Wir Menschen erleben alle einmal die Stunde, oder Stunden, in der wir uns nach der Urkraft fragen, die die erste Eichel, den ersten Pflanzensamen hervorgebracht hat. Auf dieser Frage beruht ja schließlich jeder Gottesmythus; und wenn die moderne Naturforschung es dahin gebracht hat, uns zu beweisen, worauf dieses Vorhandensein des ersten beruht, so wird doch niemand leugnen können, daß es Momente in seinem Leben gegeben hat, in denen er über seine und des Mitmenschen Existenzberechtigung sehr im Zweifel war. Das ist es auch, was Faust meint, dieses Unwissen über den Grund- und Endzweck des Lebens; jeder Theorie stehen ja zehn andere gegenüber, so daß von einem Wissen nicht gesprochen werden kann, sondern so, daß es eines jeden Sache ist, sich einer dieser Themen anzuschließen. Wir, die wir nur ein ganz kleines Stückchen Weltseele darstellen, werden niemals erfassen und begreifen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Da wir nur ein Stückchen sind, können wir nicht dem Ganzen folgen, können wir als Bruchteil nicht die volle Menge erfassen:

> Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
> Nicht mir!

So ringt Faust als Erdenmensch um die Eroberung der Himmelshöhe, und selbst ein Buch von Nostradamus, des Astrologen, eigener Hand kann ihn beglücken und geleiten. Aber Goethe gibt seiner idealistisch-optimistischen Ansicht Ausdruck, wenn er im „Prolog im Himmel" den Herrn sagen läßt:

> „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt,"

und in diesem Sinne auch das ganze Stück enden läßt. — Faust sucht die Natur in sich selbst auf, um in ihrem Innersten das zu finden, wonach er so lange fahndet. Von der Natur sagt Goethe ein andermal (Aphoristisches über die Natur), daß es für sie „im Bewegen und Werden kein Bleiben gibt,



und sie ihren Fluch gehängt habe an das Stillestehen". So fühlte auch Faust die Natur, und mit ihr will er mitsausen durch die Welt, über Risse und Klippen, über Gut und Böse. Dieses „Gut und Böse" ist ein eigenartiges interessantes Problem im „Faust", das ich kurz besonders behandeln will.

Wir müssen uns da erst darüber klar werden, was Goethe im Faust „gut" nennt. Meines Erachtens nach erkennt er da kein eigentliches „gut" an, sondern läßt es stets mit anderem vermischt sein. Dazu muß man etliches in Betracht ziehen: Ich erinnere zunächst an die Szene vor dem Tore, in der Faust Wagner in das Geheimnis der Heilmittel seines Vaters einweiht. Der Vater, der „in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise" Mixturen zusammentat, über deren Wirkung weder er, noch sonst jemand etwas wußte, wird vom Sohne als schlecht hingestellt. Faust sieht nur das Böse dieser Handlungsweise, während der speichelleckende Wagner ihn und den Vater vor seinen eigenen Angriffen in Schutz nimmt. Er sieht nicht das Böse, oder will es nicht sehen; er meint, mit dem guten Willen zu heilen, sei alles getan, und gingen tausende daran zu Grunde. Ihm fehlt der Sinn für das wahrhaft Gute, das nur in Verbindung mit dem Schönen bestehen kann. Nicht mit Unrecht beteten die alten Spartiaten, daß ihnen die Götter das Schöne zum Guten verleihen möchten. Aber weit klarer als in diesen Gesprächen drückt sich Goethe in sämtlichen Gretchen-Szenen aus. Er zeigt ganz deutlich, daß er im Guten wie im Bösen nur Teile des Ganzen, nie ein Ganzes sieht. Er stellt Gretchen, trotz ihres Fehltrittes, als gut hin und läßt Fausts Übeltaten nur auf Einflüssen des Bösen, personifiziert durch Mephistopheles, beruhen. Nirgends ordnet Goethe jemanden unter eine Rubrik „Gut" oder „Böse", und so kann man auch goethisch verallgemeinern und sagen: Es gibt kein Gut und Böse, oder mindestens keine Grenze zwischen beiden, sondern, wie alles auf Erden, hat auch „Gut" und „Böse" zwei Seiten, und jedes von ihnen bildet die Rückwand des andern. Ich will noch einige Stellen anführen, die meine Meinung rechtfertigen: Um Gretchen etwas Gutes zu tun, achtet Faust nicht auf die Wahl der Mittel. Es kommt



ihm nicht darauf an, daß Mephisto das Kärtchen „wo anders hergenommen“ hat. Er sieht nur das Gute an seiner Handlungsweise und übersieht das Böse, die zweite Seite. Ebenso bei seiner Unterhaltung mit Gretchen über Gott, in der er Gretchen nur ihre Ruhe wiedergeben will (von den philosophischen Gottesideen abgesehen!). Endlich spricht die Anlage der ganzen Faustfigur für diese Annahme. Denn wenn wir Mephisto als die Person des Bösen ansehen, so müssen wir den Herrn als die Gestalt des Guten betrachten. Beide kämpfen um Faust in diesem (man denke an die Wette), der, von beiden hin- und hergeworfen, sich seiner selbst kaum bewußt wird; er, dessen Wahn es einst war, ein Übermensch zu sein und als solcher zu leben: „Nicht irdisch ist des Toren Trank noch Speise.“ Dies Titanentum Fausts, wie es genannt worden ist, zeigt die Macht und Unmacht des sich zum Übermenschen entwickelnden Mannes, der dem Erdgeiste nicht standhalten kann und der, sich bisher ein Gott dünkend, jetzt im Staube kriecht:

> Bist du es, der, von meinem Hauch umwittert,
> In allen Lebenstiefen zittert,
> Ein furchtsam weggekrümmter Wurm? (Erdgeist.)

Dieses Ringen in und mit sich selbst läutert den Menschen jedoch, und führt ihn dem Siege zu, den wir am Ende des zweiten Teiles erleben, nachdem wir ihn am Ende des ersten schon geahnt hatten. — —

Ich bin mir wohl bewußt, in diesen kurzen Ausführungen etliche auffällige Probleme, z. B. das der Liebe, überhaupt nicht erwähnt zu haben. Aber ich sage mir, daß gerade dieses Problem erstens kein eigentliches Faustproblem ist, und daß zweitens gerade dieses schon immer eine solche Fülle der verschiedensten Ansichten hervorgerufen hat, daß es besser erscheint, an dieser Stelle von ihm zu schweigen. Dagegen will ich noch so kurz wie möglich über die Offenbarung Faustens einige Worte schreiben. Es ist jedem verständigen Leser des „Faust“ klar, daß es sich hier nicht um ein philosophisches Drama allein handelt, sondern daß ganz andere Faktoren hier mitsprechen. Es ist eine Offenbarung, die vor

uns liegt, eine Offenbarung an die Menschheit, die den welterlösenden Gedanken sucht. Die Welterlösung steckt in dieser Faustgestalt, in ihrem Ringen und Kämpfen, in allen Phasen ihrer Entwicklung. Das ist eine wahre Offenbarung, die allen Menschen eine heilige Schrift sein kann, eine Offenbarung, höher als alle, von deren Fabelexistenz so viel erzählt wird; eine Aufforderung zum Kampfe ist sie allen denkenden Menschen gegeben. Auf sie Bezug nehmend könnte man hier gewissen Leuten das Schopenhauersche Wort entgegenrufen: „Den Herren von der Offenbarung möchte ich raten, heutzutage nicht so viel von der Offenbarung zu reden, weil ihnen leicht einmal offenbart werden könnte, was eigentlich die Offenbarung ist.“ Goethe hat nach seinem eigenen Ausspruch viel in den „Faust“ hineingeheimnist, aber je mehr wir von solchen geheimnisvollen Problemen lösen, desto stolzer können und müssen wir auf den Besitz eines solchen Werkes sein.



Aphorismen.

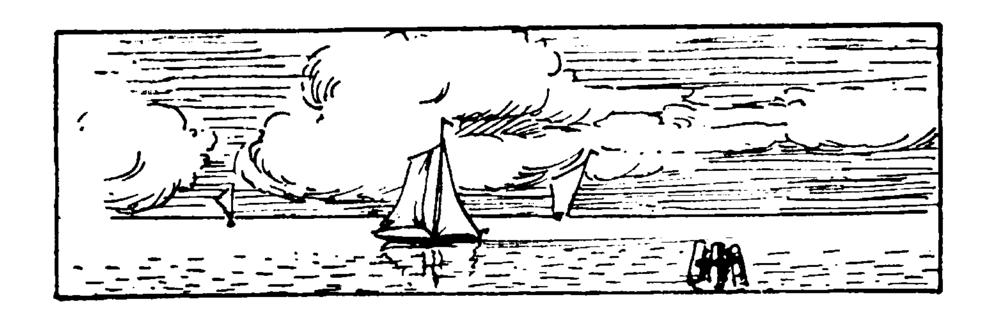
Wahrheit! Wo ist Wahrheit, wenn nicht in der Seele selbst? Tatsachen, Gegenstände sind nur aus Stoffen gewebte Phantome.

Kingsley.

Was ihr hervor nicht bringen könnt,
Dürft ihr auch nicht zerstören.

Kingsley.





Fragmente.

Von Cavé.

Wenn die Tage dunkel sind und die Schatten sich sammeln, dann, o geliebter Meister, wenden wir uns zu Dir.

Ewiger Glanz! Sende die Strahlen Deiner Glorie in diese Dunkelheit, und ob sie gleich deutlicher machen die drohenden Massen des Sturmgewölkes, so sehen wir doch Licht in Deinem Lichte, — Augen und Herzen in Anbetung zu Dir gerichtet.

Aus dem Schmerz und dem Leiden des Lebens steigen wir mit wankenden Schritten die Strahlen hinan. Du aber in Deiner Gnade gib sie uns, — uns, die wir ringen und schreien und den Mund in ungehobener Klage öffnen, sodaß unser Wehruf die elende Welt erfüllt und mit leiser Trauer nachklingt im Himmel. Schwarz ist der Abgrund und furchtbar, in den wir uns gestürzt haben, Deinen Willen zu finden und Dir zu dienen. O zarter Meister, höre!

Siehe, er naht! Seine Glorie sammelt sich und erhellt den östlichen Himmel. Dort wo die Kreuze schwarz gegen die Dämmerung stehen, dort sehen wir es glühen und glühen, — blaß lila, grün, ein tiefes blau, strahlendes rot; und dann, o Wunder, der strahlende Glanz der Goldenen Rose! Von seinem tiefen Herzen streckt sich der Pfad herab, von Engeln in ungeheuren Scharen regenbogengleich begrenzt, wie himm-



lische Sonnen-Wache auf himmlischen Seeen oder Myriaden Planeten, in einem Punkt vereint. Dürfen wir, o Glanz, diesen schwachen Augen trauen, die nur gewohnt sind an Dunkelheit? Doch jenes Licht heilt Blindheit, bringt sie nicht. So schauen wir unter den Bogen dieser regenbogengleichen Schwingen, gerade in das Herz des Lebens!

O Schauung, erhaben und unvergeßbar! Denn wenn wir wieder den Kreislauf menschlichen Lebens und Sorgens beginnen, finden wir Bilder von ihr uns erglänzen, — im goldenen Gelock von Kinderhaaren, — tief in der Zartheit eines Frauenauges, — flammend im Herzen edler Männer, — weit sich erstreckend auf allen Hügeln und Feldern der schönen Erde.

Und ich sinne: Groß ist die menschliche Macht der Anrufung! Er betet, und der Himmel schüttet goldenen Glanz auf sein Haupt, erleuchtet die ganze Welt, und eine neue Erde ist erstanden.



Von Gaben und Erkenntnissen.

Die Erkenntnis ist in dem unendlichen Gott mancherlei: es soll sich aber ein jeder des anderen Gaben und Erkenntnis freuen und denken, daß uns Gott in der paradeisischen Welt wird so überschwengliche Wissenschaft geben, welches wir allhie mit den unterschiedlichen Gaben nur ein Fürbild haben. Darum sollten wir nicht zanken wegen der Gaben und Erkenntnis; denn der Geist gibt einem jeden nach seiner Essentia, in dem wunderlichen Gott auszusprechen nach seiner Gestalt. Denn das wird im Paradeis in der vollkommenen Liebe gar ein sehnliches Liebesspiel sein, da ein jeder aus seiner Erkenntnis der großen Wunder in der heiligen Geburt wird reden.

Jakob Boehme.





Heiligen-Legenden.

Zu den hübschesten und menschlichsten Heiligen-Legenden gehören die Erzählungen, wie das Christuskind einigen Heiligen erschienen ist. Hier ist eine der besten. In dem Kloster von Ramey lebte eine Nonne, Ida von Lewes, die viele Visionen und die Gabe des Wunders hatte. Das Jesuskind pflegte ihr oft zu erscheinen. Einst erschien ihr die Jungfrau mit dem Kind auf den Armen. Sie gab ihn Ida, die ihn nahm und in seiner Umarmung still aufjubelte. Es war während eines Gottesdienstes und an Ida kam die Reihe, einen Psalm zu beginnen; das aber darf nach der Cistercienserregel nur geschehen mit den Armen auf beiden Seiten herabhängend. Sie sann daher bei sich nach, was sie tun sollte, denn wenn sie das Kind in den Armen hielt, brach sie die Vorschrift. Sie sprach daher zum Herrn: „Nimm Dich in acht, denn ich muß den Regeln nachkommen." Dann ließ sie die Arme sinken und stand in feierlicher Haltung, den Vers zu singen. Das heilige Kind legte währenddem seine Arme um ihren Hals und hielt sich fest, bis der Vers gesungen war. Ida sang den Vers besser als gewöhnlich, setzte sich dann hin und nahm das heilige Kind auf ihren Schoß, mit dem süßesten Troste erfüllt.

Bekannt ist die Geschichte vom heiligen Christophorus. Es lebte einst vor langer Zeit ein Riese, so groß und stark, daß er nur dem größten Könige der Welt zu dienen gelobte. Er zog aus, um diesen König zu finden; und nachdem er dem mächtigsten Könige der Welt und selbst dem Tod vergeblich gedient, fragte er einen Eremiten, wo er den großen König

finden könne. Der sagte ihm, wenn er an einem nahen Flusse Wanderer über die Strömung brächte, würde er mit der Zeit seinen großen König finden.

Der Riese tat so. Er baute sich eine Hütte am Ufer des Flusses und half viele Jahre hindurch Wanderern über das Wasser. In einer sehr stürmischen Nacht hörte er die Stimme eines Kindes ihn bei seinem Namen rufen. Er beachtete es anfangs nicht; als aber der Ruf dringender wurde, ging er hinaus und fand einen Knaben, der ihm sagte, er müsse in jener Nacht über den Fluß. Zuerst weigerte sich der Riese. Aber der Knabe bat und endlich nahm ihn der Riese auf seine Schulter und ging in den Fluß. Das Wasser war stürmischer, als er gedacht, und während er vorwärtsschritt, wuchs das Gewicht des Kindes ins Ungeheure, bis dem Riesen war, als trüge er die ganze Welt auf seinen Schultern. Er wurde ganz erschöpft und schrie endlich auf: „Großer König, den ich so lange gesucht, jetzt ist die Zeit, mir zu helfen."

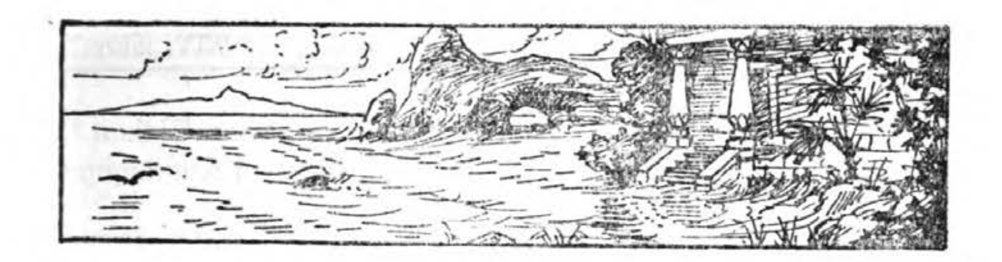
Sogleich lehnte sich der Knabe auf seiner Schulter vorwärts und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Ich bin Dein König, den Du suchst, und die Bürde, die Dir so schwer wird, ist das Leid der Menschheit." Das Gewicht verschwand und der Riese konnte dem anderen Ufer zuschreiten.

Man darf aber nicht denken, daß Heiligkeit und Milde vergangenen Zeiten angehören. Noch heute lebt in Frankreich ein alter Curé, dessen milde Frömmigkeit keinem der alten Heiligen nachsteht. Einst soll seine Haushälterin, nach der Messe, während sie ihm das Essen brachte, gefragt haben, ob er bemerkt habe, daß eines der Pfarrkinder eingeschlafen war. Der Curé sagte, er habe es bemerkt und sei sehr bekümmert gewesen; aber er habe seine Gebete verdoppelt, um so alle Aufmerksamkeit des guten Gottes auf sich zu lenken, damit er keine Zeit mehr hätte, den unachtsamen Jean zu bemerken.

(Einem Aufsatze von John Blake im „Theos. Quarterly" nacherzählt.)







 Studien über die Edda.

Von Kurt Siegfried Uhlig.

(Schluß.)

Das Folgende ist nun der Versuch, die tiefere Bedeutung der Wielandsage zu erforschen und zu erklären. Betrachten wir zunächst einmal den Namen „Wieland". — Wieland ist eine ungenaue Übersetzung des ursprünglichen nordischen Namens „Völundr". Das Wort „Lundr" bedeutet „Wald" und die Silbe „Vö" dürfte soviel wie „Weihe" oder „Einweihung" bedeuten.*) „Völundr" könnten wir also sinngemäß übersetzen mit „der vom geweihten Walde" oder „der Eingeweihte vom Walde". Der Volksmund aber übersetzte nicht, sondern wandelte „Völundr" in „Wieland", eine Übertragung, die Wolzogen wohl der Volkstümlichkeit wegen akzeptierte. — Jedenfalls deutet der Name Völundr, — „Weihewald" wie man sagen könnte, daraufhin, daß unser Held „ein Starker von Oben" ist, wie die Völuspâ sagt, eine Heroen- und Erlösergestalt, ein nordischer Helianth oder Heiland.

Wieland, Schlagfeder und Eigel als drei Brüder sind Symbole des in drei Aspekten auftretenden Einen. Wie berichtet wird, hieß der Vater der drei Brüder „Wate", — ent-

---

*) Vergleiche: „Völsungar" (die Wälsungen), das von Wotan abstammende, geweihte Geschlecht, ferner „Völuspâ", der Sang der Wala, einer Eingeweihten. –

Notiz der Redaktion: Die „Studien über die Edda" erscheinen, wie schon früher die Abhandlung über Wagners Nibelungenring als Broschüre, die zum Preise von Mk. 1,– zu beziehen ist.

schieden abgeleitet von „wâtan", der universellen Einheit.*) Von den drei Brüdern berichtet die Sage (in dem Kommentar des Saemund Sigfusson)

„sie waren vorzügliche Eisläufer und Jäger". –

Vielleicht ist das eine okkulte Ausdrucksweise, welche besagen will, daß die Differenzierung des Einen in drei auf allen Ebenen stattfindet, — also nicht nur auf der (geistigen) Ebene des wâtan, sondern auch auf den niederen Ebenen, die durch das Wasser (Astralwelt) und das Eis (materielle Welt) symbolisiert werden.

Wenn die Kraft der Sonne auf das Wasser einwirkt, so nimmt es ätherische Gestalt an und erhebt sich in die Lüfte, — im anderen Falle strebt es darnach, sich zu verdichten und wird endlich zum festen Eis; — so die Psyche des Menschen: Wird sie von dem Lichte des Logos (der geistigen Sonne) erleuchtet, so vergeistigen sich ihre Wünsche, kann diese Kraft nicht auf sie einwirken, so nähern sich die Begierden immer mehr der materiellen Welt, — der Mensch wird herabgezogen und sucht seine Wünsche im Stofflichen zu realisieren. Nicht mehr in der geistigen Welt ist sein Bewußtsein konzentriert, sondern auf dem „Eise" der physischen Ebene. Er ist wie Wieland und seine Brüder ein „Eisläufer und Jäger" geworden, und wie sie befindet er sich auf der „Jagd" nach der Freude, nach den wechselnden Gestalten der Erscheinungswelt. —

Auf dieser Jagd kommen die drei Brüder in das „Wolfstal", d. h. sie erreichen die physische Ebene. Der Wolf mit seinem sprichwörtlichen „Wolfshunger" ist hier das Symbol des immer begehrenden, heischenden, fordernden irdischen Lebens. — Hier am „Wolfsee" siedelten sie sich an, — sie hatten also ihre ursprüngliche Heimat, „das Haus ihres Vaters" verlassen und lebten nun von der Jagd, — d. h. im Kampfe ums Dasein. —

---

*) Der Name Wate wird nicht in der eddischen (nordischen), sondern in der deutschen Überlieferung der Wielandsage erwähnt. Auch Wolzogen identifiziert Wate mit Wotan.



Die drei Walküren erscheinen ihnen als Himmelsboten, als Erinnerung an die göttlichen Kräfte der menschlichen Seele, — als letzter Rest dieser göttlichen Kräfte selbst. Sie spinnen „teuren Lein",*) d. h. den „silbernen Faden", der die niedere Natur eines jeden Menschen mit seinem „Vater im Himmel" verbindet.**)

Bemerkenswert sind die Namen der Walküren. Ludegund, die „Schwanenweiße", ist offenbar das Symbol der Tugend, denn das reine Weiß des Schwanes war von jeher das Symbol der Unschuld und Reinheit.

Herware, die „Allweise", ist das Sinnbild der Wissenschaft. Sie wird die Gemahlin Wielands, des Schmiedes; — und dies ist ganz übereinstimmend damit, daß der Beruf des Schmiedes, der es ja mit der Verarbeitung von Metallen zu tun hat, von je mit der Wissenschaft der Alchemie und auch der Arzneikunst gepaart war. —

Der Name „Aelrun" endlich deutet auf die Kunst. Ael***) ist ein Trank, den die Götter ihren Günstlingen reichten und sie dadurch zu Liedern und Hymnen begeisterten, — ähnlich dem indischen Somatrank. — Diese Lieder und Hymnen wurden in Runen aufgezeichnet. — So liegt der Name „Ael-Run" klar als „Poesie" oder Kunst überhaupt; und wir haben in den drei Walküren jene drei Gottesgaben symbolisiert, die im Menschen die Verbindung mit dem Höheren Selbst aufrecht erhalten und ihn endlich aus dem „Wolfstale" des irdischen Lebens in die geistige Heimat zurückführen sollen, — Religion, Wissenschaft und Kunst. —

Aber wie die wahre Religion, Wissenschaft und Kunst dem Menschen von Zeit zu Zeit abhanden kommt, wenn er sie über der Jagd nach den Freuden der Erde vernachlässigt, — so fanden die drei Brüder einst nach der Jagd ihre Halle leer und verlassen. — Deutlich sagt der eddische Text:

---

*) Nicht das Schlachtenglück „an der Spindel des Ruhmes", wie Wolzogen meint.

**) Siehe die „Stimme der Stille" (Deutsche Ausgabe), Seite 9 und 10.

***) Nordisch Öl, — ein Wort, das heute im Schwedischen „Bier" bedeutet. —



„Und sie kamen vom Walde, die wegmüden Schützen,
Schlagfeder und Eigel zum öden Saal,
Suchten außen und suchten innen
Und sahen sich um nach allen Seiten.“

Ferner ist auch erwähnt, daß Aelrun die letzte war, die den Saal verließ; — die Kunst blühte bei allen Völkern noch eine Zeit lang, — nachdem Religion und Wissenschaft schon den Keim des Verfalls in sich trugen. — So heißt es von Aelrun:

„Sie schritt zuletzt durch den langen Saal,
Blieb stehen im Vorraum und flüsterte leise:
‚Wer aus dem Wald kommt, wird sich nicht freu'n‘.“ —

Wielands Brüder ziehen nun nach verschiedenen Richtungen aus, um die Walküren, ihre Frauen, zu suchen, — Wieland selbst aber bleibt ruhig daheim und harrt der Wiederkehr Herwares, indem er für sie schmiedet. — In diesem Bericht der Sage werden uns die Methoden vor Augen gestellt, mittels deren die Menschen versuchen, die entschwundenen göttlichen Kräfte wieder zu gewinnen, — durch Forschen in allen Gebieten der uns erreichbaren Welt oder durch stille Erfüllung der Pflicht, durch Arbeiten an unseren Idealen. —

Wieland, von dem nun allein die Sage handelt, ist somit das Symbol eines Menschen auf dem „Wege zur Vollkommenheit durch Werke“, — er ist ein Karma Yogi. — Er „schmiedete Feingold und faßte Steine“ — bedeutet: er arbeitete an seinen Idealen. —

Und wie das Gold, das er zu Ringen verarbeitet, erst durch diese seine Arbeit den rechten Wert bekommt, so ist es die Ergebenheit des Karma Yogi in seine Pflicht, durch die die latente Möglichkeit eines geistigen Lebens in ihm zur Wirklichkeit wird; — und wie das Feuer der Edelsteine in dem Golde, so blitzt die Flamme intuitiver Erkenntnis stellenweise in dem Menschen auf, der treu an seinen Idealen arbeitet. —

Als aber ein gewisser Zeitabschnitt vorüber war, kam für Wieland auch ein neuer Abschnitt seiner Schulung. — Er hatte gerade siebenhundert Ringe vollendet, d. h. es war eben



ein gewisser Zyklus vorüber, — da nahm Nidung, der Niararfürst, Wielands Gold für sich in Anspruch.

Nidung und sein Volk, die „Niarar", symbolisieren das irdische Leben.*) Das Wort „Niarar" bedeutet „die Toten". — Aber es sind nicht etwa Abgeschiedene oder Schatten darunter zu verstehen, sondern jene Menschen, die nur, — ohne jedes höhere Ideal, im Physischen, oder, wie die Bibel sich ausdrückt, in dem „Leibe dieses Todes" leben. —

Wolzogen meint, die Niarar seien Bewohner der Unterwelt, „eine dunkle Macht, den Nibelungen gleich", — nur darf man jene „Unterwelt" nicht jenseits unserer Erdoberfläche suchen und darf nicht glauben, daß die „dunkle Macht" etwas anderes sei, als der im Herzen des Durchschnittsmenschen wuchernde Egoismus. —

„Nidung erfuhr es, der Niararfürst,
Einsam weil' im Wolfstal Wieland." —

Es braucht wohl kaum erklärt zu werden, daß der Idealist im „Wolfstal" des irdischen Lebens immer „einsam" ist. Und wenn auch die ihn umgebenden Egoisten unfähig sind, die Geistesschätze des Einsamen ebenfalls zu erwerben, so beneiden sie ihn doch darum und trachten darnach, sie an sich zu reißen, ohne den Weg der Schulung beschreiten zu wollen. Die Gier nach Neuem reizt ihre Phantasie an und läßt ihre Begierde aufleuchten. Das Symbol der Phantasie ist der Mond; — das korrespondierende Metall der Begierde (des Karmaprinzipes), das Eisen, aus dem auch die dem Kriegsgotte geweihten Waffen und Rüststücke bestehen. Es heißt daher von den Niararn:

„Im Mondsichelscheine schienen die Schilde
Und Schuppen der nächtlich schleichenden Schar."

Solche „Niarar" sind im Grunde auch jene Menschen, die sich der Theosophischen Gesellschaft anschließen, weil sie irgend welchen Vorteil für sich erwarten, wie die Er-

---

*) Der Name „Nidung" (nordisch „Nidhudhr") hängt entschieden mit dem neuhochdeutschen Worte „Neid" zusammen und ist also ebenso charakteristisch wie die meisten anderen Namen der Edda. —



werbung okkulter Kräfte zur Hervorbringung von Phänomenen oder Wissen, um ihre Mitmenschen dadurch zu beherrschen. Dieselben sind es auch, die immer und immer wieder die Frage aufwerfen, warum sich die Meister nicht in der Politik und auf anderen „nützlichen“ Gebieten betätigen. Das Reich, d. h. der Gedankenkreis des im Irdischen lebenden Menschen ist eben „fern von den Felsen am Rheine“ — hier findet sich auch nicht das Gold der Erkenntnis „wie bei Granes Fahrt“, d. h. der Durchschnittsmensch hat keine Ahnung von der auf dem „Felsen am Rheine“ schlummernden Brünnhilde, — seinem eigenen, göttlichen Selbst.

Das rauhe Leben Nidung raubt dem bisher still für sich lebenden Idealisten Wieland einen Teil seiner Ideale, — gerade als er denkt, wieder mit Herware, seiner göttlichen Kraft, vereinigt zu sein, — als er sich in den Traum wiegt, seines Schaffens Lohn vor sich zu haben, da fesselt ihn das irdische Leben, — er sieht sich wider Willen in seinen Strudel hineingezogen; er fühlt sich gelähmt und unfähig, den eingeschlagenen Weg zur Vollkommenheit in der bisherigen Weise weiter zu verfolgen. — Er muß sehen, wie das, was er errungen und geschaffen, von anderen, vielleicht Unwürdigen benutzt und verwertet wird; — ja, er muß selbst seine Arbeitskraft in den Dienst des irdischen Lebens stellen, — kurz, Pflichten erfüllen, die ihm bisher niedrig und seiner unwürdig erschienen, — das Leben zwingt ihn dazu. — Dies drückt die eddische Sage symbolisch folgendermaßen aus:

Wieland spricht:

„Es schimmert dem Nidung ein Schwert am Gürtel,
Das hatt' ich geschärft, so geschickt ich's verstand,
Das hatt' ich gehärtet, so herrlich mir's glückte,
Das glänzende Waffen ward mir entwandt. —
Man schafft mir's nie wieder zur Wieland-Schmiede,
Bathilde gar trägt meiner Trauten Ring.“ — — —

In der Erfüllung dieser „niederen“ Pflichten aber findet Wieland gerade die Kraft und gewinnt die Kunst, sich Flügel zu schmieden, mittels deren er sich über das Leben erhebt. —

Eine Gefahr für den Karma Yogi liegt nun aber darin,



daß Streben nach Besitztum oder Ehrgeiz die reine Schaffensfreude trübt, die ihn beseelen muß, wenn er sein Ziel erreichen will.

Jedes Gefühl, das irgend welchen Lohn erstrebt oder erwartet, und das sich der Opferung des etwaigen Erfolges auf dem Altare der Menschheit entgegenstellen würde, muß ausgetilgt werden. — Dies scheint mir die einzig mögliche Deutung jener Tötung der Königsknaben zu sein, eine Tat, deren Grausamkeit sonst alle Sympathie für unseren Helden Wieland zunichte machen würde. — Die beiden Königsknaben sind also Gier und Ehrgeiz, die Kinder des rauhen Daseinskampfes (Nidungs), die nach dem Golde Wielands, d. h. nach seinen Geistesschätzen lüstern sind, wie auch aus dem eddischen Texte hervorgeht:

„Zwei Knaben trieb's an die Tür der Schmiede,
Nidungs Söhne sahen hinein.
Sie schlüpften zur Kiste — sie kamen zum Schlüssel,
Die Gier verriet sich — sie guckten hinein.
Viel Kostbares barg sie; die Knaben meinten:
‚Wär' es wohl Rotgold und wertes Geschmeid?'"

Gier und Ehrgeiz überwindet Wieland, wandelt sie gänzlich um und gibt sie [in göttliche Kraft umgesetzt] edler und schöner der Menschheit zurück. — Aus den lüstern schauenden Augen macht er Edelsteine, die nur das reine Sonnenlicht wiederspiegeln, — vielleicht ist dies auch eine Anspielung auf die Augen, die sich der Tränen entwöhnen mußten. Auch die Zähne, mit denen der Mund verwunden könnte,*) wandelte er um und widmete seine Arbeit der zukünftigen Menschheit, deren Symbol Bathilde darstellt.

Dem König Nidung aber zeigte Wieland, daß alles irdische Trachten des Menschen vergänglich sei. — Der Totenschädel ist ein altes Zeichen der Vergänglichkeit. — Die Schädel der Knaben, in denen nichts als Gedanken der Begierde und des Ehrgeizes Platz gehabt hatten, faßte er deshalb in Silber; denn das Silber ist das Metall, welches alles Vergängliche

*) Vgl. „Licht auf den Weg" (Deutsche Ausgabe), Seite 5, die vier unnummerierten Lehren.



symbolisiert, den Mond, einen toten Himmelskörper und den Ätherkörper des Menschen, das Urbild des verweslichen physischen Körpers.

Also ist die Umwandlung der Schädel ein deutliches Memento mori, das besagt: Der Witz des menschlichen Kopfes ist nichts, und wenn er egoistisch nach den Schätzen der uralten Weisheit trachtet, so geht er dabei zugrunde. Noch gehört er zum großen Teile der Region des Silbers an und solange der Mondkörper*) noch nicht zerstört ist, ist der menschliche Kopf von Silber eingefaßt, — d. h. von seinen Phantasien umgeben. —

Oft scheint es, als beraube uns das Leben unserer Ideale, — ja, als seien diese in den Händen der Menschheit in Gefahr, vernichtet zu werden. Doch wenn wir uns gerade jener Menschen, die unsere Ideale am meisten bedrohen, mit der größten Barmherzigkeit und Liebe annehmen, — wenn wir die Menschen durch Wort und Beispiel lehren, die Wahrheit lieben und die Lehren der Weisheit verstehen zu lernen und so zwischen unseren Anschauungen und dem Leben eine Brücke schlagen, — so werden unsere Ideale praktisch erprobt und uns um so reiner und edler zurückgegeben werden.

Dies drückt die Wielandsage durch die Begebenheit mit Bathilde und Wieland aus. — Der Ring, den Wieland für Herware geschmiedet, ist sein Ideal; — er fällt in die Hände Nidungs, und Bathilde zerbricht ihn. Doch Wieland spricht zu ihr:

„Ich bessre so gut dir den Bruch im Golde,
Es soll deinen Vater noch feiner dünken,
Und auch deiner Mutter noch ungemein schöner, –
Aber dich selber nicht anders als sonst.“ –

. . . .

„Mit Ael betäubt sie der Überlister,
Sie fällt auf den Sessel und sinkt in Schlaf“

berichtet die Sage weiter. — Auf die Bedeutung des Aeltrankes habe ich schon hingewiesen. Wieland, der Meister, überliefert also Bathilde, der zukünftigen Menschheit sein



Vermächtnis, den neu geschmiedeten Goldring und den Aeltrank (die Weisheitslehre und die Kunst) und erweckt in ihr den Keim eines neuen Lebens, dessen Vater, oder, wie wir sagen würden, „Avatar“ er ist. —

„Weinend ging heimwärts Bathilde vom Holm,“ —

denn die Erweckung des Höheren Selbstes ist für die Persönlichkeit schmerzvoll; — Bathilde fühlt wie Faust:

„Zwei Seelen wohnen — ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen!“

So „rächt“ sich das göttliche Prinzip an der Menschheit, — die Rache derer, die am meisten verkannt und beschimpft werden, ist Segen und Wohltun. —

Der Egoist freilich erkennt das Wirken des Meisters nicht als Segen; Nidung spricht darum:

„Immer wach' ich, wonnelos ruh' ich,
Mich sehrt die Sorg' um der Söhne Tod,
Mir friert der Kopf von kalten Räten;
Rechten nun will ich mit Wieland darum.“

Mit Groll vernimmt er, daß einst in einer zukünftigen Rasse der Menschheit seine Söhne (Gier und Ehrgeiz) nicht mehr leben werden, daß das Wirken des Meisters tiefe Spuren in ihr hinterlassen hat, daß also einmal eine Zeit kommen wird, wo nicht mehr der egoistische „Kopf“ mit seinen „kalten Räten“, sondern das warme, mitleidige Herz entscheiden wird.

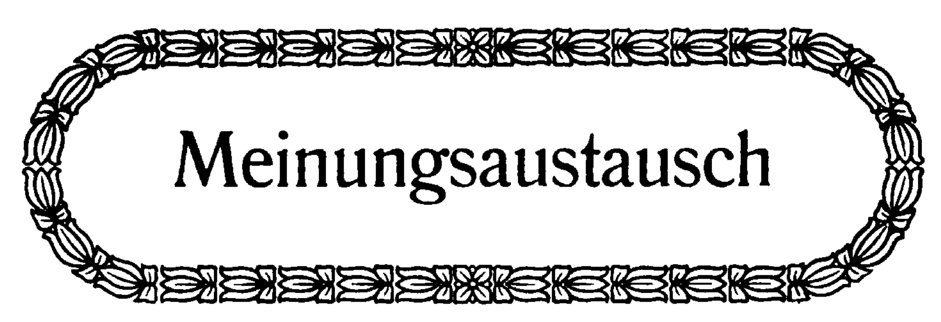
Am liebsten möchte Nidung nun die göttliche Kraft zu sich herunterzwingen.

„Nie wollt' ich doch fester dich, Wieland, mir fesseln!“ —

Aber das gelingt dem Erdenmenschen nie und nimmer. —

Hier bricht das Fragment ab, — aber wir wissen genug: Wieland schwingt sich in die Lüfte, — er ist den Karma-Yoga-Weg bis zu dem erhabenen Ziele gegangen, — er ist nun Herr derselben Region, in der Herware, die Allweise, zuhause ist, — und dies ist gleichbedeutend mit einer Wiedervereinigung. Die zukünftige Menschheit aber bewahrt in ihrem Schoße die Spur seines Wirkens. —





Unter dieser Rubrik bringen wir Meinung und Gegenmeinung, auch wenn sie nicht mit denen der Redaktion übereinstimmen.

Zur Lehre vom göttlichen Logos.

Eine Replik an Sandor Weiß.

Von Lic. theol. Karl Paul Hasse.

Herr Sandor Weiß hatte die Freundlichkeit, meinen Aufsatz über die Logoslehre einer Erwiderung zu würdigen. Es sei mir gestattet, auf seine Polemik Punkt für Punkt einzugehen.

Zunächst muß ich Einspruch dagegen erheben, daß Herr Weiß damit beginnt, mich als beschränkten Anhänger der „orthodoxen Lehre Luthers" hinzustellen. Ich habe des großen Reformators an einigen Stellen Erwähnung getan und zitiere im letzten Abschnitt seinen Hymnus, wie man ihn genannt hat, vom Glauben aus der Vorrede zum Römerbrief. Gibt das Herrn Weiß eine Berechtigung, mir blinde Anhängerschaft an Luthers Orthodoxie zu unterstellen? Mit keinem Worte habe ich auch nur angedeutet, daß für mich mit Luther die Entwicklung der evangelischen Theologie abgeschlossen sei, als ob kein Herder, Schleiermacher, Hase, Rothe, Thomasius, Biedermann, Lange, Lipsius u. a. m. je gelebt hätten. Schließe ich nicht mit einem Zitat aus einem ziemlich neuen Buche freiester Richtung? Luthers Lebenswerk gleicht einem gewaltigen Meere mit aller seiner erhabenen Schönheit, aber auch mit Klippen, Sandbänken und Stürmen. Kein moderner Theologe, welcher beansprucht, ernst genommen zu werden, wird sich noch den „ganzen" Luther zu eigen machen wollen, obschon mehr bei ihm zu holen ist, als der Laie ahnt. Sind wir doch erst seit unlängst im Besitz seiner Psalmen- und Römerbrief-Vorlesungen und haben einen Einblick gewonnen in den Neuplatonismus seiner jungen Jahre!

Meine Stellung zum Johannesevangelium ist, kurz gesagt, diese: Mit der modernen Kritik bin ich der Meinung, daß sein Verfasser schwerlich eine Person aus dem Jüngerkreise Jesu ist, und daß sein historischer Wert gegenüber den synoptischen Evangelien mit Ausnahme einiger Stellen, welche wir als Korrektiv der letztgenannten benutzen müssen, zurücktritt. Als Ab-

Vergleiche „Theos. Leben", XIII., Heft 12 und vorhergehende.



fassungszeit kämen ungefähr die Dezennien zwischen 90 und 120 in Betracht. Enstanden ist es in einem christlichen Gemeindekreis, welcher mit der platonisch-stoïschen Philosophie durch Vermittlung Philons vertraut war. Darum verliert es für uns aber durchaus nicht an Wert; vielmehr meine ich, daß, da für den Christen der historische Jesus der einzig gangbare Weg zu der Erleuchtungsstufe ist, welche man als Besitz des inneren Christus bezeichnen kann, der Gläubige am besten zu diesem Ziele gelangt, indem er den Schritt tut, welchen ihm der neutestamentliche Kanon vorzeichnet, d. h. von den Synoptikern zu Johannes, vom historischen Evangelium zum geistlichen, dem Evangelium der Glorie. Für mich ist diese Vereinigung der Messias- mit der Logosidee keine Verirrung, sondern ein segensreiches Faktum, wie dies die bedeutendsten Theologen vom Altertum bis zu Schleiermacher empfunden haben.

Wenn ich gesagt habe, daß bezüglich der Religion dem Intellekt der Primat zukomme, so ist dies wohl zweifellos richtig, und Herr Weiß ist derselben Meinung, nur scheint er nicht zu wissen, was in der philosophischen Terminologie das Wort intellectus bedeutet. Nachdem der mechanische auf das niedere Verstandesvermögen, die ratio,*) wirkende Religionsunterricht seine Schuldigkeit getan hat, tritt – allerdings nur bei dazu fähigen Individuen – das höhere rein geistige Erkenntnisvermögen des Übersinnlichen, der intellectus, nûs, welcher bei Kant Vernunft heißt, in Aktion. Ich glaubte, diese Unterscheidung als bekannt voraussetzen zu dürfen. Wer mit ihr nicht vertraut ist, kann eigentlich kaum ein philosophisches Buch verstehen. Für den Christen fußt die intuitive Religionserkenntnis auf der historischen Erscheinung Jesu. Beweis: Die christliche Mystik. Mag sich der christliche Mystiker zu noch so hohen Regionen der Abstraktion aufschwingen, stets hat er von dem konkreten Christusbild der Evangelien seinen Ausgang genommen, wenn auch dessen Züge bei der Spekulation immer aetherischer verblassen.**) Also, der Intellekt ist das Organ der übersinnlichen und somit auch der religiösen Erkenntnis; womit ganz und gar nicht bestritten wird, daß die Religion den ganzen Menschen durchdringen soll, d. h. auf Gefühl und Willen, eben durch Vermittlung des Intellekts, einzuwirken hat. Weil nun dem Christen die Influenzierung seiner drei Seelenvermögen, welche seine Religion auf ihn ausübt, vollauf genügt und er sich bewußt ist, daß ihm nirgends in der Welt besseres geboten werden

*) Dieses niedere Verstandesvermögen war wohl bei Spencer und Hartmann am meisten entwickelt. Nietzsche hatte etwas Prophetisches, war aber durch Krankheit und geistige Irrgänge auf falsche Bahn geraten und wäre, auch nach Meinung von Drews, hätte er ein anderes Ende gehabt, vielleicht zum Christentum zurückgekehrt. Häckel nach Paulsen, Chwolson, Reinke und Braß überhaupt noch zu den Menschen von höherer Intelligenz zu zählen, ist wohl eine Verirrung.

**) Drews ist natürlich anderer Meinung, aber glücklicherweise nicht maßgebend. Man lese einmal Tauler recht eingehend und man wird mir beipflichten müssen. Im übrigen verweise ich auf das recht brauchbare Buch von Josef Zahn, Einführung in die christliche Mystik, Paderborn 1908



kann, da ihm in der einzigartigen Persönlichkeit Jesu die Offenbarung des lebendigen Gottes zuteil geworden ist – dies ist das testimonium Spiritus sancti internum –, so lehnt er höflich, aber entschieden die Gemeinschaft mit den Verehrern Vishnus und Shivas, Buddhas und Mohammeds ab, so interessant diese Herrschaften in vieler Hinsicht auch sein mögen.

Ad vocem Wiedergeburt will ich nur bemerken, daß dieser Begriff, biblisch-theologisch betrachtet, dem paulinischen und johanneïschen Gedankenkreise entstammt und in der Dogmatik einen Artikel bildet, welcher je nach dem persönlichen Standpunkt des Verfassers sehr verschieden abgehandelt wird. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Replik darauf einzugehen.

Wozu der unglückliche Melchisedek nicht herhalten muß! Zunächst, Herr Weiß, will ich Ihnen offenbaren, daß der Hebräerbrief, welcher möglichenfalls garnicht an Hebräer gerichtet ist, ganz sicher nicht von Paulus stammt. In jedem Exemplar des N. T., welches Sie aufschlagen mögen, finden Sie ihn anonym. Nur die katholische Kirche, welcher Sie doch gewiß nicht folgen werden, lehrt heute noch die Autorschaft Pauli. Im A. T. ist die sagenhafte Gestalt des Königs von Salem wohl als Repräsentant der Verehrer des wahren Gottes aufzufassen. Der von der alexandrinischen Allegoristik stark benebelte unbekannte Verfasser des Hebräerbriefs, dessen geschraubte Exegese für uns unmaßgeblich sein muß, faßt den „König der Gerechtigkeit“ nach dem Vorgange der jüdischen Theologie als den Typus des Messias und stellt die „Ordnung Melchisedek“ in Gegensatz zur legitimen Priesterordnung „Aaron“. Mit dem Logosgedanken hat das nichts zu tun.

Wir kommen zur Gnosis. Da gibt es nun zweierlei Begriffe von „Gnosis“, d. h. Erkenntnis. Der eine, kirchlich ganz einwandfreie, wird im N. T. besonders viel von Paulus, dann von den Kirchenlehrern der ersten Jahrhunderte gebraucht zur Bezeichnung religiöser Erkenntnis im Gegensatz zur bloßen Pistis (Glauben); der andere, die häretische Gnosis bezeichnend, ist der zusammenfassende Name für eine Reihe aus der uns hier beschäftigenden Richtung hervorgehender interessanter religionsphilosophischer Versuche, welche wegen unzulänglicher wissenschaftlicher Mittel scheitern mußten. Wir studieren diese zumeist überaus phantastischen Systeme wohl mit Teilnahme, können aber die gesamte Richtung nur als Unterströmung bezeichnen, welche, ganz abgesehen von der neutestamentlichen Religion, lange nicht einmal an den Wert der neuplatonischen Philosophie heranreicht. Die Zumutung, dieses Konglomerat aus polytheïstischer Volksreligion, orientalischer, jüdischer und griechischer Spekulation dem Kern der neutestamentlichen Religion gleichzuachten, dürfte man nicht einmal einem gebildeten Dilettanten, geschweige einem wissenschaftlichen Theologen machen.

Ferner ist es unzutreffend, daß die liberale Theologie behaupte, der Logosgedanke sei rein gnostisch und das Johannesevangelium gnostische Umarbeitung des griechischen Logosgedankens. F. Chr. Baur, dessen Standpunkt heute längst überwunden ist, glaubte, die Entstehungszeit des vierten Evangeliums frühestens um das Jahr 160 herum ansetzen zu müssen



und hielt es für eine Tendenzschrift, bestimmt den alten Gegensatz der paulinischen und judaïstischen Parteien abzuschließen und dadurch, daß er die verschiedenen Fragen des zweiten Jahrhunderts – Montanismus, Gnosis, Logoslehre, Passahstreitigkeiten – berührte, ohne jedoch näher in dieselben einzugehen, die Differenzen zu einer höheren Einheit zu erheben und damit die katholische Kirche zu begründen. Über diese nach Hegelschem Schema ausgeklügelte geschichtsphilosophische Ausführung müssen wir heute lächeln, da wir wissen, daß ein so tiefgehender und langanhaltender Zwiespalt zwischen Petrinismus und Paulinismus, von dem man früher fabelte, nie bestanden hat. Dem Meister folgte natürlich die ganze Tübinger Schule, und Hilgenfeld stellte das Evangelium zwischen die valentinianische und markionitische Gnosis hinein und fand den gnostischen Dualismus sogar in der evangelischen Schrift selbst. Auch unser O. Pfleiderer, der ja ein alter Tübinger war, brachte sie mit der gnostischen Spekulation in Zusammenhang und hielt sie mehr für eine Art Lehrgedicht, bestimmt, die vorangestellte These der Fleischwerdung des Logos in Jesu in haggadisch-erbaulicher Weise zu begründen; aber er setzt auch hinzu, daß der Evangelist allen Ernstes Geschichte erzählen und nicht, wie die Gnostiker, abstrakte Theorien und phantastische Mythen über das Geisterreich vortragen wollte. Es ist hiermit klar gestellt, daß selbst die extremsten Kritiker das vierte Evangelium keineswegs für durchaus gnostisch gehalten haben. Aber auch über diesen Standpunkt ist man heute hinaus. A. Harnack sagt, daß zwar ohne die allgemeine Voraussetzung des hellenistischen Zeitalters dieses Evangelium nicht geschrieben worden wäre, daß aber die Verweisung auf Philon und den Hellenismus nicht ausreiche, auch nur eine Außenseite des Problems befriedigend zu erklären. „Nicht griechische Theologumena," fährt er fort, „sind in der johanneischen Theologie wirksam gewesen – selbst der Logos hat mit der Stoa, ja auch mit Philo, wenig mehr als den Namen gemein, und der ‚Dualismus' des Buchs ist kein metaphysischer, vielmehr lediglich ein ethischer –, sondern aus dem alten Glauben der Propheten und Psalmisten hat das apostolisch-paulinische Zeugnis von Christus hier einen neuen Glauben geschaffen, der die jüdische Religion nicht mehr brauchte." . . . „Der Prolog des Evangeliums ist nicht der Schlüssel zum Verständnis des Evangeliums, sondern er bereitet die Leser auf dieses vor. Er knüpft an eine ihnen bekannte Größe, den Logos, an, bearbeitet ihn und gestaltet ihn um – auch falsche Christologien implicite bekämpfend –, um ihm Jesus Christus, den monogenés theós (eingeborenen Gott), zu substituieren, resp. ihn als diesen Jesus Christus zu enthüllen. Von dem Momente an, wo dies geschehen ist, ist der Logosbegriff fallen gelassen. Der Verfasser erzählt nur noch von Jesus, um den Glauben (besonders den jüdischen Einwürfen gegenüber) zu begründen, daß er der Sohn Gottes sei." usw. (Dogmengesch., 4. Aufl., I., S. 109 f.) Joh. Weiß nimmt den johanneïschen Christus gegen den Vorwurf in Schutz, das kalte, unpersönliche Götterbild zu sein, das uns von der kritischen Schule so oft gezeichnet ist.



„Ja, indem der Evangelist häufig die Gemeinschaft der Jünger mit Jesus und die Gemeinschaft Jesu mit seinem Vater in Parallele stellt, hat er sein Verhältnis zu Gott aus der erkältenden metaphysischen Sphäre ins Religiöse übersetzt und damit dem religiösen Empfinden näher gebracht. . . . Zweifellos knüpft er an die schon bei Paulus vorhandene Zusammenstellung Logos-Christus an; er lehrt wie Paulus die Beteiligung des Logos-Christus bei der Weltschöpfung, er denkt Christus als Quelle alles Lebens in der Welt. . . . Aber im folgenden wird der Logos-Gedanke kaum noch verwertet. Und so hat man mehr den Eindruck, daß Johannes an die bekannte Lehre zwar anknüpft, aber im übrigen neue Ausdrucksformen sucht. Ferner ist wahrscheinlich, daß er den Logos, der ursprünglich die göttliche Vernunft und Lebenskraft im Kosmos bedeutete, seinerseits gedeutet hat in dem Sinne, der durch den Anfang der Genesis nahegelegt war: Im Anfang war das Wort, d. h.: Jesus ist nicht nur in seinen Reden, sondern in seiner ganzen Person die inkarnierte Offenbarung Gottes." (Joh. Weiß, Christus, S. 86 f.) Besser als durch diese Zitate aus Werken zweier Koryphäen der modernen theologischen Forschung kann man wohl nicht die Behauptung widerlegen, von liberaler Seite werde das Johannesevangelium für gnostisch gehalten. Dagegen glaubt diese Richtung die Logoslehre als mit der ursprünglichen Religion Jesu nicht zusammengehörend aus dem modernen Christentum ausmerzen zu müssen, und dies halte ich im Interesse tiefer denkender Christen für bedauerlich; denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch der Apostel Johannes wohl nicht der eigentliche Verfasser des vierten Evangeliums ist, dennoch in der Gemeinde, in welcher dieses Buch entstand, die Überlieferung eines Augenzeugen lebendig war, dem in reiferen Lebensjahren, nachdem er mit dieser Lehre bekannt geworden, vielleicht selber noch die Erkenntnis aufgedämmert ist: „Wahrlich, in Ihm ist der Logos Fleisch geworden!", sodaß in seinem Geiste seine Gemeinde ausrufen konnte: „Wir sahen seine Herrlichkeit!" Das Bedenklichste, das Harnack in der Logoschristologie findet, ist nach seiner Ausführung über die „Präexistenz": „. . . . indem das Prädikat „Logos" für das höchste galt, welches Christus gegeben werden konnte, dieses aber zunächst und für lange sich mit dem Begriff der im Kosmos waltenden Vernunft deckte, wurde das Heilige und Göttliche – die Macht eines neuen Lebens, die man in Christus anschauen und ergreifen sollte – in eine kosmische Potenz umgesetzt und damit säkularisiert." (Dogmengesch. I, S. 805.) Über diese Verirrung ist der moderne Christ aber doch hinaus; vielmehr wird er seinen Logoschristus in durchgeistigt-religiösem Sinne fassen als die von Gott ausgehende heilige Kraft der Liebe und der Erleuchtung, welche zwar ihre Strahlen vor ihrem Erscheinen voraussandte, in ihrer Fülle aber in der einzigartigen Erscheinung Jesu Christi wohnte, so daß der, welcher im Glauben ganz an diese Erscheinung sich hingibt, der reinsten und vollsten Offenbarung Gottes teilhaftig wird. Der festere Anschluß an diese Lehre vom göttlichen Logos würde auch ein vermittelndes Band weben zwischen den beiden dogmatischen



Richtungen, von denen die eine an der wesenhaften Gottheit Jesu Christi festhält, während die andere ihm nur die relative Gottheit zuerkennt.

In summa, nicht für gnostisch, sondern für antignostisch erkläre ich mit Harnack u. a. das vierte Evangelium. Nun wird der Leser auch leicht begreifen, daß das Dilemma des zweifachen Chaos, welches Herr Weiß mir mit vermeintlicher Überlegenheit konstruiert, für mich garnicht existieren kann. Der erste Timotheusbrief ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Paulus geschrieben, sondern stammt wohl frühestens aus dem Ende des ersten Jahrhunderts; ich will an dieser Stelle keine Vermutungen aussprechen, ob die gegen den Doketismus gerichtete Schlußbemerkung von dem Verfasser herrührt, oder von ,späterer Hand hinzugesetzt ist. Es ist dies ja völlig belanglos. Der Ausdruck „Fälschung" paßt bei der Beurteilung altertümlicher Schriften nicht, wie mir jeder Philologe bestätigen wird. Der verehrte Herr Kritikus sieht, daß wir keinen starren Bibelkanon kennen. Wir üben innerhalb vernünftiger Grenzen Kritik, ohne die Kernsubstanz der heiligen Schrift zu verlieren.

Einmal hat Herr Weiß aber doch etwas recht. Die Wertung des Todes Jesu gilt im allgemeinen als Unterscheidungsmerkmal zwischen positiver und liberaler Theologie. Aber hier gibt es vermittelnde Richtungen, und es ist gerade Albrecht Ritschls, gegen den ich sonst wegen seiner Ablehnung der Metaphysik polemisiere, Verdienst, eine solche geschaffen zu haben. Ich lasse aus seinem „Unterricht in der christlichen Religion" § 40 folgen: „Die Erlösung oder Sündenvergebung ist der christlichen Gemeinde durch Christus nicht schon dadurch sicher gestellt, daß er gemäß seinem Phrophetenberuf, also als Offenbarer Gottes seine allgemeine Verheißung jenes Inhalts ausgesprochen hätte, was er eben nicht getan hat. Vielmehr knüpft er selbst im voraus, und nach ihm die ältesten Zeugen jenen Erfolg an die Tatsache seines Todes. Und zwar geschieht dieses insofern, als derselbe den alttestamentlichen Opfern vergleichbar ist, welche gemäß der Gnade Gottes für die israelitische Gesamtgemeinde gebracht worden sind, teils um deren Einwilligung in den Bund mit Gott darzustellen, teils um in jährlicher Wiederholung zur Sündenvergebung zu dienen, d. h. die Integrität des Bundes zu erhalten." Wir haben es hier mit einer Anschauung zu tun, welche stellvertretendes Leiden ohne metaphysische Gottheit annimmt. Entstanden ist Ritschls Theologie zu einer Zeit, als man der Spekulation und Mystik so abhold als möglich war. Die Anzeichen sind aber da, daß in absehbarer Zeit beider Stunde wieder schlagen könnte, und dann wäre es, wie oben angedeutet, nicht ausgeschlossen, daß auch die Logoslehre durch eine vermittelnde Richtung wieder zu Ansehen käme. Kosmologische Spekulationen aus dem Gebiete der Naturreligion dürften allerdings keinen Eingang finden. Ein Jakob Böhme bleibt modernem Denken ungenießbar, so sehr man auch stellenweise seine Tiefe und urwüchsige Kraft bewundern mag. Auch Hegels panlogistisches System wird niemals wieder zum Aufbau



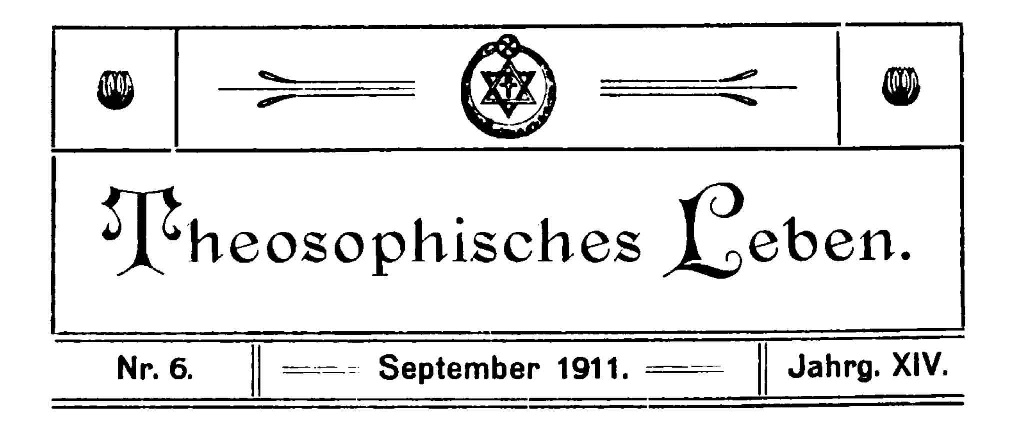
einer Theologie dienen können; aber gerade von diesem Meister kann man in Einzelheiten in positivem und negativem Sinne unendlich viel lernen.

Zum Schluß muß ich bestreiten, daß wir heute noch eine dogmatisch erstarrte Orthodoxie haben, welche eine Art Papsttum darstellt. Lesen Sie, bitte, Herr Kritikus, Reinhold Seebergs „Grundwahrheiten der christlichen Religion" und Theodor Kaftans kleine Schriften „Moderne Theologie des alten Glaubens" und „Zur Verständigung über moderne Theologie des alten Glaubens", und Sie werden darüber staunen, wie wenig Starrheit in unserer positiven Theologie zu finden ist! Hengstenbergs Geschlecht ist gründlich ausgestorben. Auch mit dem Zustande des inneren Aufruhrs, in welchem die christliche Kirche sich befinden soll, ist es nicht so schlimm. Von den Fesseln der Verbalinspiration sind wir frei. Vorurteile gibt es überall in der Welt, nicht zum wenigsten bei den Theosophen, aber Tyrannei in Glaubenssachen kennt unsere evangelische Kirche nicht. Sogar Herrn Pfarrer Jatho wird kein Härchen gekrümmt werden. Mit so abgestandenen Phrasen, welche allenfalls auf frühere Zeiten passen, kann man nur noch auf ganz Unkundige einwirken. Mit voller Überzeugung kann ich sagen, daß ich den Widerstreit der Richtungen in der evangelischen Theologie nicht für ein Zeichen der Auflösung, sondern gesundesten Lebens halte. Daß theologische Formeln, namentlich solche vergangener Jahrhunderte, nicht das Christentum selbst sind, wissen wir sehr genau; zum Überfluß geht es aus meinen Publikationen in dieser Zeitschrift deutlich hervor. Ebenso wenig deckt sich der Begriff des Christentums mit dem, welchen alle Menschen auf der Erde von Religion haben, weder mit dem Fetischismus des Negers, noch mit dem Mohammedanismus, dieser anachronistischen Religion ohne Nächstenliebe, noch auch mit dem sublimen Elaborat, welches die Firma Hartmann-Drews als Religion anpreist. Dafür ist aber das Christentum die vollkommenste Form von Religion, welche es auf Erden gibt, und an dem Werk, ihren Kern leuchtend und klar in das Licht zu stellen, arbeiten wir evangelischen Theologen, jeder nach seinen Gaben und nach seinem Verständnis, alle fußen wir jedoch auf das Evangelium und der ehrfurchtsvollen Liebe zu jenem Einzigen, den wir den Heiland und Erlöser der Menschen nennen. Fern davon, an uns selbst zu verzweifeln, weisen wir mit Geringschätzung das Ansinnen, welches auch die Entrüstung eines jeden seine Religion achtenden Juden erregen muß, zurück, hinauszugehen und uns in Demut bei den Heiden Belehrung zu holen.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.





Theosophisches Leben.

Nr. 6. | September 1911. | Jahrg. XIV.

Fröhlicher Glaube.

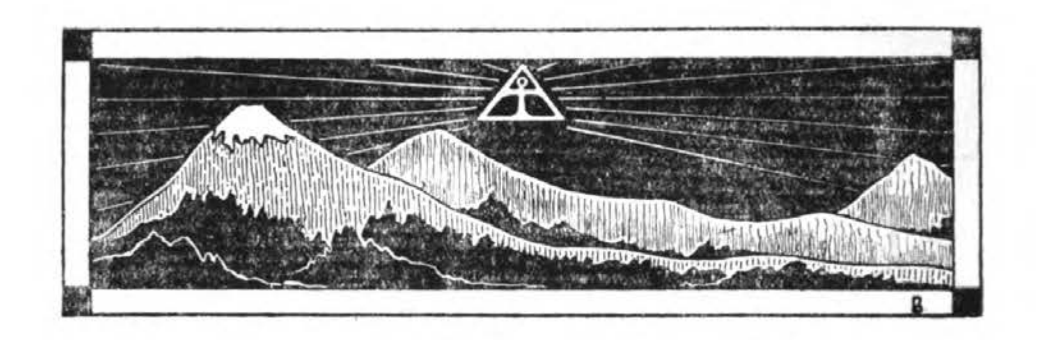
(Aus Jathos gleichnamigem Buche.)

Es gibt zweierlei Menschen. Die einen sagen als die Satten: „wir haben die Wahrheit“ und die andern bekennen als die Hungernden: „wir suchen die Wahrheit“. Jesu Brüder sind die letzteren. „Suchet“, hat er gesagt, „dann werdet ihr finden.“ Denen, die Gott suchen, wird das Herz leben. Ein Vorwärtsdrängen und Vorwärtsdringen, das ist die Zumutung Jesu an die Menschheit.

Die Wahrheit ist wie ein verschleiertes Bild, noch keinem Sterblichen hat sie sich enthüllt. Wir sehen sie immer nur ahnend, in mehr oder weniger klaren Umrissen, aber wir sehen nie ihr entschleiertes Gesicht. Könnten wir das jemals erblicken, so würden wir aufhören zu streben, und damit müßten wir aufhören zu leben. Leben ist Streben und Streben ist Leben.

Drum besteht die wahre Frömmigkeit nicht im Ausruhen auf einem religiösen Besitz, sondern im beständigen Kampf um diesen Besitz, in seiner Verteidigung und Vermehrung, seiner Vertiefung und Verklärung. Das ist der unermüdliche, ewiger Jugend sich erfreuende, immer wieder frisch das Leben angreifende und vor nichts mehr sich fürchtende Glaube. Selig die Hungernden und Dürstenden!





Der Fall Jatho.

Am 24. Juni 1911, just am Tage, an dem die Theosophische Gesellschaft Zweig Berlin vor 17 Jahren gegründet wurde, ward Pfarrer Jatho vom Spruchkollegium in Berlin seines Amtes entsetzt, und zwar, wie jetzt nach einigen Wochen bekannt gegeben wird, weil Jatho keinen persönlichen Gott und nicht die Unsterblichkeit der Seele lehre, Christus nicht als einzigdastehende Persönlichkeit und das Christentum nicht als die höchste und unübertreffliche Religion auffaßt.

Die Institution des Spruchkollegiums überhaupt und besonders sein Urteil hat im liberalen Christentum großes Mißfallen erregt.

Protestversammlung auf Protestversammlung mit riesiger Beteiligung (in Köln etwa 7000, in Berlin etwa 10000 Personen) wurde allenthalben im Reiche abgehalten und eine große Bewegung ins Leben gerufen, um den freien protestantischen Geist in der Landeskirche zu beschützen, das Recht der persönlichen Gewissensfreiheit und die Unabhängigkeit der Gemeinden.

Es könnte meiner Meinung nach keine so mächtige Bewegung geworden sein, würde nicht jene unsichtbare, gewaltig treibende Kraft der Meister dahinter sein, jene spirituelle Kraft, die Begeisterung, Unterscheidungskraft, Mut und Tatkraft verleiht. Ich bin deshalb aus tiefstem Herzen überzeugt, daß diese Bewegung vom größten Erfolge begleitet sein



und mächtige Umwälzungen mit sich bringen wird, vor allem die Trennung von Staat und Kirche und Schule.

Die Geschichte wird geleitet von gewissen spirituellen Prinzipien, die sich mit naturgesetzlicher Notwendigkeit durchwirken, wenn ihre Zeit gekommen ist. Und ihre Zeit ist gekommen.

Betrachten wir uns diese Prinzipien, die hier eine Rolle spielen; es sind dieselben, die das Leben der Theosophischen Gesellschaft formen. Die Gesellschaft basiert auf freien Individualitäten, die ihre Erleuchtung bewußt oder unbewußt aus ihrer eigenen göttlichen Seele beziehen, danach leben und handeln, und aus Gemeinschaften oder Gruppen solcher harmonisch zusammenwirkender Einzelner. Glauben kann jeder, was er will, nur muß er andere Meinungen tolerieren und vor allem die Bruderschaft der Menschen als Hauptziel anerkennen. Dies sind die Ausdrücke der Prinzipien der Einheit, Harmonie und freier Individualität.

Die Zeit der Reife ist gekommen; die Seelen sind von innen her vorbereitet und drängen ungestüm, ohne selbst vollbewußt des Planes zu sein, nach Verwirklichung des Ideals innerhalb der christlichen Kirche, dessen Gründer sicherlich die stärkste treibende Kraft dieser Umgestaltung ist.

Ich kann dies mit Zitaten aus den Reden belegen, die auf der großen Protestversammlung zu Berlin gehalten wurden, deren Bericht vor mir liegt.

Pfarrer Jatho führte aus: „Es gibt zwei mächtige Strömungen: die eine Strömung ist das Recht der Überlieferung, und die andere Strömung ist das Recht, welches mit uns geboren wird. Diese beiden Strömungen können oft Jahre, Jahrzehnte lang ruhig, friedlich nebeneinander gehen, aber dann kommt einmal eine Zeit, wo sie sich kreuzen, aber solche Zeiten sind gerade die allerfruchtbarsten für die Entwicklung des religiösen Lebens. In einer solchen Zeit stehen wir auch gegenwärtig. Das Spruchkollegium hat das Recht der Tradition vertreten, und wir vertreten das Recht, welches mit uns geboren wird. (Stürmisches Bravo.)

„Es ist daher nicht verwunderlich, daß diese beiden



Strömungen in einen ernsten und nachhaltigen Konflikt miteinander kamen, und die Folge dieses Konfliktes ist uns allen ja nun bekannt geworden. Allerdings sieht diese Folge aus wie eine Niederlage, denn es ist mir vom Tage des Urteils an nicht mehr gestattet, meines Amtes in der bisherigen Weise zu walten. Aber was so als Niederlage erscheinen könnte, das ist in Wahrheit doch ein Sieg, es ist ein innerer Sieg, es ist ein Festhalten an dem, was wir nun — zumal als protestantische Christen — unter keinen Umständen lassen und verleugnen können, nämlich das Recht des Gewissens. (Stürmischer Beifall.) Dieses Recht des Gewissens hat in dieser ganzen Verhandlung den Sieg davongetragen, wenn auch äußerlich ich der Geschlagene bin."

Das ist das Recht der freien spirituellen Individualität. Ergänzend hierzu ist, was Pfarrer D. Fischer-Berlin in seiner Rede erwähnte; es ist noch klarer, logischer als das, was Jatho sagte, der durchaus Herzensmensch zu sein scheint.

„Der Protestantismus ist aufgebaut auf dem Gedanken der persönlichen, inneren, eigensten Religion; es kann aber eine solche innere persönliche eigene Religion und Religiosität niemals geben, wenn nicht frei gegeben ist — unbedingt frei — nicht bloß für die Hörer, sondern auch für die Lehrer, nicht bloß für die Gemeinden, sondern auch für die Pastoren, nicht bloß für die Pastoren in ihren etwaigen Schriften und Vorträgen, sondern auf der Kanzel und vor ihren Konfirmanden — wenn nicht frei gegeben ist klar und offen und sicher: Der freie religiöse Gedanke! Denn aus diesem heraus, aus solchem inneren eigenen Sinnen und Denken allein kann sich eine feste und sichere, treuliche und klare Religiösität und Frömmigkeit bilden. So stehen wir vor der Forderung, so ist's uns klar, was wir brauchen. Aber, meine verehrten Damen und Herren, wenn wir das erreichen wollen und wir dabei auf dem Wege bleiben wollen, daß wir es nicht einzelnen Zufällen überlassen, sondern daß wir in unserem Volke seine Verbindung mit dem Evangelium sicher haben und pflegen, dann gilt's doch die Gemeinschaft. Wir wissen dann, was unsere Gemeinden uns bedeuten. Solche persönliche, innerliche,



freie Religiösität mit ihrer ganzen Frömmigkeit und mit der Macht, die sie ausübt auf den einzelnen Menschen, auf die ganze Kultur, auf die ganze Lebenshaltung — solche protestantische, evangelische Frömmigkeit kann nur gepflegt werden in Gemeinden, die in sich selbst auch frei und selbstständig sind. Die große Gefahr, die jetzt wieder durch die Einrichtung des Spruchkollegiums und durch den Spruch dieses Kollegiums klargelegt worden ist und weiter nun noch bleiben wird, das ist, daß in ganz unprotestantischer und unevangelischer Weise eine sogenannte Gesamtkirche, vertreten durch Kirchenregiment oder Spruchkollegium, oder was es sei, sich über die Gemeinden stellt und daß sie von sich aus glaubt, ein Recht zu haben, nun den Gemeinden ihren Glauben und ihr Leben, ihre Religion und ihre gottesdienstliche Gemeinschaft vorzuschreiben. Das ist es, was wir in der protestantischen Kirche nicht dulden können, das ist es, wogegen wir auf allen Wegen des Rechts ankämpfen müssen. (Lebhafte Zustimmung.)

„Wir können uns unsere Landeskirche, unsere evangelisch-protestantische Landeskirche nur denken in einer freien und losen Vertrauensgemeinschaft einzelner Gemeinden. Daß ein Zusammenschluß da sein muß, gewiß, meine Freunde, das sagen wir uns auch, aber ich denke mir dann eine solche Landeskirche etwa so, wie die einzelne Gemeinde zusammensteht und zusammengestellt ist aus einzelnen Haushaltungen, die ihr persönliches, religiöses Leben für sich haben, ebenso die einzelne Persönlichkeit und wie diese in voller Freiheit der eigenen Lehre ihres religiösen Lebens doch zusammenstehen und in der Gemeinschaft durch gemeinsames Leben, durch gemeinsames Zeugnis für die Sicherung der Verkündigung des Evangeliums sorgen und wie diese das religiöse Leben pflegen, so soll die große Gemeinde bestehen aus einzelnen Gemeinden, Persönlichkeiten in ihrer Freiheit, so soll sie zusammenwirken. Darum muß dahin unser kirchenpolitisches Wirken gehen, daß wir unsere einzelne Gemeinde lebendig machen, lebendig erhalten und stärken in ihrer Freiheit, daß wir die Gedanken ausbreiten hier in unserer Stadt von einer Gemeinde zur anderen, und daß wir



in Fragen gemeinsamen, kirchlichen und gemeindlichen Lebens zusammenstehen, damit solche Forderungen, wie die einer sogenannten Gesamtkirche, die über das religiöse Leben des einzelnen und in den Einzelgemeinden die Entscheidung beansprucht, nicht aufkommen können, und wo sie sich maßgebend etwa schon geltend machen wollen, auf dem Wege unseres gemeinsamen Wirkens und Schaffens aus der Kirche beseitigt werden."

Es wurde den Anhängern der theosophischen Philosophie stets gesagt, daß es darauf ankommt, was man ist und nicht was man sagt, und daß man nur in dem Maße ein Theosoph ist, als man Theosophie lebt, d. h. die spirituelle Liebe, welche die Grundlage der Bruderschaft ist, selbst verkörpert.

Mit welch' großer Genugtuung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, daß die ganze liberale protestantische Christenheit diese spirituelle Wahrheit akzeptiert hat und stürmisch das Recht dieser Wahrheit fordert. Sie ist aufs höchste entrüstet, daß das Spruchkollegium nach der Lehre Jathos forschte und nicht das berücksichtigte, was er ist und als was ihn seine Kölner Gemeindemitglieder beschreiben: der große Menschenfreund, für den das Christentum Bruderliebe ist. (Er soll kurz vor seiner Vernehmung noch einen Kranken besucht haben.)

Sein Verteidiger, der durchaus nicht auf Jathos Standpunkt steht, Professor Baumgarten-Kiel, sprach diese Wahrheit aus:

„Nach den Motiven des Gesetzes war nicht bloß nach der Lehre zu fragen, sondern auch nach der ganzen Persönlichkeit und Wirksamkeit. Und da war es nun meine mich beglückende Aufgabe in jenen trüben Stunden, aus einer ganzen Fülle von brieflichen Äußerungen, die in den letzten Wochen aus seiner Gemeinde ergangen sind, diejenigen Zeugnisse zusammenzustellen, welche es am deutlichsten machten, wie er gewirkt, wie er neues Leben geweckt, wie er starkes Denken angeregt, wie er den Mut gestählt, wie er die Jugend und das Alter, die Frauen und die Männer, ebenso die Mutlosen und die Betrübten, wie er die Frohen



und aufwärts Strebenden an seine starke und große Hand genommen und an seiner Hand zu seinem Gott geführt hat und sie fest gemacht hat in dem Glauben, der ihre Seele froh macht.

„Das sind Zeugnisse, meine Freunde, deren sich wohl kein Prediger rühmen kann in so großer Fülle und Mannigfaltigkeit. Er ist nicht unter uns, so darf ich es wohl sagen: wie wäre ich mir vorgekommen, wenn ich trotz all der Abweichungen in der Auffassung des Evangeliums mich unterstanden hätte, meinen eigenen Standpunkt für christlicher zu halten, als den seinigen, da er so gewirkt hat auf diese große Masse."

Wahrlich, die Saat geht auf, die die Meister von innen her auf spirituellem Gebiete und auf der äußeren Ebene durch ihren großen Agenten, Frau H. P. Blavatsky, ausgestreut haben. Die Toleranz, das Recht des Meinungsaustausches und damit die Anerkennung der Wahrheiten in anderen Religionen und die Anerkennung ihrer Berechtigung, etwas, was bis jetzt nur innerhalb der Theosophischen Gesellschaft geschehen ist, findet jetzt ihre Vertreter in der christlichen Kirche, ja nicht nur einen oder einige, sondern tausende.

Hören Sie nur, was Jatho sagte:

„Habe ich denn etwa Unrecht gehabt, meine verehrten Freunde, wenn ich in meiner Antwort an den Oberkirchenrat sagte, daß die christliche Religion eine von den vielen Gottesoffenbarungen der Geschichte ist? (Lebhafte Zustimmung.) Sind das Judentum, der Islam, der Buddhismus und alle die vielen historischen Religionen nicht auch Offenbarungen Gottes in der Geschichte? (Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Sind sie nicht alle berufen, in einen edlen Wettstreit miteinander zu treten, um das Heil der Menschheit zu fördern, jede mit ihrer eigentümlichen Gabe und mit ihrer Kraft? Wer will dem Christentum das Recht zusprechen: Du bist die allein wahre, die allein unfehlbare Religion? (Stürmischer Beifall.) Und wenn ich mir erlaubte, meine verehrten Freunde, über die Natur des Menschen mich dahin auszusprechen, daß ich



an das Göttliche im Menschen glaube und daß ich dazu Jesus auf meiner Seite habe, den Jesus, der das herrliche Evangelium vom starken Manne verkündigt hat; von dem Menschen, der sein Kreuz muß auf sich nehmen können; von dem Menschen, der alles muß ertragen können, um ihm nachzufolgen; von dem Menschen, der sich selber verleugnen muß, um sich selber zu dienen: wenn ich das alles geltend gemacht habe, bin ich damit ein unchristlicher Prediger geworden? (Stürmische Rufe: Nein!)"

Es ist selbstverständlich, daß da, wo das spirituelle Leben sich Bahn bricht, auch allmählich die theosophische Philosophie einkehrt, und Schriftsteller, die die Einheit alles Seins im „Einen Göttlichen Geiste" und auch die Wiederverkörperungslehre verkündet haben, gewürdigt zu werden beginnen.

Pfarrer Traub-Dortmund, der philosophisch größer und intuitiver als sein Kollege Jatho erscheint, der staatsmännischen Sinn und Energie zeigt, derjenige, der die letzte Konsequenz der ganzen Bewegung schon jetzt am Anfang gezogen und mit großer Kühnheit gleich ausgesprochen hat: die Forderung, daß Staat, Schule und Kirche getrennt werden müssen, führte aus:

„Und was ist denn der religiöse Ertrag? Der religiöse Ertrag ist, daß wir den pantheistischen Einschlag innerhalb unseres christlichen Glaubens uns nie und nimmer entreißen lassen! (Beifall.) Überall dort, wo in der Geschichte eine höhere Bewegung gewesen ist, da waren es die sogenannten pantheistischen Mystiker, welche ihr den Boden bereitet haben. Heute wissen wir gar nicht mehr, woher einstens ein Luther seine Gedanken genommen hat: aus jenem kleinen Büchlein, das einer vom deutschen Orden, ein Anonymus, schrieb: „Die deutsche Theologie". Und diese deutsche Theologie hat ihm den Funken gegeben, und wer sie heute liest, in ihrer wunderbar feinen geschmackvollen Gestalt, wie sie uns der Diederich'sche Verlag wiedergeschenkt hat, wird staunen über die Tiefe der pantheistischen Mystik. Und vor 100 Jahren, als Preußen wieder aus dem Staub emporstieg und die Schmach wieder vergessen konnte,



was hat Preußen wieder stark gemacht durch einen Fichte, durch einen Schleiermacher, durch einen Arndt? Das war nicht die korrekte Lehre, das war überhaupt keine Lehre, sondern jener pantheistische Idealismus, wie er durch Schiller und Goethe, durch Herder und Lessing in die Seele unseres deutschen Volkes hineingeschrieben worden ist. (Stürmischer, anhaltender Beifall.)"

Schiller, Lessing, Goethe, Herder und Fichte, die Zeugen der Ideen von Einheit und Wiedergeburt, hochgepriesen von einem protestantischen Geistlichen und dazu noch „Stürmischer, anhaltender Beifall" von 10000 Personen! Herz, was willst du noch mehr? Dies ist erst der Anfang, und theosophisches Leben und theosophische Lehre werden in diesem Jahrhundert Umwälzungen hervorrufen, die ans Wunderbare grenzen werden.

Wir sehen, daß das Urteil, den spirituellen Gesetzen gemäß betrachtet, eine Tat der Unwissenheit war, angeblich bestimmt, Gottes Lehre zu schützen, in der Tat aber Gottes neues Leben zu vernichten, geboren aus Unwissenheit der spirituellen Gesetze.

Aber selbst ohne Kenntnis solcher spirituellen Dinge hätte das Kollegium nicht so richten dürfen; denn wie ganz richtig ausgeführt wurde, waren zwischen den Richtern durchaus verschiedene theologische Richtungen vertreten, so daß kein einheitliches Bekenntnis vorhanden sein konnte, keine Norm, an welcher die Abweichung Jathos gemessen werden konnte. Die Ansichten eines der Beisitzer, Loofs, über die Persönlichkeit Gottes, über die Stellung des Menschen zu Christus sind grundverschieden von denen seiner Kollegen, und es ist richtig, daß, wenn man den Richtern diese Fragen, die Jatho vorgelegt wurden, zur Klausurarbeit gegeben hätte (d. h. wenn jeder ganz allein für sich arbeiten müßte), man dreizehn verschiedene Ansichten gehört hätte.

In welcher Verlegenheit dieses zusammengewürfelte Kollegium betreffs eines gemeinsamen Bekenntnisses war, geht daraus hervor, daß, als man Jatho fragte, ob er mit dem Grundgedanken der Bibel übereinstimme, er die verblüffende

Gegenfrage richtete: „Ja, so nennen Sie mir doch den Grundgedanken der Bibel!" worauf dann nicht geantwortet wurde.

Ein Kopfschütteln kann die Bemerkung des Vorsitzenden, Exz. Voigts, erregen, der da zu Jatho sagte: Man möchte wissen, was er lehre, nicht was er glaube. Sollte darin etwa die Suggestion verborgen gewesen sein, ein Pfarrer mag ja glauben, was er will, aber lehren muß er nach Vorschrift? Jatho aber war wieder einmal naiv und sagte: „Ja, denken Sie, daß ich etwas anderes lehre, als was ich glaube!"

Sehr besorgniserregend ist der Gedanke, daß die Parteipolitik das Spruchkollegium als Werkzeug politischer Zwecke benützen könnte, wie dies in der katholischen Kirche ja stets der Fall war.

Ganz recht hat daher Pfarrer Jatho, wenn er das Spruchkollegium überhaupt als ein Unding verwirft:

„Nun habe ich vor dem Spruchkollegium gesagt, ich würde mich diesem Spruchkollegium und seinem Urteil willig unterwerfen, wenn es imstande wäre, mich innerlich von dem Inhalt der Wahrheit seines Urteilsspruchs zu überzeugen. Aber das ist nicht möglich gewesen. Ich gebe die Schuld daran nicht den einzelnen Mitgliedern dieses Spruchkollegiums — das sind alles Herren, die nach ihrer besten und reifsten Überzeugung in dieser Sache gehandelt haben (Zurufe: Na, na!), und es steht mir durchaus nicht zu, und auch niemandem unter uns steht es zu, darüber ein Urteil zu fällen, weil wir nicht Herzenskündiger sind, weil wir nicht hineinschauen können in das Innenleben und in die inneren Kämpfe, die in manchem dieser Herren in den letzten Wochen sich werden abgespielt haben. Davor habe ich also allen Respekt, und es liegt mir vollständig fern, daran irgendwelche Kritik zu üben. — Aber etwas anderes ist es, ob dieses Spruchkollegium nicht in seiner ganzen Einrichtung sich dargestellt hat als etwas, was auf protestantischem Boden unmöglich ist (Sehr richtig!), und davon bin ich jetzt fest überzeugt, obwohl es auch schon vorher meine Meinung gewesen ist. In den Motiven zu dem Gesetz ist u. a. gesagt worden: „es sollten geistliche Dinge geistlich gerichtet werden!" Das ist ein sehr



schöner, idealer Grundsatz, aber das Spruchkollegium hat diesem Grundsatz gemäß gar nicht handeln können. Warum? Weil die beiden Faktoren, welche hier richten sollten, ungleich waren in ihrer Macht: auf der einen Seite standen wir, die wir nichts hatten als unsere Überzeugung, den Geist, und wir beurteilten den Standpunkt unserer Gegner ausschließlich aus solchen geistigen Erwägungen heraus. Wir waren weit entfernt, irgendwann einmal gesagt zu haben, unsere Gegner hätten kein Recht in unserer Kirche, sondern wir haben immer dafür plädiert, daß beide Richtungen in der evangelischen Kirche als gleichberechtigt anerkannt werden müssen. So haben wir uns bemüht, geistliche Dinge tatsächlich geistlich zu richten. Dagegen wie war es auf der anderen Seite? Da hat man natürlich auch die Waffen des Geistes geschwungen, es ist da auch gar manches ernste und redliche Wort gesagt worden, geboren aus tiefster Überzeugung heraus, daß wir auf einem falschen Wege wären.

„Aber nun gesellte sich zu diesem geistigen Kampfe die Unterstützung der Staatsgewalt, und von diesem Augenblick an wurde der Kampf ein ungleicher und darum von religiösen und moralischen Gesichtspunkten aus ein ungerechter. (Stürmischer, anhaltender Beifall.)

„Es heißt nicht geistliche Dinge geistlich richten, wenn hinter der einen Seite die Gewalt und Macht des Staates steht, während auf der anderen Seite diese Gewalt und Macht fehlt. Also schon aus diesem Grunde, meine verehrten Damen und Herren, ist das Spruchkollegium eine sich innerlich widerstrebende, darum unmögliche Einrichtung."

Für Jathos christliche Gesinnung spricht sein Vertrauen zu seinen Richtern, da er trotz der starken „Na, na"-Rufe, in welchen die Versammlung ihr Mißtrauen gegen die Richter ausdrückte, bei seinem Vertrauen bleibt.

Sogar rein juristisch formal war die Anklage gegen Pfarrer Jatho eine gekünstelte; denn das Aktenstück, das den Höhepunkt des von Jatho erweckten Ärgernisses bezeichnen soll, der Protest des Barmer Presbyteriums wegen des „Barmer Ostervortrages", existiert einfach garnicht, jedenfalls war er



nicht bei den Akten. Nach einem derben Zusammenstoß des Verteidigers, Pfarrer Traub-Dortmund, mit dem Vorsitzenden, Exzellenz Voigt, wurde erklärt, „es existiert überhaupt kein Protest; es ist ein Fehler in der Kanzlei." (Große Heiterkeit der Versammlung.)

Wie ärmlich das übrige Material war, geht daraus hervor, daß aus Köln selbst nur drei Anzeigen vorlagen; die ersten beiden sind von demselben Herrn unterschrieben, auch der dritte; dieses trägt zwar noch zwei Unterschriften, aber die Unterschriebenen stehen nicht im Kölner Adreßbuch.

Und nun zum Schluß noch einige Worte über den Agnostizismus Jathos. Er getraut sich nichts über das Jenseits zu sagen, sondern überläßt jedem, daran zu glauben oder nicht. Sollte dies nicht absichtliche Zurückhaltung, sondern Agnostizismus sein, so ist das freilich bedauerlich, denn eine Religion ohne Glauben an die unsterbliche Seele erscheint für mich als ungenügend; aber ist an diesem Agnostizismus nicht gerade die orthodoxe Kirchenpartei schuld, welche diesem Glauben eine Fassung gab, die einem modernen gebildeten und zartfühlenden Menschen ungeheuerlich erscheint, sodaß er, da ihm eine vernünftige Erklärung resp. Ansicht über das Woher und Wohin der Menschenseele, wie die Wiederverkörperungslehre ist, fehlt, sich lieber dem Agnostizismus zuwendet? Der starre, unchristliche Buchstabenglaube, der da tötet, trägt schuld daran. Soll ein zartfühlender und richtigdenkender Mensch etwa das glauben, was von dem Ankläger Jathos, dem Pastor Herbst, über die Höllenqualen und das „Kinderreich" gelehrt wird:

„Das Innere unserer Erde ist ein tosendes und siedendes Feuermeer, das nur mit einer dünnen Erdrinde bedeckt ist. Die Sonne und die Fixsterne sind wohl nichts anderes als Feuermeere. Wie nahe liegt da die Annahme, daß einer von diesen brennenden Weltkörpern einst die eigentliche Hölle sein wird. Doch nicht nur das ist gewiß, daß es eine Hölle gibt, sondern daß viele, ja die allermeisten Menschen hineinkommen. Die Schrift gibt uns nicht das mindeste Recht zu der Hoffnung, daß diese Qual der Hölle aufhört."



Oder das, was er in seiner Schrift: „Wo sind unsere Toten?“ über die Frage: „Wo sind unsere verstorbenen Kinder?“ sagt:

„Kinderreich, das ist wohl ein Ort, wo ihnen nichts fehlt, wo sie sich völlig glücklich fühlen, wo sie aber doch erst erzogen und unterrichtet werden müssen durch Engel und Menschen, damit sie allmählich höherer Seligkeit fähig werden. An diesen Ort wird der Herr öfter seine Schritte lenken, und es da ebenso machen, wie einst auf Erden. Er wird die Kleinen in seinen Arm nehmen und ans Herz drücken und segnen und sie werden ihn umdrängen, aber nur, wenn sie sich aus freiem Entschluß dem Heiland zuwenden, können sie heranreifen zu höherer Seligkeit, wenden sie sich von ihm ab, so sinken sie herunter ins Reich der Finsternis. Jedenfalls können wir uns vorstellen, wie viel es in diesem Kinderreich zu tun gibt. Da sind zahllose Lehrer und Lehrerinnen nötig, welche in göttlicher Weise und Liebe die Kleinen unterweisen. Darum, ihr Eltern, wünscht sie nicht zurück, sie wollen selbst gar nicht mehr auf diese Erde, auf diese sündige Erde, weinet nicht mehr um sie, sondern danket vielmehr dem Herrn, daß er sie zu sich genommen hat.“

Pfarrer Traub, der diese Stellen vorlas, bemerkte dazu: „Diese Dinge mußten verlesen werden; denn sie zeigen, was in der Kirche geduldet und getragen wird. Aber ein Jatho wird nicht geduldet.“

Wie wir aus einem Briefe Jathos an Harnack erfahren, hält Jatho zwar entschieden am historischen Christus fest; doch ist Christus nicht für ihn der unübertreffbare „Herr“. Auch ist Jatho nicht fähig, ihn als die okkulte treibende Kraft der Christenheit zu erkennen, nicht als den Meister und Initiator. Dies könnte man gleichfalls Agnostizismus nennen; doch teilen wohl nicht viele Theologen, die in der Kirche geduldet werden, diese Art Agnostizismus mit ihm.

Wir müssen aber fragen: Ist an diesem Agnostizismus nicht wieder die falsche Darstellung der Orthodoxie schuld?

Weder Jatho, noch irgend ein liberaler Pastor, noch ich können an eine Auferstehung des irdischen Körpers des



Meisters glauben; da ist man doch eher geneigt, diese Darstellung mit zu den Fabeln der Sonnengötter zu werfen, besonders wenn man, wie leider auch die liberalen Theologen, diese „heidnischen“ Erzählungen gering achtet und den tiefen Wert derselben verkennt. Pfarrer Jatho zog eigentlich nur — ehrlich wie er war — die letzte Konsequenz der modernen theologischen Forschung. Wie anders aber würde Jatho denken, wenn er die Wahrheit über den spirituellen Körper der Meister wissen würde und die Auferstehung als die Auferstehung des spirituellen oder Adeptenkörpers erfassen könnte.

Freilich eine solche Auferstehung ist logisch denkbar. Die Vision des Paulus zu Damaskus wäre verständlich, und die herrliche Gestalt des großen Meisters käme den Herzen der Christen und die Herzen der Christen dem Meister unendlich näher.

Wollten doch die Herren Pastoren sich einmal bewegen lassen, die heiligen Schriften der Hindus ohne Voreingenommenheit, weder von der Warte einer sogenannten Entwicklungslehre, die nicht in die Geschichte der Philosophie und Religion hineinpaßt, noch von der Warte europäischer sogenannter Kultur, die auf die Asiaten mit Verachtung blickt, sondern vom Standpunkte des Herzens und der Vernunft zu studieren, dann würden sie ein helles Licht über die dunklen Stellen des neuen Testamentes strahlen finden. Eine günstige Gelegenheit bietet sich ihnen jetzt dazu durch die Artikel Mr. Johnstons, dessen gründliche Kenntnis des Sanskrit und des Griechischen, gepaart mit tiefster Religiosität, ihn zum berufenen Dolmetsch dieser beiden religiösen Gebiete, des östlichen und des westlichen, macht.

Sein letzter im „Theos. Quarterly“ erschienener Artikel „Glaube und Werke in den Upanishads und im neuen Testament“, der hoffentlich bald auch deutsch erscheinen wird, sei ihnen besonders warm empfohlen.

X. Y. Z.





Atlantis.

Von Ferdinand Heinze.

Unser viele, waren wir hinabgeeilt an den Strand, um den herrlichen Sonnenaufgang zu bewundern. Ich hatte mich von den anderen abgesondert, um besser den Eindruck dieses Vorganges auf mich wirken zu lassen. Mein Standort lag etwas erhöht, daher konnte ich die Menge überblicken, während ich selbst vor ihr geschützt war. Ich konnte mich nicht erinnern, schon einmal diesem grandiosen Schauspiel beigewohnt zu haben; deshalb richtete ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die kommenden Dinge, alles vergessend.

Meine Seele befand sich in einem merkwürdigen Zustande. Es war mir, als ob das Wasser geheimnisvoll flüsterte, ja, jeder Strauch, jeder Luftzug ward Leben. Sanft kräuselten sich die Wellen, und ihr melodisches Rauschen tönte an mein Ohr. Eine jagte die andere in neckischem Spiel. Sich fangend, verschlingend und wiederum trennend, zu neuem Reigen sich findend. Da gewahrte ich seltsame Wesen als eigentliche Verursacher dieses Spieles. Sie schoben das Wasser vor sich her, tauchten hinein und schossen darüber hin. Bewohner des Meeres, eigentümlicher Gestaltung, vielfältiger, unbeschreiblicher Art. Wie im tollen Reigen sich Welle mit Welle verband, so auch die verursachenden Wesen. Doch plötzlich: andachtsvolles Schweigen. Blutrot flammte das Wasser, und am Horizont empor tauchte eine feurige Kugel. Allmählich verblaßte dieses feurige Rot. Majestätisch prangte nun die Sonne am Firmament und sandte die ersten Strahlen. Das Wasser, die Erde und



alle Lebewesen erschauerten unter diesem heiligen Kusse. Und wieder begann jenes Raunen und Lispeln, welches mich ganz gefangen nahm.

Rhythmus lag in diesem Wogen und Brausen. Zarte Fäden verbanden die Wesen des Wassers mit den Menschen, welche am Strande weilten. Lichtstrahlen gingen von letzteren aus und beeinflußten die Bewegungen der Wasserwesen. Doch von Zeit zu Zeit lagerte über allem ein feines Wölkchen dunklerer Art, was mich beunruhigte. Ich forschte nach dessen Ursprung. Da sah ich am Ufer unter den Vielen einen Jüngling, dessen Äußeres nichts Auffallendes verriet. Er war mir unbekannt; doch schien er sehr beliebt, denn ein großer Kreis von Freunden umgab ihn. Wieder wandte ich meinen Blick dem Meere zu.

Und die Melodie desselben tönte lieblicher an mein Ohr. Freude sprach aus allen „Wasser-Wesen". Lebhafter wurden ihre Bewegungen. Und als ich dieser Ursache nachging, sah ich in der Ferne einen Hüter kommen. Keiner der am Strande Weilenden hatte ihn erblickt; doch manche fühlten sein Nahen. Unwillkürlich hielten sie Ausschau. Je näher er kam, desto mehr machte sich dieser Einfluß geltend. Als er nun unter sie trat, folgten ihm alle; denn dem Zauber, welcher ihm entströmte, konnte niemand widerstehen. Unweit von meinem Standort erstieg er eine kleine Anhöhe, um besser gesehen und gehört zu werden; denn vieles hatte er zu sagen. Liebe sprach aus seiner Rede, deren Worte auf den Grund unserer Seelen drangen. Wohl dem, dem es vergönnt war, in die Nähe dieses Hüters zu kommen. Plötzlich brach er ab. Ein Mädchen hatte ihn von ferne erblickt und eilte, so schnell sie ihre Füße trugen, zu ihm hin, um möglichst viel von ihm zu hören. Nahe bei dem fremden Jüngling stürzte sie nieder. Obwohl er ihr am nächsten stand, bemühte er sich nicht um sie. Doch von allen Seiten strömte die Menge herbei und trug sie vom Platz, da sie unfähig war, sich zu erheben. Selbst der Hüter trat hinzu und leistete Beistand. Er versicherte, daß nur etwas Ruhe not wäre, da keine Verletzung stattgefunden hatte.



Darauf zerstreute sich die Menge und jeder ging seiner Beschäftigung nach.

Schon stieg die Sonne höher, und ihre Strahlen überfluteten dieses gesegnete Land. Lachende Fluren dehnten sich vor meinen Augen. Die Last der Früchte brach fast die Zweige. Köstlich würziger Duft entströmte ihnen und erfüllte die Atmosphäre. Golden prangten die Ähren des Feldes und harrten des Schnitters. Bunte Falter tummelten von Blume zu Blume. Ringsum Schwirren und Summen. Alles atmete Freude. Und über allem lag heiliger Friede. Im Lande herrschte Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlstand; Armut und Elend kannte man nicht.

Doch, welche Unruhe ergriff mich?

Etwas schwebt auf mich zu; jetzt sehe ich es ganz deutlich: das dunkle Wölkchen. — — — —

II.

Es mögen Jahrtausende vergangen sein.

Wieder weile ich hier. Welch' trostlosen Anblick bietet jetzt dieses Land. Wo ist jene Ordnung und Gerechtigkeit? Wo jene Freude, welche einstmals herrschte? Wohin ich blicke, nichts als Verwüstung. Rohe Kriegshorden durchziehen das Land seit Jahrhunderten. Der Friede ist dahin; die Ruhe verscheucht für immer. Selbst die Erde zittert. An mein Ohr schlägt Wutgeheul und Schmerzensschreie. Meine Seele krampft sich zusammen beim Anblick dieses Jammers. Tyrannen hielten Einzug. In Knechtschaft fiel das einst so glückliche Volk. Immer wieder erhob es sich, um dieselbe abzuschütteln. Vergebens. Immer größer und schwerer wird der Druck der Tyrannen. Naht kein Erlöser? —

Da wird mir das Auge geöffnet, doch was ich erschauen darf, läßt mich erzittern. Angst und Schrecken legen sich um meine Seele, doch ich versuche ruhig zu bleiben.

Schwere Wolken dunkelster Art durchziehen die Luft; und jetzt — eine kleine weißgefärbte. Der Kampf beginnt; sie wird mit fortgerissen. Ich halte Umschau. Der „Hüter"



naht; mein Hüter. Er winkt. Ich folge. Er führt mich zum Strande. Erschauernd erblicke ich das Meer. Aufgepeitscht bis in die Tiefe, wirft es Welle auf Welle ans Land. Seit „damals" ist viel Land verschlungen worden. Immer rasender jagt das Wasser daher. Die Erde wankt und kracht in allen Fugen. Mein Gott; — das Ende naht! Mein Fuß berührt nicht mehr den Boden, dennoch empfinde ich jede Erschütterung desselben. Schon klafft ein Spalt, jetzt ein zweiter. Riß folgt auf Riß. Zerfetzt liegt die Erde da.

Doch welch' Getöse hebt an? Ist die Hölle entfesselt? — —

Das Wasser stürzt herein und überflutet alles Elend und allen Jammer. Vernichtet wird jegliches Geschöpf. — —

Soweit mein Blick reicht, nichts als Meer. Gnädig senkt die Nacht ihre Fittiche nieder, und ruhig wird das Wasser.

Diese Erzählung stellt einen schwachen Versuch dar, eine Variante zu bilden zu W. Q. Judges: „Die Haut der Erde." D. V.



Sei unbetört und unverstört!
Was zu des Lebens Glück gehört,
Hat Dir ein Gott gegeben;
Und was er Dir nicht gab, gehört,
O glaub es, nicht zum Leben.

Friedrich Rückert.





Unsere Pflichten.

Von Magdalena Boldt.

Vielleicht könnte man glauben, ich hätte die Absicht, auf die verschiedenen einzelnen Pflichten des täglichen Lebens einzugehen, oder gar Aufstellungen bezüglich der Erfüllung derselben zu bringen. Jedoch nichts liegt mir ferner als dies. Wenn wir vom theosophischen Standpunkte die Sache betrachten, so werden wir zunächst einsehen, daß die Pflichten jedes einzelnen Menschen von ganz verschiedenartigster Natur sind. Die strengste Pflichterfüllung des einen kann von der eines anderen ganz verschieden sein, und doch tut im Grunde genommen bei gewissenhafter Pflichterfüllung ein jeder dasselbe, nämlich er nähert sich dem Ziele des Menschengeschlechtes, welches „Werden" bedeutet.

Die vielen verschiedenartigen Pflichten, — seien dies solche im Geschäftsleben, freiwillig übernommene Gefälligkeitspflichten, Eltern- oder Kindespflichten, Pflichten, welche man Verwandten oder Bekannten gegenüber schuldet, — sie alle sind Stufen im Streben des Werdens, Stufen, welche der Menschheit helfen, die höchste Pflicht, in deren Erfüllung alle anderen gipfeln, zu erkennen. Jede Überschreitung, jede Vernachlässigung einer unserer Pflichten wird natürlich ein Hindernis auf dem Wege zur Erkenntnis der höchsten Pflicht. Wohl uns daher, wenn in unserem Herzen sich ein unbefriedigtes Drängen fühlbar macht, so oft wir zu leicht über eine Pflichterfüllung hinweggingen, oder uns gar ertappen, irgend eine Pflicht versäumt zu haben; von diesem Momente an werden wir eingehender über unsere Pflichten nachdenken



und anfangen, uns in der Erfüllung derselben zu prüfen. Und mag uns etwas als eine noch so geringe Handlung erscheinen, wenn wir einsehen, daß wir durch deren Vernachlässigung eine unserer Pflichten versäumten, so werden wir leiden. Die meisten Menschen werden dies bestätigen, da in dieser Richtung wohl jeder schon seine Erfahrungen gemacht haben wird.

Aber da tritt eine hochwichtige Frage vor unser Gemüt! Gibt es überhaupt bestimmte Regeln, nach denen man gewisse Pflichten aufzustellen imstande ist?

Der Begriff Pflicht im Äußeren ist nur ein relativer und wechselt mit der fortschreitenden Menschheit unzählige mal. Diese äußeren Formen der Sittlichkeit und der Moral, in welche die Pflichten gewissermaßen gekleidet werden, sind für die große Menge eine Notwendigkeit. Und doch behaupte ich, daß die bloße Erfüllung vorgeschriebener Pflichten, wenn nicht von dem inneren Drang zur Ausübung angespornt, tote Handlungen sind, die gewissermaßen nur durch einen äußeren Zwang hervorgelockt werden.

Nehmen wir an, jemand habe vorgeschriebene Regeln der Moral oder irgendwelche gesellschaftliche Pflichten verletzt. Er wird dafür gesetzlich bestraft, — wird er zu einer besseren Erkenntnis dadurch gelangen? Vielleicht im seltensten Falle. Nicht eher wird es ihm möglich, zu einer besseren Erkenntnis zu kommen, als bis in ihm etwas rege wird, ein Etwas, welches ihm sagt: Du tatest unrecht, du mußt alle Kräfte anstrengen und verdoppeln, um zu lernen, deine Pflichten zunächst zu erkennen und dann auszuführen. Daher sind Fehltritte eben eine Notwendigkeit, damit wir durch sie zuerst lernen zu leiden und dann lernen uns zu bessern. Niemals jedoch sollen wir uns berechtigt fühlen, unsere fehlenden Mitmenschen zu verurteilen; dies würde sich bitter an uns rächen. Ihre Fehler sind für sie Notwendigkeiten, sind Stufen zu ihrem Fortschritt.

Jeder Mensch steht auf einem ganz bestimmten Punkte in seiner Entwicklung, von welchem aus er alles betrachtet, und von dem ausgehend er auch handelt. Verschiedenartig



sind die Erfahrungen des einen von denen eines anderen. Daher ist es unmöglich, daß Menschen von so verschiedener Natur und Entwicklung genau in ihren Ansichten über gegenwärtige Moral und Pflichten übereinstimmen; gleich wie es einem Birnbaum unmöglich ist, Pflaumen hervorzubringen.

Daher sind die Pflichten nicht nach außen zu verlegen, indem wir sie in bestimmte Formen und Gesetze kleiden, sondern allein in uns selbst, in unserem Innersten, sollten wir Gesetze empfinden und erkennen lernen; dann nur werden wir zu jeder Zeit und bei allen Umständen unsere Pflichten erkennen und Wege zu deren Erfüllung finden, ohne jegliche aufgezwängte Fesseln von außen. — Aber wie gelangen wir zu der nie fehlenden Richtschnur unserer Pflichterfüllung! Nicht dadurch, daß wir fortwährend ängstlich nach außen blicken, uns von der Meinung anderer abhängig machend, und auf diesem Wege, bei besonderen Umständen, Mittel zu einem richtigen Verhalten erwartend, sondern dadurch, daß wir in uns gehen und der sich in jedem Menschenherzen regenden Stimme zum Guten lauschen, sie stärken und kräftigen und stets wach erhalten, um in den bangen Stunden des Zweifels und der Unsicherheit hier einen Halt zu finden. Wenn wir dies beharrlich im Auge behalten, dann haben wir einen Schritt zum wahren Leben nach vorwärts getan, dann entwickeln wir den göttlichen Strahl oder Funken in uns zu einer wirkenden Kraft, einer Kraft, welche in uns arbeitet, um edle und erhabene Ideen erfassen und verwirklichen zu können.

Wir nähern uns der Meisterseele, welche uns durchdringt und mit allem im Universum eins ist. Das ist auch das Bestreben der theosophischen Bewegung, im Menschengeschlecht das göttliche Ego wachzurufen! In dieser Richtung hin müssen Anstrengungen und beharrliche Arbeit getan werden, damit die Gemüter vorbereitet werden, die Sonne in sich aufnehmen zu können, welche zu Ende dieses Jahrhunderts am geistigen Horizont erscheinen wird. Die Seelen, welche stark genug sind, sich aus dem gesellschaftlichen und kirchlichen Dogmatismus herauszuringen zu einer freien,



geistigen Anschauung, sie sind es, welche das Feld vorbereiten helfen für die geistigen Ideen und Lehren des kommenden Morgens!

Ich verstehe nicht unter Streben nach Geistesfreiheit jenes exaltierte Umstoßen aller gesellschaftlichen und moralischen Regeln; sie haben für viele, die ihrer noch bedürfen, großen Wert. Das geistige Freiwerden von einem Dinge, sei dies was es wolle, besteht nicht darin, daß man es ohne weiteres von sich werfe, sondern darin, daß man sich über dasselbe zu stellen vermag, — und letzteres wieder setzt innere Reife voraus.

Ein Schritt zu den Höhen geistiger Freiheit ist wohl die Toleranz; sie müssen wir zu allererst von Grund auf verstehen lernen, um sie in rechter Weise betätigen zu können. Die spirituelle Philosophie gibt uns genügend Anregung, um uns in dieser Weise durch Nachdenken Klarheit zu verschaffen. — Wenn ich zu meiner geistigen Entwicklung vollständig freies Denken und Handeln für mich beanspruche, so muß ich dies auch bei meinen Mitbrüdern voraussetzen und berücksichtigen. Ich darf mich in keiner Weise irgendwie berechtigt fühlen, mit meinen Ansichten und Erfahrungen andere in einer aufdrängenden Art zu bestürmen; und seien dies selbst meine höchsten und heiligsten. Wohl ist es meine Pflicht, die theosophischen Ideen sowohl, als auch meine individuellen Erfahrungen und Ansichten, wofern dieselben zu deren Erläuterung beizutragen vermögen, darzubieten. Jedoch muß die Art und Weise, dieses zu tun, eine bescheiden zurückhaltende sein, durch welche das Nachdenken anderer nicht beunruhigt, oder gar unmöglich gemacht wird, so daß die Annahme solcher Ideen, anstatt von innen herauszukommen, durch mich von außen aufgezwängt wird. Dadurch würde eine geistige Heranbildung zur Unmöglichkeit.

Toleranz und liebevolle Hilfe unseren irrenden und fehlenden Mitbrüdern zu spenden, wird uns sowohl, wie jenen unersetzliche Lehren zuteil werden lassen.

Im „Schlüssel zur Theosophie“ sagt Blavatsky über Pflicht: —



„Pflicht ist das, was wir der Menschheit, unseren Mitmenschen, Nachbarn, unserer Familie, und besonders jenen schulden, die ärmer und hilfloser als wir selbst sind. Das ist eine Schuld, welche, wenn sie während dieses Lebens nicht abgetragen, uns geistig und moralisch für unsere nächste Inkarnation bankrott macht."

Aber die Art und Weise zur Tilgung dieser Schuld allen Wesen gegenüber läßt sie unbesprochen; diese in sich zu erkennen, ist die individuelle Aufgabe eines jeden Menschen.

Und hier liegt die Basis der höchsten Pflicht, in welcher alle anderen Pflichten zusammenlaufen, und auf welche der Mensch von Jugend an aufmerksam gemacht werden soll, — nämlich: der Stimme im Innern seines Wesens ein aufmerksames und williges Ohr zu schenken. Wenn er dies tut, dann wird er gewarnt vor Vernachlässigung seiner Pflichten, und alle äußeren Regeln und aufgestellten Gesetze werden für ihn aufhören nötig zu sein, da er in sich jene Gesetze kennen lernt, die über allem Menschlichen, Vergänglichen und Persönlichen stehen. Wenn ich daher mein Streben auf gewissenhafte Pflichterfüllung richten will, so darf ich jene höchste und heiligste Pflicht des Menschengeschlechts: den Meister (oder individuellen Gott) in mir zu erkennen, nicht vernachlässigen. Je mehr ich mich dem Meister nähere und ergebe, desto besser werde ich meine Pflichten im täglichen Leben erkennen und Kraft erhalten, denselben gerecht zu werden.

Ernste Anstrengung in dieser Weise vollbringend, werde ich bald erkennen, daß in mir mehr als eine Stimme zu vernehmen ist. Zwei Richtungen, in welchen ich bald hin, bald her schwanke, werde ich ferner herausfühlen; die eine zieht herunter, die andere hebt empor. Wehe mir, wenn ich der Stimme in jener Richtung Gehör schenke, welche herunterzieht; sie gehört der Persönlichkeit an! Alles was ich im Streben dieser Tendenz erreiche, ist von kurzer Dauer, es ist schnell vergänglich gleich allem Irdischen und wertlos für das Ewige. Die Leiden und Schmerzen, welche mir im Streben dieser Richtung erstehen, werden mich belehren, sie werden zu mir sagen: Gehe in dich, du bist auf falschem Wege!



Schenke ich dagegen der Stimme des Meisters in mir, dem höheren Ego, Gehör, so werde ich alsdann auch bald merken, daß ich wachse, wachse nach innen, im Erkennen des Guten und Edlen; mein Bewußtsein wird erhoben durch die in mir wohnende göttliche Kraft. Aus diesem Quell fließt unaufhaltsam und nie endend die Kraft, welche uns befähigt, über unser vergängliches niederes Selbst hinwegzukommen und für andere zu wirken und zu schaffen, ohne an den eigenen Vorteil zu denken.

Drei Ebenen der Tätigkeit müssen wir, um ein besseres, korrekteres Verständnis zu bekommen, vor unser Gemüt führen:

Da ist die Ebene der Wünsche und Leidenschaften (Kama); sie ist diejenige, in welche wir durch unser egoistisches Wollen und Begehren verstrickt sind.

Ferner die spirituelle geistige Ebene der Wirklichkeiten, auf welcher wir durch unser geistiges Ego wahrzunehmen imstande sind. Aus jener Ebene strömen die intuitiven Gefühle und Empfindungen, welche als ein Wahrnehmen bezeichnet werden können.

Die mittlere Ebene, zwischen den beiden eben besprochenen stehend, ist die des Gemüts; hier ist ein Etwas tätig, welches die menschliche Seele, der Denker oder das Gemüt (Kama-Manas) genannt wird.

Das Gemüt, das Mittelglied zwischen Kama, den Leidenschaften und Begierden, und dem individuellen höheren Selbst, ist der Kampfplatz, von welchem die Bhagavad-Gita spricht; es ist jener Teil unseres Wesens, welcher bald nach oben, bald nach unten schwankt, der Strahl unseres göttlichen Selbstes, dessen Aufgabe es ist, das Unsterblichkeitsbewußtsein zu erringen, indem er die Verbindung mit den Begierden nach unten löst und eins wird mit dem Vater im Himmel, dem höheren Selbst.

So unerreichbar nun auch anfänglich das Ziel des Einswerdens mit dem Vater erscheinen mag, wir werden bei ernstem, innerem Streben doch den rechten Weg herausfinden.



Indem wir uns mit unserer niederen Persönlichkeit identifizieren, erschweren wir uns das Streben nach dem Göttlichen. Wir sagen z. B.: „Ich will Unsterblichkeit erreichen", und denken dabei an unser persönliches Bewußtsein, ohne im Eifer des Kampfes zu wissen, daß dies eine Unmöglichkeit ist, da das persönliche, egoistische, niedere Selbst niemals unsterblich werden kann, sondern sterben muß. — Ich aber, mein wirkliches, göttliches Ich, ist ja unsterblich; das einzige was zu tun ist, ist: dieses wahre Ich zu erkennen.

Und diese Wandlung, diese Erkenntnis, kann nur in jenem Teile meines Wesens stattfinden, welchen ich vorhin als den in der Mitte stehenden bezeichnete. Dies ist Manas, der Denker, das Gemüt, der Strahl meines höheren Selbstes, welcher durch die Verbindung mit der niederen, tierischen Natur das Unsterblichkeitsbewußtsein verloren hat und in der großen Täuschung befangen ist, daß jenes Wesen, bestehend aus einem Körper, niederen Begierden und Instinkten, welches er mit seinem Lichte bestrahlt, — Er selbst ist. —

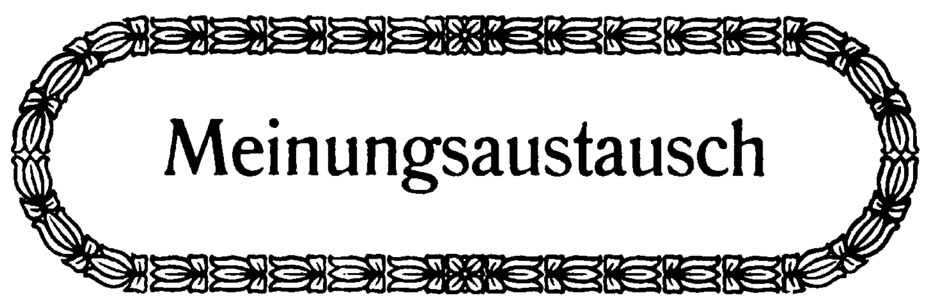
Gerüstet mit der höheren Geduld und Beharrlichkeit muß ich das Streben beginnen, stets ein offenes und williges Ohr bereit halten für den Streiter in mir, lauschend seinen Zusprüchen und Gedanken und Taten, im täglichen Leben ihm mich unterwerfen, — dann wird unter steter Mehrung des göttlichen Bewußtseins Selbsterkenntnis mein Streben krönen.

Dieses Streben jedoch soll nicht in einer Jagd nach besonderen, schwerwiegenden, großen Taten bestehen; gerade die Erfüllung kleiner, unscheinbarer Pflichten, im wahren Geiste getan, wird uns helfen.

Hierin liegt der Prüfstein unserer Beharrlichkeit und Geduld! —







Unter dieser Rubrik bringen wir Meinung und Gegenmeinung, auch wenn sie nicht mit denen der Redaktion übereinstimmen.

Zur Lehre vom göttlichen Logos.

Von Sandor Weiß.

Herr Lic. Hasse hat meine Entgegnung einer Replik gewürdigt, auf die ich ebenfalls etwas antworten muß. Ich bemühe mich weder, Herrn Hasse zu widerlegen, noch meine Ansichten zu verteidigen, sondern möchte lediglich zur Klärung dieser Frage beitragen, was allen Christen und allen Menschen überhaupt direkt oder indirekt von Nutzen ist.

Was Herr Hasse geschrieben hat, wurde von Laien gelesen, war doch für Laien bestimmt. Ein Laie, glaube ich, konnte aus dieser Gruppierung von Gedanken nichts anderes als die Orthodoxie Luthers (was doch nichts sträfliches oder beleidigendes sagen soll) herauslesen. Herr Hasse sagt*): „Das Göttliche ward Fleisch, und zwar nicht nur so, daß ein vereinzelter Strahl auf einem bevorzugten Individuum ruhte, sondern der ganze Logos ging ein in die Menschennatur." Er zitiert Martin Luther: „Christus . . . . geboren von einer keuschen Jungfrau . . . ." und zum Schlusse sagt er „. . . . und wenn wir erfahren haben, daß dieser Einzige um seiner Liebe willen den Kreuzestod erlitten hat, bekennen wir: ‚Es ist ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung als ein Zeugnis zur rechten Zeit!' (1. Timoth. 2, 5—6)." Mein Gott! Sind das nicht die Grunddogmen der Orthodoxie: Jungfrauengeburt, die Präexistenz als Logos, Versöhnung durch das Blut Christi — ja, die fleischliche Auferstehung allerdings, darüber schrieb Herr Hasse nichts; aber woher soll man wissen, daß er an keine fleischliche Auferstehung glaubt?

Allerdings sagt Herr Hasse, daß jeder, der an den Logos geglaubt hat, Christ war auch vor Christus, lt. Justin dem Märtyrer: „Heraklit, Sokrates und viele andere waren Christen vor Christus," und mag darin

---

*) „Theosophisches Leben" XIII., 235.

viel toleranter sein als Orthodoxe; aber diese Nuance hat für den Laien keine große Bedeutung, da sie sich auf die Vergangenheit bezieht.

Nun muß ich gestehen, daß ich meine Informationen über den Unterschied zwischen liberaler und orthodoxer Theologie mehr aus privaten Unterhaltungen und aus Äußerungen liberaler Theologen während öffentlicher Diskussionen erhalten habe. Was ich aber da gehört habe, hat mich berechtigt, das zu schreiben, was ich schrieb. Einer meiner Freunde zitierte während der Debatte die Worte „Ihr seid Götter" und wurde von Pfarrer Nithack-Stahn abgewiesen mit der Bemerkung, daß sich diese Worte im Johannesevangelium befänden, das 200 Jahre später geschrieben, ein gnostisches Evangelium sei, und aus dem man füglich nicht zitieren dürfte. Das ist die Verwerfung des Johannesevangeliums durch einen stadtbekannten liberalen Prediger, und wenn mir etwas ähnliches von liberalen Kandidaten der Theologie gesagt wird, so darf ich ruhig folgern, daß im allgemeinen die liberale Theologie nichts vom Johannesevangelium wissen will, und wer etwas davon wissen will, mehr rechts als links steht.

Nun meine ich, akzeptiert man das Johannesevangelium als ein aus dem lebendigen Geist des Christentums heraus empfundenes und geschriebenes Dokument, in das keine fremde Richtung nachträglich etwas hineingepfuscht hat, dann müssen die Worte „Ihr seid Götter" in Verbindung mit der Lehre der Wiedergeburt und der Stelle des Galaterbriefes, die von überwältigender Bedeutung ist, nämlich die Abstammung oder Geburt aus dem himmlischen Jerusalem, bestehen bleiben und die orthodoxe Auffassung vom Verhältnis des Menschen zu Gott und Christus muß eben eine Änderung erfahren. Nicht der Glaube an ihn, sondern die Liebe zu ihm erlöst uns dann.

Ich will zugestehen, daß meiner Ansicht nach für die Christen der Meister Jesus Christus die offene Tür zum Gottesreiche ist, und ich lebhaft bedaure, daß die liberale Theologie wenig Gewicht auf die Logoslehre legt, auf die göttliche Wesenheit ihres Meisters. Mag der eine oder andere Gelehrte in einem Buche darüber anders denken, — die allgemeine Auffassung, die man leicht gerade bei Diskussionsversammlungen erkennen kann, zeigt, daß das übermenschliche, göttliche Wesen des Meisters von den Liberalen einfach beiseite geschoben wird.

Man darf sich aber ganz entschieden gegen die Ansicht wenden, daß der ganze Logos in Jesus Fleisch geworden ist. Dagegen wendet sich das Johannesevangelium, wenn es zitiert: „Ihr seid Götter." Sind wir nicht etwa auch Strahlen der Weltvernunft? Waren es die ersten Christen nicht? Ist etwa ihr Teil des Logos, ihre göttliche Vernunft, als den ja die Griechen den Logos bezeichneten (und wie es mir dünkt auch Herr Hasse), in Jesus eingegangen? Womit hätten sie ihn dann erkannt, ihrer Vernunft beraubt? Somit ist das meiner Ansicht nach Beweis genug, daß der ganze Logos nicht in Jesus verkörpert war.



Das ist Anthropomorphisieren in einer Weise, die das Göttliche seiner Attribute der Allgegenwärtigkeit beraubt. In dem Meister Jesus mag sich wohl der Logos geoffenbart haben; aber so wenig man die Sonne im Brennspiegel festhalten kann, so wenig ist der Logos meiner Meinung nach ganz in Jesus eingegangen.

Weiterhin behaupte ich, daß die Doppellehre von der Liebe zu Gott und Nächsten, die doch vor Christus bekannt war, bei den Indern vor Christus verkündet wurde; daß das Aussprechen dieser Lehren durchaus kein Beweis für die Superiorität Christi oder der christlichen Religion sein kann. Die Bhagavad Gita (die ebenso vorzügliche englische Übersetzungen hat wie das Neue Testament; man braucht nicht Sanskrit zu kennen, um sie zu lesen, so wenig als man Griechisch sprechen muß, um das Neue Testament zu lesen) lehrt diese beiden Lehren in einer wunderbaren philosophischen Art. Kein passives Ertragen anderer, sondern eine feurige aktive Liebe wird da gelehrt. Daß Buddha auch diese aktive Liebe lehrte, ist für jedermann klar, der einige seiner Predigten gelesen hat. So sehr gleicht Buddhas Lehre in punkto Liebe der Lehre Christi, daß ein Baptisten-Missionar, Dr. Richard, die Behauptung aufstellt, der nördliche Buddhismus wäre von christlichen Ideen befruchtet worden; und zwar hätte der Hl. Thomas dies bewirkt auf seiner Missionsreise in Indien. Buddha war als Charakter ebenso groß wie Christus, und wäre, falls nötig, ebenso für sie gestorben wie Christus. Er entsagte allem aus Liebe zur Menschheit. Dr. Richard sagt in seinem „Neuen Testament des höheren Buddhismus“: „... Wenn Christen die Gelübde Amitabhas (Dharmakara) lesen, die zusammengefaßt sind in Sprüche, daß er nicht zum Himmel gelangen will, wenn seine Nachfolger nicht dieselbe Vollkommenheit wie er selbst genießen können ..... oder wenn sie die zwölf Gelübde des großen Buddhisten-Heilands lesen, zur Erde zu steigen, um die Menschen göttlich zu machen, den neuen und lebendigen Weg zu lehren, die Menschen aus der Hölle zu erretten und heilig zu machen, dem Freundlosen ein Freund zu werden, den Frauen Hoffnung einzuflößen, die hungrigen Geister mit geistiger Nahrung zu speisen und mit Kleidern der Gerechtigkeit zu bekleiden (und so weiter) ...... werden ergebene Christen sehr stark an ihren eigenen Heiland erinnert.“

Ich kann also mit Recht darauf hinweisen, daß die Christen sich Belehrung aus der Literatur Indiens holen mögen; natürlich wollte ich damit nicht sagen, man solle sich von den Hindus selbst Belehrung holen, obzwar Rhys Davids mit großer Bewunderung von den buddhistischen Mönchen auf Ceylon spricht, die tolerant, gutwillig und philosophisch die Welt durchaus praktisch vom Standpunkt des Erlösungsproblems betrachten.

Mit demselben Recht, mit dem Herr Hasse den I. Timotheus zitiert, der doch auch nicht von Paulus ist, wohl aber aus der Mitte



jener stammt, die vom Christusgeist beseelt waren, kann ich auch den Hebräerbrief anführen. Da ist keine geschraubte Exegese darin, sondern dieselbe Methode, die Paulus im Galaterbrief anwendet, wenn er die Hagar auf den alten Bund deutet, auf den Berg Sinai. Nicht umsonst hat Herr Pfarrer Nithack-Stahn mit ziemlich geringschätzigem Tonfall und mit vielsagender Geste gemeint, daß „Paulus freilich Gnostiker und Theosoph war . . . .“; freilich war er das. All dies und eine andere Stelle in den Briefen,*) wo Paulus oder der angebliche Paulus davon spricht, ebenfalls mit derselben, vielen „geschraubt“ erscheinenden Exegese, daß Moses die wahre Lehre nicht offenbarte, sondern verhüllte, und vor sein Angesicht eine Decke hängte, welche heute noch vor dem Herzen der Juden hängt, — all dies zeigt mir, daß die paulinischen Briefe einem Gnostikerkreise entstammen, die im Besitze einer esoterischen Geheimlehre waren, und daß ihre Systeme (natürlich waren unter ihnen schlechte, wie sich ja auch in unsere theosophische Literatur viel Falsches eingeschlichen hat) keine müßigen Phantastereien, sondern die Schale der christlichen Geheimlehre sind. Melchisedek ist eine so frappierende Erscheinung, daß man auch ohne den Hebräerbrief ihn für ein göttliches Wesen halten kann. Denn was für ein Wesen muß das sein, das den Vater der Verheißung, den Abraham, segnen kann und vor Abraham schon Priester des Allerhöchsten war? So frappierend und so göttlich prophetenhaft ist diese Erscheinung, daß der Herr Superintendent Faber während eines Vortrages im „Verein christl. junger Männer“ in Krolls Theatersaal seiner Meinung dahin Ausdruck gab, die göttlichen Weisheiten, die in den heidnischen (er sprach zu einem Missionsthema und meinte wohl die Hindus) Religionen vorkommen, seien den Heiden wahrscheinlich von Melchisedek gebracht worden. Wenn sich Herr Superintendent Faber das gestatten kann, dann darf ich doch einige Schritte weiter gehen und annehmen, daß nur die Inkarnation des Logos selbst den Vater der Verheißung hat segnen können. Und kann auch getrost Jesus als einen Priester nach der Ordnung des Melchisedek betrachten.

Wie auch Herr Hasse auf ein Neuerblühen der Mystik im Protestantismus hofft, so hoffe auch ich darauf. Und mit dieser Mystik wird auch die mystische Kosmologie Jakob Boehmes wieder beachtet werden, weil im Gemüte der Christen nun einmal die Genesis nicht von dem Neuen Testament zu trennen ist, und wissenschaftliche Erkenntnis des Alls, die uns Abendländern zu größerem Bedürfnis geworden ist als allen anderen Menschen, unmöglich sich mit einem Agnostizismus auf metaphysisch-kosmologischem Gebiet begnügen kann. Man nennt diesen Drang den — faustischen. Aber teuflisch ist er nicht, denn Paulus hatte ihn auch, und er sagte: „Der Geist des Menschen erforscht auch die Tiefen der Gottheit.“ Freilich mit bloßem Spekulieren oder

*) 2. Korinther.



Lesen wird dieses Forschen nicht möglich sein, sondern mit Reinigung des Herzens von allem Irdischen, glühender Hingebung an das Göttliche, Erfüllung des inneren Gesetzes im äußeren Leben.

Auch ich halte die Gährung innerhalb des Christentums für Gesundung und nicht für Auflösung, — darin habe ich die Ehre, mit Herrn Hasse übereinzustimmen, — und freue mich, wie jeder Theosoph, aufrichtig des Fortschrittes, indem ich mit Herrn Hasse zusammen hoffe, daß die Logoslehre wieder voll gewürdigt wird. Möge er nicht meinen, daß ich undankbar für seine wertvolle Arbeit bin oder sie nicht schätze.

Sollte ich, da ich nur ein armer Sünder bin, etwas heftig oder ungeziemend oder unbescheiden gesprochen haben, so bitte ich, mir das freundlich zu verzeihen; es gilt nicht die Person, sondern die Erforschung der Wahrheit.





Professor Schnitzer über den deutschen Modernismus. — Das „B. T.“ Nr. 389 berichtete: „Der ‚Secolo‘ veröffentlicht ein langes Interview mit Professor Schnitzer über den deutschen Modernismus, der nur im demokratischen Süden Fortschritte mache. Die übergroße Mehrheit der deutschen Priester vergewaltige lieber ihr Gewissen, als daß sie auf die schönen Pfründe und ein angenehmes Leben verzichte. So stark heute noch die Kirche in Deutschland sei, so hofft Schnitzer doch, daß das Beispiel Oesterreichs, das ganz unversehens die Klerikalen hinwegfegte, auch bei den Deutschen dereinst Nachahmung finden werde. Übrigens sei auch die protestantische Kirche in Deutschland in voller moralischer Auflösung begriffen. Sie gleiche im Haß gegen allen Fortschritt der katholischen Kirche wie ein Ei dem anderen; so habe die protestantische Orthodoxie, auch der Kaiser, alle Maßnahmen des Papstes Pius gegen den Modernismus so lange gutgeheißen, bis die namenlose Torheit der Borromäusenzyklika das protestantische Gefühl insonderheit der Kaiserin schwer verletzte. Mit der Enzyklika erwies der Vatikan dem Modernismus und dem freisinnigen Protestantismus einen ungeheuren Dienst für ihre Propaganda in Deutschland.“ B.



Zweig Nordberlin. – Die Tätigkeit des Vereins nahm Mitte Juni ihr Ende und wird als solche nicht wieder aufgenommen, da am 24. Juni die Vereinigung der Berliner Gruppen zu einem Ganzen beschlossen ist. Die Gesamtdauer der Wirksamkeit des Vereins Nordberlin hat 8 Jahre gedauert. Der Inhalt der Vorträge war in diesem Jahre bis zum Schluß am 13. Juni ein recht mannigfaltiger, sowohl durch die Wahl der Themen, wie die Art ihrer Behandlung. In den nachfolgenden Diskussionen wurde Wert auf eine möglichst vielseitige Beleuchtung gelegt, um auch diejenigen Mitglieder zur öffentlichen Vertretung ihrer Meinung zu bewegen, die bisher nur in persönlicher Unterhaltung ihre Ansichten vertreten hatten. Die Diskussionsabende waren in besonderer Weise dazu eingerichtet; an diesen hielt ein Mitglied in gedrängter Form einen kurzen Vortrag, der im ganzen eine Reihe von Sätzen darstellte, die als Gegenstand der Diskussion dienten. Auch den Gästen war hinreichend Spielraum gelassen, Fragen zu stellen und Einwendungen zu machen, deren Zusammenstellung in gedruckter Form auf 2–3 Seiten Text zum allgemeinen Besten jedem Gast überreicht werden könnte, um ihn zu überzeugen, daß andere tiefere Gründe für die Lehren sein müssen. Als eine allgemeine Erfahrung muß aber angesehen werden, daß eine zu weit ausgedehnte Diskussion den Zwecken der Gesellschaft nicht förderlich ist, da die Gedankenwelt der theosophischen Anschauungsweise nicht populär ist und nur durch vielfaches Studieren und Leben allmählich besser verstanden und gewürdigt werden kann. Es darf daher auf einzelne Fälle nicht allzu sehr eingegangen werden, damit die Gäste ihre Unbefangenheit des Forschens behalten und der Inhalt eines Abends nicht verkürzt werde. So wünschen wir alle unsere Freunde und Bekannten in der nunmehr neuen Form wiederzusehen und an ihrer Seite nach unserem Vermögen der Vergeistigung unserer Zeit zu dienen. –

Zweig Dresden (Strehlenerstr. 8, II.). – Dieses Vierteljahr war reich an freudiger Tätigkeit infolge der Konvention, über die ja an anderer Stelle berichtet worden ist. –

Über unsere Versammlungsabende ist folgendes zu berichten: Der 1. Vortragsabend brachte eine Originalübersetzung aus dem Quarterly von Frl. Panizza über: „Die Vertiefung des Gebets", worin die verschiedenen Arten und Abarten des Gebetes besprochen waren. – Eine andere Originalübersetzung aus dem Englischen von Frl. Schnobel behandelte das Thema: „Wahrer Okkultismus". Es war darin betont, daß man unter wahrem



Okkultismus „die Lehre wahrer Lebensführung" zu verstehen habe, „nicht okkulte Künste". – Herr K. S. Uhlig hielt einen Vortrag über: „Volksbildung und Volkserziehung". Der Vortragende gab verschiedene Hinweise und Winke für ein segensreiches Wirken in dieser Richtung. Während zweier Versammlungsabende sprach Herr Zippel über „Buddhistische Weltanschauung". Nach Besprechung des Lebens und der Lehren Buddhas entwarf Vortragender ein Bild von den verschiedenen bestehenden Arten des Buddhismus mit ihren Eigenheiten und Merkmalen. – Das Thema: „Karma und Wiederverkörperung" besprach Herr Toepelmann, beide ineinander greifende Lehren von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtend. –

Der Lotustag wurde, wie immer bisher, in besonderer Weise als Gedenktag gefeiert und „Die drei Wünsche" von H. P. Blavatsky gelesen.

Die Studienabende waren dem Studium im „Schlüssel zur Theosophie" gewidmet. –

Bezüglich des Berichtes der letzten Hauptversammlung sind noch die Namen der neugewählten Vorstandsmitglieder nachzutragen.

Vorsitzender: Herr Adolph Zippel; stellvertretender Vorsitzender und Archivar: Herr C. Th. Toepelmann; Schriftführer: Frl. Kath. Toepelmann; Kassierer: Frau R. Zippel sen.; Bibliothekare: 1. Herr E. Tamm, 2. Frau E. Zippel jun., 3. Herr G. Blind; Korrespondierendes Mitglied: Herr E. Tamm, Radebeul bei Dresden, Marienstr. 9. K. T.

Quittungen der „V. D. Z."

Seit dem 15. Juni gingen folgende Beiträge ein:

Zweig Flensburg (Herr Gütlein) 2 M.; Zweig Berlin 42 M.; Herr Lüdersdorf 2 M.

Für Theosophical Quarterly: Herr Gütlein 1 M.; Frl. Dietsch 3 M.; Herr Flamme 1 M.; Herr Stoll 1 M.; Herr Vollberg 1 M.; Herr Mayas 1 M.

Mit bestem Dank quittiert

der Schatzmeister E. John, Berlin N. 39, Pankstr. 89, I.

Berichtigungen.

In dem Konventionsbericht des Juliheftes ist in dem Kassenbericht Seite 123 ein Druckfehler enthalten. Es muß heißen:

Liebesgaben und div. kleine Einnahmen 64,50
Für Quarterly 31,24

Ernst John.

In den „Studien über die Edda" bitten wir zu lesen: S. 6, 33 Leid; S. 91, 6 jotenwütig; S. 91, 8 Nagvifar; S. 152 Anmerkung: Siehe „Stimme der Stille" (Deutsche Ausgabe) S. 22. D. R.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.





Theosophisches Leben.

Nr. 7. | Oktober 1911. | Jahrg. XIV.

Aus dem Taoteking.

Der Himmel ist ewig und die Erde dauernd.
Die Ursache der ewigen Dauer von Himmel und Erde ist,
Daß sie nicht sich selber leben.
Darum können sie dauernd Leben geben.
Also auch der Berufene:
Er setzt sein Selbst hintan,
Und sein Selbst kommt voran.
Er entäußert sich seines Selbst,
Und sein Selbst bleibt erhalten.
Ist es nicht also:
Weil er nichts Eigenes will,
Darum wird sein Eigenes vollendet? [7

Wenn wir die äußerste Selbstenteignung erreicht,
Die Stille unerschütterlich bewahren,
So mögen alle Wesen zugleich sich regen:
Wir schauen zu, wie sie wiederkehren.
Der Wesen zahllose Menge entwickelt sich,
Doch jedes wendet sich zurück zu seiner Wurzel.
Zurückgewandt sein zur Wurzel: das ist Stille.
Stille: das ist Rückkehr zur Bestimmung.
Rückkehr zur Bestimmung: das ist Ewigkeit.
Die Ewigkeit erkennen: das ist Weisheit.



Wer die Ewigkeit nicht erkennt, der handelt blindlings und unheilvoll.
Erkenntnis der Ewigkeit bringet Duldsamkeit.
Duldsamkeit bringet Edelsinn.
Edelsinn bringet Herrschaft.
Herrschaft bringet himmlisches Wesen.
Himmlisch Wesen bringet den SINN (Tao).
Der SINN (Tao) bringet Dauer.
Ist das Ich nicht mehr, so gibt es keine Gefahren. [16

Herrscht ein ganz Großer, so weiß das Volk nur eben, daß er da ist.
Mindere werden geliebt und gelobt,
Noch Mindere werden gefürchtet,
Noch Mindere werden mißachtet.
Vertraut man nicht genug,
So findet man kein Vertrauen.
Wie überlegt waren jene im Werten ihrer Worte!
Die Werke wurden vollbracht, die Arbeit wurde getan,
Und die Leute im Volk dachten alle:
„Wir sind selbständig." [17

Der Berufene hat kein Herz für sich.
Er macht der Leute Herz zu seinem Herzen.
Zu den Guten bin ich gut,
Und zu den Nichtguten bin ich auch gut;
Denn das LEBEN (Te) ist die Güte.
Zu den Treuen bin ich treu,
Und zu den Nichttreuen bin ich auch treu;
Denn das LEBEN (Te) ist die Treue.
Der Berufene lebt in der Welt ganz still,
Aber er macht sein Herz weit für die Welt.
Die Leute starren alle auf ihn und horchen.
Der Berufene behandelt sie alle als seine Kinder. [49

R. Wilhelmsche Übersetzung.





Die Vertiefung des Gebetes.

Von Jasper Niemand.

Im Gebet, wie in allen anderen Sachen, gibt es Evolution. So viel wir wissen, legte Darwin der von ihm intuitiv gefühlten Wahrheit keine so weittragende oder tiefe Bedeutung bei. Das ist wohl richtig, da es besser ist, daß die Wahrheit in einem ihrer universalen Aspekte nur gradweise im Gemüt der Menschen aufdämmern sollte. Das menschliche Gemüt hat eine bestimmte und begrenzte Aufnahmefähigkeit, und es hat manche Gelegenheit gegeben, die gezeigt hat, daß es auch eine Aufnahmeschwäche des Gemütes gibt. Darwin legte aber einen breiten und festen Grund, einen, der seinem breiten, allgemeinen Sinne gemäß leicht bestätigt und inbezug auf seine Begrenzung leicht widerrufen werden konnte. Der wichtigste Punkt dabei war, daß in der menschlichen Denkweise eine Türe geöffnet wurde, und daß die Idee der Evolution aller Welt geläufig wurde.

Es scheint, als ob in unserer modernen westlichen Zivilisation die Gewohnheit des Betens in starkem Maße aufgehört habe. Wo der Gebrauch noch besteht, ist er zum großen Teil automatisch geworden, ohne von einem lebendigen Glauben begleitet zu sein; wer irgendwie das Vertrauen seiner Mitmenschen genießt, kann zu keinem andern Schluß kommen. Diese Tatsache, die auf den ersten Augenblick bedauerlich

Übersetzt aus „Theos. Quarterly" VI, No. 4, April 1909.



erscheint, ist nicht ganz so. Der Geist des Lebens, welcher die Welt beherrscht und beschützt, hat mehr als einen Weg zum Fortschritt und Aufstieg; unter seiner Tätigkeit steht das menschliche Denken oft still, ja scheint fast einen Rückschritt zu machen — um dann einen großen Sprung vorwärts zu tun. Das Nichtglauben an die gewöhnliche Art des Gebetes, wie wir es kennen, und das daraus entstehende Unterlassen desselben, bringt in unserer menschlichen Natur und unserm Leben eine Stille und Leere hervor. In dieser Stille kann unser Bewußtsein, indem es aufwärts strebt, eine erweiterte und wahrere Idee von der Wirklichkeit jener Kraft erreichen, die wir „Gebet" nennen. Zu jeder Zeit gibt es religiöse Gemüter, ergebene Herzen, die sich gewohnheitsgemäß und natürlicher Weise in ihrer Sehnsucht und Bitte an die Gottheit wenden. Wie das Wasser, so finden solche Gemüter stets ihr Niveau; und ist dieses Niveau einmal tatsächlich gefunden, so kann es nach Wunsch erhöht werden. Wo das Herz aufwärts strebt, wird das Niveau der Gedanken stets erhöht, und dies mit Hilfe der unzähligen Methoden, die dem universellen Geiste stets zur Verfügung stehen. — Es gibt unter uns auch solche, die im Laufe der Jetztzeit nicht evolvieren, solche, die die östliche Ausdrucksweise mit dem bezeichnenden Ausdruck „die lebenden Toten" benennt. Aber mit diesem Stadium der Existenz — dem Stadium der menschlichen Versteinerung, wollen wir uns in diesem Augenblicke nicht befassen. Es genügt zu sagen, daß verhältnismäßig wenige unter uns sind, für die das Gebet eine Zuflucht, eine Erfrischung bildet und eine Ruhe für das Herz, einen Trost für das Gemüt, eine Gemeinschaft mit dem göttlichen Leben. Wenn wir in scharfe und plötzliche Versuchung geraten, wenn Trauer das Gemüt verdunkelt und Sorge im Herzen thront, sind da wohl viele unter uns, die im Gebet einen festen Anker und einen sicheren Hafen finden? So betrübend auch diese Darstellung erscheinen mag, so zeigt sie eben, daß wir das Gebet nicht als einen sprechenden Beweis für den Glauben im Kernpunkt unserer Zivilisation finden.



Aber das Ideal des Gebetes muß, wie alle Ideale, eine Sache des Lebens sein. Als Ideal muß es teilhaben an der Evolution des Lebens und des Bewußtseins. Wie das Bewußtsein des Menschen sich gemäß der universalen Bewegung erweitert und immer weiterspannende Räume umfaßt, so müssen seine Ideale immer höher als er selbst, sich gleichfalls höher entwickeln. Wir können das ganz klar sehen, wenn wir die Evolution auch nur eines einzigen Ideals im menschlichen Gemüt betrachten. Als Individuen haben wir keine Ideale, die sich nicht mit unserem mentalen und sittlichen Wachstum erweitert hätten. Es ist dies eine Wahrheit, die wir nur zu leicht außer acht lassen. Jede Veränderung bringt Anstrengung, Weh, Kampf — all die Schmerzen des Wachstums — mit sich, und in keiner Lebensregion ist dieser Kampf verwickelter als auf der Mental-Ebene. Den Grund braucht man nicht weit zu suchen, er liegt in der Neigung des Hängens am Hergebrachten; einer Neigung, die dem menschlichen Gemüt tief eingeprägt ist. Weil uns mentale Veränderungen so viel Mühe kosten, so ist es der Impuls des natürlichen Menschen, davor zurückzuscheuen und zu widerstreben, während der Geist des Lebens, ewig frei, jeden Damm und jede Form durchbricht, auf welcher Ebene es auch sei. Durch das scharfe Weh dieses Kampfes muß jeder Mensch, früher oder später, hindurch, um wahrzunehmen, daß in allen Gedanken und Idealen, die überhaupt lebensfähig sind, Evolution zu finden ist, nicht weniger als in den mehr sichtbaren Offenbarungen des Lebens, und daß sie in allen Verkörperungen der Seele gegenwärtig ist. Die Tatsache der Evolution liegt in Wirklichkeit in dem Antriebe und in der Bewegung des allgegenwärtigen Lebens, das immer vorwärts schreitet und das alles Existierende nach einem transzendentalen Ziele hin mit sich fortbewegt. Es scheint uns, als ob Gedanken und Ideale fix und fertig aus dem Gemüt der Menschen hervorgingen, gleich wie der Sage nach Minerva erwachsen und in voller Rüstung aus dem Haupte Jupiters hervorging. Dem ist nicht so; der Keim der Wahrheit ist vom Geist in jedes Menschen Herz gesät. Aber wie und

wie weit der Mensch diesen Keim entwickeln wird, das hängt von ihm selbst ab, von der Richtung und Ausübung seines Willens. Es ist der Gedanke eine große Macht; aber die Seele ist größer, und sie ist nicht der Sklave des Gedankens, es sei denn durch ihre eigene Wahl.

Jeder von uns hat während seines Lebens reichlich Gelegenheit, den Irrtum über die jetzige inkonsequente Denkart über Evolution zu beobachten. Nicht nur, daß jede Generation ihren Teil an der Evolution irgend einer Idee hat, sondern wir sehen dies gleichfalls in jedem menschlichen Leben. Betrachten wir beispielsweise unser individuelles Leben. Wenige oder wohl gar keine Dinge gibt es, worüber wir im gereiften Alter so fühlen und denken, wie in der Kindheit oder im jugendlichen Alter. Es mögen noch einige intuitive Ideen unserer frühen Jugend vorhanden sein, aber in der Regel sind sie von den nachfolgenden Lebenswogen ausgelöscht worden, oder die Ideen standen still und gingen alsdann zurück wie alle Ideen, die nicht durchgelebt und entwickelt werden. Wo Stillstand, da Rückgang, Verfall: Das ist ein Gesetz des Lebens, und die Gedankenebene macht darin keine Ausnahme. Hält der Rückgang an, so kommt endlich ein Zusammenbruch, ein Zersplittern und Tod — dieser Form oder Idee. Wieder andere unserer Ideen haben sich erweitert, sich entwickelt. Selbst alles intuitive Glauben, an das wir uns gehalten, und nach dem wir gelebt haben, ist nicht dasselbe; anfänglich eine lebende Pflanze im Herzen des Kindes, hat es nun reife Frucht getragen.

Wenn wir solche Ideen betrachten, die in allen Gemütern vorhanden, z. B. Ideen über Verbrechen oder über Gesetze, so finden wir eine große Veränderung. Noch vor einem Jahrhundert wäre ein Mensch wegen eines Schafdiebstahles gehängt worden, und lebenslänglich gefangen gesetzt worden wegen einer unbezahlten Schuld. Und blicken wir noch etwas weiter zurück, so sehen wir die Menschen wegen Hexerei zum Tode verurteilt. Unser Ideal von Humanität und Gerechtigkeit hat im Zeitenlaufe sich erweitert, desgleichen unsere Ansichten über Wissenschaft, Kunst, Religion, Luft,



Äther, über internationale Beziehungen und Pflichten. Die meisten von uns haben ihre Ideen über den Menschen, seine Konstitution, seine Geschichte, seine Kräfte, sein Bewußtsein und sein Schicksal erweitert und vertieft. Betrachten wir die menschlichen Erfindungen mit ihren ungeheuer ausgedehnten Ideen von allem, was den Menschen möglich ist, so finden wir nach jeder Seite hin Entwicklung des Denkens. Das Massenbewußtsein der Menschheit hat sein Niveau erhöht. Das Niveau des Gewissens steht gleichfalls höher. Im Individuum ist diese mentale Evolution natürlich noch bemerkbarer, aber das Bewußtsein der Masse ist auch eine Oktave höher gestimmt.

Das Ideal des Gebetes hat schon in vielen Gemütern eine Veränderung durchgemacht und macht sie noch durch. Die Gewohnheit des Gebetes, wie sie vielen von uns durch die Erzieher in der Kindheit eingeflößt worden ist, ist bei der großen Masse des Volkes außer Gebrauch gekommen, auch selbst unter wirklich ergebenen und gewissenhaft Denkenden. Woher kommt das? Es dürfte von Interesse sein, dies selbst in den engen Grenzen dieses Vortrags zu betrachten, um der Evolution des Ideals vom Gebet durch die verschiedenen Phasen des menschlichen Gemüts nachzuspüren.

Entweder wir haben aus Mangel an religiöser Erziehung niemals gebetet, oder uns wurde schon in der Kindheit das Beten gelehrt.

Wenn uns das Beten nicht gelehrt wurde, so gingen wir durchs Leben, indem wir bei jedem Schritt soviel Erfahrung sammelten, als wir konnten, und indem wir diese Erfahrung je nachdem falsch oder richtig verstanden. Wenn unsere Gemüter sich bei ihrer Entwicklung als dehnbar erwiesen, so standen wir plötzlich der Tatsache gegenüber, daß darin das Ideal des Gebetes liegt. Entweder nahmen wir nun diese Idee vorläufig und suchend auf, oder wir verwarfen sie gänzlich.

Alle, die diese Idee zurückweisen, gehören sofort zur Kategorie solcher Gemüter, die inbezug auf das erörterte Ideal garnicht mehr evolvieren. Sie können und werden sich wahrscheinlich inbezug auf andere Ideale entwickeln, aber



im Hinblick auf das Ideal des Gebetes ist ihre Entwicklung abgebrochen, bis sie in einem späteren Zeitabschnitt wieder damit in Beziehung kommen. Für den augenblicklichen Zweck dieser Abhandlung kommen sie nicht in Betracht.

Jene, die diese Idee zunächst und aufrichtig erfassen, können in zwei Klassen eingeteilt werden. Entweder finden sie sofort heraus, daß der Antrieb zum Beten einem Bedürfnis ihrer Natur entgegenkommt, und wenn sie es fühlen, so erfassen sie es intuitiv und finden das Wesen eines geistigen Glückszustandes darin: oder sie fahren fort, es nur vorläufig anzunehmen, indem sie bald versuchen zu beten, bald auch möglichenfalls in ihren Versuchen nachlassen. Ob nun aber jemand von Kindheit an das Gebet gelehrt bekommen hat, oder ob er die Idee später im Leben gefunden hat, oder ob er im Gebet festgeblieben oder die Anwendung desselben hat fallen lassen, alle solche Gemüter kommen in dieselbe Kategorie bezüglich des Punktes betreffs der Idee des Gebetes, nämlich: daß der Same dieses Ideals in seine Natur gelegt ist.

Einige Zeit lang lebt er in unserem Unterbewußtsein nur als Same, als eine Idee, noch nicht als ein Ideal. Außer diesen Fällen, (die wir nur in der Minorität finden), in welchen die Idee intuitiv erwählt und zum Ideal geworden ist, bleibt die Idee des Gebetes eine Schöpfung, eine Dichtung des Gemütes und nichts weiter. Aber für den Fall, daß wir fortfahren zu beten, weil es uns so gelehrt worden ist oder weil wir gesehen haben, daß andere beten und wir den Wert des Gebetes erproben wollen, auf alle Fälle bilden wir durch das Fortsetzen des Betens eine Gewohnheit des Betens. Anfänglich wird gebetet, weil man etwas haben will, was man bis jetzt noch nicht besitzt, man betet, wie ein Kind den Weihnachtsmann um Spielzeug bittet oder wie der Wilde seine Götzen um die Erhörung seiner Wünsche bittet. Und wenn man nun findet, daß man den Gegenstand seiner Wünsche nicht erhält, der Wünsche als Gebete verkleidet — so gibt man nach und nach die nutzlose Gewohnheit auf, wir beten dann mechanisch oder gar nicht mehr. Auf diesem Standpunkt ist unsere Idee von Gott nicht hoch. Gott, die



Macht, zu der wir beten, ist für uns ungefähr das, was unsere französischen Nachbarn mit: ‚Le bon Dieu du pot au-feu' bezeichnen, ein Hausgott, der die Suppe des täglichen Lebens umrührt und auf unser Verlangen hin Leckerbissen verabreicht, für die aber, die nicht darum beten, den eisernen Kochtopf leer läßt. Wir rufen eine Macht an, die uns hören wird (so denken wir wenigstens), bei unseren selbstsüchtigen Bitten. Wir glauben, daß sie ihre Arbeit und die Rechte der anderen beiseite legen wird, um auf den Ruf unserer materialistischen Wünsche zu hören, die gerade für uns den Sieg erfechten, für uns die Ernte behüten, für uns den Preis gewinnen wird. Die hingegen die inständigen Bitten anderer überhören wird, um uns, wie wir hoffen, den Vorrang zu gewähren, um den wir aus Unwissenheit beten. Damit unser Unglück aufgehalten, unsere Sorge abgewendet wird, soll sie Gerechtigkeit ausschließen, soll sie Verdienst und Strafe außer acht lassen und auf irgend welche wunderbare Weise die Folgen auslöschen von den Ursachen, die wir in Bewegung gesetzt haben; die Gesetze des Universums sollen auf unsere Bitten hin für null und nichtig erklärt werden. Diese Macht soll jede Gelegenheit zur Entwicklung durch die Evolution aus dem Wege räumen, damit unsere Furcht vor der gesunden Disziplin des Lebens zum Schweigen gebracht werde. Das Wachstum unserer Seelen soll aufgehoben werden, die Ausdehnung unserer Willenskraft durch die Ausübung unseres Willens im Kampfe gegen Hindernisse soll beschnitten werden durch Wegräumen der Hindernisse. Alles Entfalten der hohen Eigenschaften unserer Seele sollte aufgehalten werden, und dies alles nur weil wir uns fürchten, uns der Weisheit und dem Mitleid der göttlichen Macht anzuvertrauen! Unmassen von derartigen Gebeten werden beständig aufwärts gesandt, um sich gegenseitig lahm zu legen. Viele von ihnen gleichen Eintagsfliegen, viele von ihnen werden durch unsere wechselvolle Phantasie wieder aufgehoben, bevor noch die Stunde ihrer Wirksamkeit schlug.

Es kommt eine Zeit, in der uns das Kindische, die Selbstsucht und die Armseligkeit solcher Auffassung klar wird.



Wenn dieser Zeitpunkt kommt, stehen wir wartend still und denken über die Idee des Gebetes nach.

Durch unsere Hilflosigkeit in die Enge getrieben, beobachten wir nun genauer und bemerken, daß jedes aufrichtige Gebet eine Antwort gehabt hat — jedoch eine Antwort, die sich auf das Wesen unserer Bedürfnisse bezog und nicht auf die irrigen Ideen davon.

Z. B.: Wir haben um etwas ganz Bestimmtes gebetet, von dem wir glaubten, daß es uns glücklich machen würde. Das Gebet wurde nicht erhört, insofern es den Gegenstand betraf, um den wir beteten; später fanden wir jedoch heraus, daß wir uns glücklich fühlten, die Antwort auf unser Gebet war zwar da, aber durch eine andere Tür gekommen. Oder wir haben um etwas gebeten, das eigentlich schon leicht von uns erreicht werden konnte, wenn wir uns nur selbst angestrengt hätten und die Unentschlossenheit unseres Gemütes oder der Seele überwunden hätten. Oder es wurde uns etwas versagt, um das wir Gott inbrünstig angefleht hatten, und erst später erkannten wir, daß es uns großes Unglück gebracht hätte, und wir waren für die Verweigerung unserer Bitte dankbar. Ferner, wie viele Gebete entspringen bloßer Selbstsucht, und unser Verstand wird uns dann sicher bestätigen, daß es sowohl für die Welt, als auch für uns besser ist, daß solche Gebete unbeantwortet bleiben. Das Schlimmste von allen ist jedoch, wenn wir das Ziel solcher beschwörender Bitten erfüllt bekommen und dadurch unser Leben zur Qual wird. Das menschliche Herz hat schon oft gezittert unter, wie man zu sagen pflegt, „dem Fluch eines erhörten Gebetes". Trotz alledem bringt solches Leiden Segen hervor, wenn die rechte Lehre daraus gezogen wurde und unter dem Stachel die fruchtbringende Blüte erschien. Dieses wachsende Verständnis für das Sichten unserer Gebete läßt uns unsern Standpunkt wieder erwägen, sodaß, wenn unsere Gedanken dieses Stadium erreicht haben, wir einen Schritt vorwärts gemacht haben. Es ist ein schwieriger Standpunkt in unserm Fortschritt, in den wir nun eintreten.

In solch schwierigen Augenblicken kommt uns nun eine



Sache zu Hilfe, indem sie uns über einen gefährlichen Punkt hinwegführt. Haben wir aufrichtig gebetet? Haben wir wirklich an das Dasein eines solchen Gottes geglaubt, der, wie wir uns einbildeten, auf das Stammeln unserer Gebete hörte? Wenn dieses Vertrauen wirklich in uns war, so werden wir nach und nach herausfinden, daß in unserem Gemüt ganz einfach und natürlich eine weitere Ausdehnung über die Idee des Gebetes entsteht. Wie sagte Krischna zu Arjuna: „Selbst jene, welche andere Götter festen Glaubens anbeten, beten doch mich an, sei es auch unfreiwillig und in Unwissenheit!" Unsere frühere Idee, wie grob sie auch gewesen sein mag, war dennoch der Träger eines Glaubenskeims. Und wenn dieser Keim auch nur klein wie ein Senfkorn war, können wir doch vielleicht noch sein Wachsen beobachten und sehen, wie darin viele beschwingte Bitten selbstloser Liebe Schutz finden.

Unserm Verständnis unbekannt — wie Krischna es bezeichnet — war eben dieser lebendige Keim, diese spirituelle Kraft unser Lehrer, unser Entwickler. Unser unwissendes Gebet wurde trotzdem durch den Glauben beseelt, durch jenen lebendigen Glauben, den kein auch noch so leiser Gedanke in seiner Wirksamkeit begrenzen kann.

Zur rechten Zeit durchbricht der lebendige Keim die umschließenden Hüllen und bringt uns der Weltseele einen Schritt näher. Allem Glauben muß eine Antwort werden. Die Antwort wird in Lebensausdrücken gegeben. Unser Gedanke wird wie von einer Flamme berührt, und durch ihr Licht entdecken wir die Selbstsucht, die in unserem Gebet liegt. Wir fühlen die göttliche Kraft, die die Gottidee unseres früheren Gedankens verklärt. Wir fühlen nun eine größere Liebe, sie spricht zu uns von den Bedürfnissen aller Wesen und der ganzen Schöpfung. Wir erkennen, daß unsere Gebete der Selbstsucht oft ihre eigentliche Notwendigkeit überragen und etwas für uns begehren, was eigentlich der Allgemeinheit angehört.

Ein derartiges Gebet hat unsere Herzen von unseren Mitgeschöpfen abgeschlossen. Mit diesem Verständnis er-



schließt sich uns eine neue Gedankenrichtung. Aus der früheren Idee des Gebetes hat sich nun der Gedanke über das Gebet zum Ideal entwickelt, wir sehen, daß sich das Ideal vervollkommnet und wir sind bereit, ihm weiter zu folgen, entlang dem verschleierten Wege der Erfahrung.

Sobald wir dies erkennen, befinden wir uns in einem langen Gedankenzug, der sich mehr und mehr entwickelt und eine weitere Strecke unseres Pfades erleuchtet. Wir erweitern nun unser Gebetsbereich. Wir beten nun nur noch um edle Dinge, d. h. was wir als edle Dinge ansehen. Unser Gebet ist nun rein — so erscheint es uns wenigstens. In Wahrheit sind wir engherziger geworden, wenn wir auch den Zweck unseres Gebetes vertieft haben. Wir beten jetzt um Resultate, die richtig sind — nach unserer Ansicht, um Lebensbedingungen, die wir persönlich achten und anerkennen; um das Glück derer, die wir lieben. Noch immer schauen wir nach Resultaten aus, noch immer verschreiben wir uns die Erhörung von der allweisen Macht. Indem wir um alle diese schönen und guten Dinge bitten, beschäftigt sich unser inneres Denken tatsächlich mit Einteilen und Abwägen, mit Richten und Urteilen, indem wir einen Teil des Lebens „gut", den anderen „schlecht" nennen. Unter den sogenannten schlechten Dingen sind Schmerz, Sorge, Unglück, Verlust, das Versagen und der Druck der Verhältnisse, kurz alle jene Ausgleichungen, die das göttliche Gesetz zur Reinigung und Stärkung unserer Seelen wirkt. Wir versagen der Weltseele ihre fundamentale Gerechtigkeit, wir versagen ihr die ihr zukommende Freiheit, ihre Ausgleichungen durch alle Arten von Handlungen und Bedingungen durchzusetzen. Wir übersehen, daß das Gerechte und Ungerechte gleichermaßen Gegenstände ihrer Liebe sind. Wir begreifen nicht, daß das Böse, das wir sehen, oft ein häßliches krebsartiges Geschwür von der menschlichen Seele wegschafft und abarbeitet, indem es das menschliche Wesen lehrt, gleichsam durch das Reinigungsfeuer des Schmerzes, des Verlustes, der Verzweiflung, was es auch sei, hindurch, von nun an auf dem rechten Wege zu gehen und nicht mehr zu sündigen. Die Universalseele hat unerdenkliche Möglich-



keiten, uns zur Höhe zu führen, die wir uns in unserer beschränkten Vorstellung nicht ausmalen können. Da wir nur die Strecke unserer abgegrenzten Leben überblicken, sehen wir oben nicht und sind schlimmer als blind. Blindheit kann durch Strahlen inneren Schauens erleuchtet werden; was aber die verkehrte mentale Anschauung betrifft, so gibt es dafür keine Hilfe oder Heilweise, bis das Auge, das uns ärgert — oder jene Art der mentalen Anschauung — herausgerissen und fortgeworfen ist. Während der Sinn des Sonderseins vollständig unser Verständnis beherrscht, was können wir sehen von der Einheit, der Harmonie und der Liebe des Seins?

In der Anwesenheit unserer Aufrichtigkeit liegt jedoch für uns alle Hoffnung. Unser Glaube hat Flügel, um uns aufzurichten, um uns weiterzutragen. Aufs neue wird unser Gemüt erleuchtet, gleichsam wie von einer Flamme aus dem zentralen Leben, und wir erkennen nun, daß das, was wir lieben und für recht halten, noch immer wir selbst sind, ein gewiß erweitertes Selbst, aber nicht das göttliche Selbst. Und so stellen wir uns dann die Frage: Um was sollen wir beten, damit der Flecken der Selbstsucht aus unserem Bitten entfernt werde?

Wir wollen uns noch einmal unsere Gedanken-Schritte zurückrufen. Während wir damit beschäftigt waren, unsere Erfahrung zu sammeln und aufzunehmen, — es ist die Lehre, die uns das Leben lehrte und die uns bis zu diesem Standpunkt gebracht hat — während dieser Zeit hat sich unser Ideal von Gott gleichfalls entwickelt. Wir betrachten die erhabene Macht nicht mehr als einen ‚Deus ex machina‘, der die kleinen Wirkungen unseres Lebens mit Hilfe unserer Vorschläge in Ordnung bringt, der bei jeder Stufe unseres Fortschrittes eingreift, um die Folgen unserer Handlungen aus dem Wege zu räumen, um uns von den Folgen zu befreien, die unsere bewußte Erwählung der Sünde gezeitigt hat. Der Gott unserer Unwissenheit enthüllt sich unseren Gedanken jetzt selbst als eine gerechte und allbarmherzige Macht, die allem Leben innewohnt und die durch göttliche koordinierte Gesetze handelt, die die Einheit des



Einen Lebens ausmachen. Auf Seiten dieser Kraft gibt es keine Laune, keine Bevorzugung, keine Veränderlichkeit oder auch nur den Schatten eines Schwankens; wir wissen, daß ihr fehlerloses Gleichgewicht gerecht wägt. Wir fühlen intuitiv, daß ihr Herz Liebe ist. Und überschauen wir wieder wie in einer Vision die Heerschar der Gebete und das Flehen der Menschheit, die blind ihren verborgenen Thron sucht, so haben wir jetzt ein größeres Verständnis unserer inneren Gedanken. Wir begreifen, daß der größte Teil dieser Gebete strebt, einander aufzuheben, da sie nur der unverständige Ausdruck von Egoismus sind, der Aufschrei von Kindern, die in dem Nebel des Lebens verirrt sind. Etwas von der Kleinlichkeit der rein menschlichen Art blitzt in unserem erschreckten Gemüt auf. Und eine Müdigkeit, ein Ekel über solche Art kommt mit Bitterkeit über uns; wir bleiben im Zweifel und Erstaunen vor diesem Blick in das menschliche Herz stehen — diesem Herz, das noch zu uns gehört.

Und nun versinkt unser Denken im Dunkel. Wir sind zum Schweigen gebracht, finden keinen Ausweg, kein Licht. Der Punkt, auf dem wir jetzt stehen, ist einer, auf dem unser Zutrauen in unser Ideal wie in einer Feuerprobe geprüft werden soll. Auf einen kurzen Augenblick haben wir eine feinere Luft geatmet und einen Schimmer des inneren Lichtes aufgefangen. Die Stimme unserer Klage ist erstickt worden durch die Vision von der Not der Welt: Wir werden uns des Kampfes des Begehrens bewußt, wie er sich vor den Augen Gottes abspielt.

Wir wissen es wohl nicht, daß dieses ein Punkt der Gefahr und Versuchung ist; wir stehen an einem Scheideweg: und viel hängt davon ab, was wir nun tun werden.

Viele Gemüter wenden sich an diesem Punkte dem Materialismus und Zweifel zu. Andere stoßen mit verzweifelter Anstrengung den Gedanken darüber zurück und wenden sich selbstbetäubt irgend einer der breiten Straßen des weltlichen psychischen Lebens zu. Einige sagen zu sich selbst: Da es keinen Gott gibt, wie ich ihn mir vorstellte, — so gibt es überhaupt keinen Gott. Andere wieder — und diese in



der Minderzahl — setzen an Stelle ihrer früheren Idee ein Ideal von göttlichem Gesetz. In einem Strahl von intuitivem Verständnis begreifen sie, daß die Welt durch Gesetz und nicht vom Zufall regiert wird; jenes geordnete und schrittweise Entfalten ist das Gesetz der Seele, das vermittelst der Natur in Erscheinung tritt. Alle, die so denken, ändern den Schauplatz, sie verändern die Gewohnheit ihres Denkens; und entschließen sich, das Gesetz anzunehmen, was es auch bestimmen möge. Sie werden nicht weiter um besondere Gaben bitten. Sie werden nicht mehr versuchen, göttliche Gunst zu lenken. Ihr wilder Egoismus soll das Unendliche nicht mehr bestürmen. Der Drang zum Gebet ist verschwunden. Indem sie in der Resignation ihren Halt finden und im festen Vertrauen ihren Führer, beugen sie ihre Herzen in Stille und wortloser Ergebung. Das Erlöschen ihrer menschlichen Persönlichkeit läßt sie einsam und frierend in den öden Regionen ihres Denkens.

Aber das Herz der Gottheit ist allerbarmend und kann sie nicht darin belassen. In ihrer Dunkelheit strahlt ein Licht. In ihre Stille stiehlt sich eine unhörbare Stimme. Eine zarte Schwingung von ihrer höheren Natur durchbebt sie hoffnungsvoll. Die Fesseln ihres Gemütes fallen ab. Die göttliche Aussöhnung strömt in ihr Herz ein. Es wird ihnen gesagt wie durch einen himmlischen Boten, sie fühlen es, obgleich dem Auge unsichtbar — daß sie beten sollen, wie der große christliche Meister betete, daß der Wille des Allvaters hier auf Erden geschehe, wie er im Himmel des göttlichen Bewußtseins geschieht. O, herrlicher Augenblick! Wie süß ist das Geheimnis, das darin enthüllt wird! Betet, auf daß das Göttliche erreicht werde. Betet, auf daß der zeitliche Wille sich mit dem Einen Willen vereinige. Betet — jedoch nicht, um etwas vom Leben für Euch selbst zu erhalten, sondern auf daß Euer menschliches Sein mit dem göttlichen Sein verschmelze, auf daß in dem Ergießen von Aspiration Ihr mit der unsterblichen Seele in Übereinstimmung kommt.

Unser Gebet hat sich in die Sehnsucht nach dem Un-



endlichen verwandelt, von der jeder Heilige und Märtyrer aus der Fülle seiner Seele gesungen hat. Aber nicht lange vermögen wir uns auf dieser Höhe zu erhalten. Wir werden vom Wirbel des menschlichen Lebens erfaßt und unsern Halt in der göttlichen Welt haben wir eine Zeit lang verloren. Aber jener wundervolle Augenblick schwingt noch im Herzen nach. Und nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Mensch von unerschrockenem Mute seinen Willen zusammenrafft, entschlossen, die Seele zu erreichen. Indem er das tut, erreicht er den ersten Grad der „Meditation": Er versucht jetzt mächtig, aber schweigsam das Gebet der großen Diener des Gesetzes. Durch die Kraft seines Willens, entflammt durch Aspiration, erschließt er die Tore der Seele, eins nach dem anderen.

Indem er das tut, findet er viele Bitten in seinem Herzen laut werden, wenn er nicht in Meditation versunken ist. Aber es sind das nicht mehr Gebete um konkrete Dinge, selbst nicht für andere. Er hat sich der Seele und deren Gesetzen anvertraut, und seine Gebete sind nur Gedanken glühender Aspiration, daß der heilige Wille ganz und gar geschehen, daß die Seele sich weiterhin dem Menschen enthüllen möge. Durch solche Gebete wird eine Tür ins Freie geöffnet, die einen Ausblick in die göttliche Welt gestattet. Das Gebet in seiner höchsten Bedeutung erscheint uns nur als ein Weg zur Annäherung an die Seele. Durch die unaussprechliche Sehnsucht eines solchen Gebetes machen wir unsere Natur für das Eindringen jenes Geistes empfänglich, dessen Bestimmung es ist, das gesamte Universum damit zu erfüllen. Das Gebet, die Bitte, ist zuerst zum Anruf, dann zur stillen Betrachtung jener Kraft geworden, die keinen Namen unter den Menschen hat. Wir erfassen diese Kraft, sobald wir uns bewußt werden, daß die Seele stets dasteht, als ein unermeßliches, ewiges Behältnis für spirituelle Energie; wir sehnen uns darnach, uns mit dieser Kraft zu verbinden, sie anzuziehen, wie die Natur sie anzieht und festhält, bis ihre Zwecke erreicht sind. Menschlich, wie wir inmitten der Menschheit stehen, sehnen wir uns darnach, uns zu einem Ausgangspunkt für



die Kraft zu machen, einer ihrer vielen Brennpunkte zu werden, aus denen sie die sich dort angesammelten Energien ausstrahlt und verteilt. Wir möchten sein, wie uns der Dichter-Philosoph gesagt hat, daß wir sein können, nämlich ein Zugang in das ganze Meer der Seele. Durch die Reinheit unserer Kontemplation verbinden wir uns mit heiligen Sendboten; mit Engeln, mit hohen Dienern des Gesetzes, ganz gleich, wie wir sie benennen. Die unpersönlichen Kräfte unseres Herzens, die dem Altar des Lebens in uns entströmen, haben eine unüberwindliche, ihrer reinen Quelle entspringende Macht, jener göttlichen und heiligen Quelle, der das gereinigte Menschenherz als Kanal, als Prophet oder Priester dient. Bringen wir nun vor dieses göttliche Bewußtsein alles das, was uns als falsch erscheint, so opfern wir es dort auf dem Altar, indem wir bitten, daß der göttliche Wille geschehe; ob Freund oder Feind, ob unaussprechliches Unrecht, Sorgen, Irrtümer, der Mangel der Gerechtigkeit, das Schwinden von Mut und Hoffnung in unserer traurigen niederen Welt — alles, alles das opfern wir der Macht, die alles weiß: Ihr vertrauen wir uns und alle, die wir lieben, an, da die Liebe im Zenith dieser Kraft steht; wir vertrauen uns ihr mit unseren Feinden an, da diese Kraft die Gerechtigkeit und Gnade selbst ist. Und nun wissen wir, daß diese Kraft es ist, die alle Schöpfung mit ihrem Gesang erfüllt, daß ihre Seele in der Musik der Sphären erklingt. Überschauen wir das ganze Gebiet unserer Wünsche, so verwerfen wir einen Gedanken nach dem anderen, weil sie nicht das ausdrücken, was unser Herz erfüllt, und indem wir schließlich an jenem inneren Altar niederknieen, versenken wir uns in das Göttliche und werden ruhig. Unsere erwachte Seele wird sich bewußt — und das mit einer Freude, die kein Mund aussprechen kann — der Vertiefung des Gebetes.

II.

Es wird von Interesse sein zu vergleichen, was zwei Autoren von ganz verschiedener Art über die Wirklichkeit des Wertes des Gebetes sagen. Einer dieser Autoren ist ein Mann



von wissenschaftlicher und literarischer Größe, ein Mann mit offenem Gemüte — Sir Oliver Lodge. Der andere Autor ist eine Frau — die verstorbene Frau Blavatsky. Im höheren Sinne sind beide Wissenschaftler; denn der zweite Autor ist weise in der Wissenschaft des Lebens, der höchsten aller Wissenschaften.

Im „Schlüssel zur Theosophie" schrieb Frau Blavatsky über den Gegenstand des Gebetes, und obwohl ihre Gedanken vielfach mißverstanden und daher mißdeutet worden sind, so können wir doch deutlich erkennen, daß sie an die Evolution des Ideals des Gebetes glaubte. Sie bekämpfte mit großer Heftigkeit die gewöhnlichen Arten des Gebetes (welche sie für selbstsüchtig hielt); sie behauptete, daß wahres Gebet „Willenskraft" ist, und sagte, der Theosoph glaube nicht, daß Gebet eine Bitte ist. „Es ist eher ein Mysterium, ein geheimer Prozeß, durch welchen endliche und bedingte Gedanken und Wünsche in spirituellen Willen umgewandelt werden, da sie unfähig sind, von dem absoluten Geist, welcher unendlich und unbedingt ist, assimiliert zu werden. Ein solcher Prozeß wird „spirituelle Verwandlung" genannt." — Und weiter schreibt sie: „Das Gebet, so wie es jetzt verstanden wird, ist doppelt verderblich: a) Es tötet im Menschen das Selbstvertrauen. b) Es entwickelt in ihm eine noch wildere Selbstsucht, als er schon von Natur aus hat. Ich wiederhole, daß wir an die Vereinigung und gleichzeitiges Handeln im Verein mit unserem „Vater, der im Verborgenen ist", glauben und an seltene Momente von ekstatischer Seligkeit, eine Vereinigung mit dem Universal-Wesen . . ." Dieser Autor, den viele Theosophen für einen Denker von hohem Range ansehen, hielt also die wahre Art und Übung des Gebetes sehr hoch.

In dem letzten Buche, das von Sir Oliver Lodge unter dem Titel „Mensch und Universum" herausgegeben wurde, finden wir gleichfalls Beweise für den Wert des Gebetes. Er hat ein wahrhaft ergebenes Gemüt, das großen Anschauungen über das Universum und die dort herrschenden Gesetze offen steht, — Gesetze, die es von innen und nicht

von außen her regieren. Sir Oliver Lodge schreibt: „Wir kehren so zu unserer ursprünglichen Behauptung zurück, daß die Hauptfrage zwischen Wissenschaft und Glauben auf zwei verschiedenen Anschauungen vom Universum beruht; die eine ist die eines gesetzten und selbstzufriedenen Universums, ohne Ausblicke in oder Verknüpfungen mit etwas Jenseitigem, unbeeinflußt von einem Leben oder Gemüt, abgesehen von einem solchen, das mit einem sichtbaren und fühlbaren materiellen Körper verbunden ist, und die andere Anschauung ist die eines Universums, das allen möglichen spirituellen Einflüssen offen steht, durch und durch erfüllt ist von einem göttlichen Geist, regiert und überwacht ist von lebenden Gemütern, welche durch das Medium des Gesetzes arbeiten, aber so, daß Intelligenz und Liebe hinter dem Gesetze steht, ein Universum, das durchaus nicht gesetzt und selbstzufrieden ist, sondern sensitive Fühler in eine andere übersinnliche Daseinssphäre ausstreckt, wo Gesetze bestehen, von denen die Wissenschaft nichts weiß, die aber ebenso wirklich und mächtig sind, wie diejenigen, von denen das materielle Universum beherrscht wird. ‚Denn nichts irrt vom Gesetze ab.‘ Nach der einen Anschauung ist Glauben kindisch und Gebet absurd, — nach der anderen vermag Gebet Berge zu versetzen, vermögen wir durch Gebet uns als Bürger einer ewigen und glorreichen Kosmogonie von wechselseitiger Hülfe zu fühlen — indem wir von niederen Stufen zu immer höheren Stufen seliger Tätigkeit aufsteigen —, vermögen wir einen Blick zu erhaschen von jenem fernen, göttlichen Ereignis, auf das die ganze Schöpfung zustrebt“ (p. 22 u. f.).*)

Lodge sagt weiter, daß jeder von uns ein großes Reich des Unterbewußten hat, auf das wir nicht aufmerken und nicht aufzumerken brauchen: „Nur sollen wir es nicht verleugnen und uns nicht von seiner erhaltenden Kraft abschneiden. Wenn wir einen Instinkt für Verehrung, für Gebet, für Verkehr mit Heiligen oder mit der Gottheit haben, so wollen wir

---

*) Englische Ausgabe. (D. Red.)

diesem Instinkte vertrauen: denn dort liegt ein Teil des Bereiches der Religion" (p. 48).

Weiter bemerkt er, daß für eine bestimmte Klasse von synthetischen Gemütern das Gebet mit einem geordneten Kosmos zusammenhängt; „denn es mag einen Teil des leitenden und regierenden Willens darstellen; etwas wie der Wunsch der Einwohner einer Stadt nach staatlichem Fortschritt ist vielleicht ein Teil der Kraft, welche diesen Fortschritt endlich hervorbringt, mag die Stadt nun demokratisch oder aristokratisch regiert sein" (p. 65).

Es ist ganz klar, welcher Anschauung vom Universum der Autor seinen Glauben gibt; denn wir finden am Schluß eines Abschnittes folgende Worte:

„Gedenke, daß du ein Teil eines großen geordneten und gegenseitig hilfreichen Kosmos bist, daß du nicht in einem fremden Universum gestrandet oder isoliert bist, sondern ein Teil desselben bist und ihm gleichst, — dann wird deine Kraft der Sympathie vergrößert werden, deine Kraft freier Mitteilung wird geöffnet werden, und die tiefgefühlte Aspiration und Gemeinschaft und Bitte, die wir Gebet nennen, wird so leicht und so natürlich kommen wie Gespräch mit jenen menschlichen Freunden und Verwandten, deren sichtbare leibliche Gegenwart unser gegenwärtiges Leben erfreut und bereichert" (p. 80). Wie bewundernswert ist hier der Glaube vieler Theosophen an einen Verkehr mit jenen großen Dienern und Helfern des Gesetzes beschrieben, die wir die „Meister" nennen!

An einer anderen Stelle identifiziert er Meditation mit Gebet und sagt: „Es mag sein, daß das Gebet ein Werkzeug ist, welches höhere Wesen beeinflussen kann, und daß wir durch seine Vernachlässigung die größte Hülfe für unser Leben und das Leben anderer verlieren." „Auch wissen wir nicht, wie viel von unserer Haltung und Führung abhängen mag" (p. 51). Das alles ist gerade, was H. P. Blavatsky gelehrt hat und ein Satz von Lodge gibt den Kern ihrer Lehre in den Worten wieder:



„Das Reich wahrer Religion und das Reich einer vollkommeneren Wissenschaft sind eins“ (p. 51).

III.

Wenn wir die Arena des Lebens in andachtsvollem Gebet betrachten, so finden wir es heilig, finden es überall von der Seele durchdrungen. In dem hellbraunen Glanze des Baches, in dem Flattern von Vögeln über den Hecken, in dem zunehmenden Wuchse der Bäume, der steigenden Reife des Kornes, der ausatmenden Süßigkeit der Blumen, in dem Fallen der Blätter und dem Schwinden der Jahre, in dem Aufsteigen der Wolken und der Flut sehen wir die Arbeit der Kraft, welche bewußt die Natur von innen der glänzenden Seele entgegen hebt. Wenden wir uns zum Menschen, so sehen wir, daß mit den Strömen von Gebet und Lob, die aus den Herzen der Menschen kommen, die innere Natur sich öffnet und daß auf diesen Strömen das Bewußtsein in Berührung gebracht wird mit jenen göttlichen Sphären, aus denen wie aus einem Ozean der Liebe ewig die Harmonien des Seins fließen. Wenn wir jene ungeheuren Harmonien hören, so verstehen wir ihre Stimmen; wir erkennen, daß der Geist jeden Mittelpunkt und Kern des Lebens wie mit einer rosigen Flamme beseelt, daß die Seele, bereichert und individualisiert im Bewußtsein, bewußt zu ihrer ewigen Quelle zurückzukehren strebt. Diese aufwärts gerichtete Bewegung allen Lebens ist in der Tat die Aspiration des Universums, und in ihrer Evolution erkennen wir die kosmische Vertiefung des Gebetes.





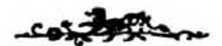


H. P. B. legt den Untergang der „Theosophischen Gesellschaft" in früheren Jahrhunderten den Jesuiten zur Last. Gibt es heute noch Jesuiten innerhalb der „Theosophischen Gesellschaft"?

Nein! Gegenwärtig gibt es keine Jesuiten mehr in der „Theosophischen Gesellschaft", womit ich natürlich jene Organisation meine, welche von H. P. B. im Jahre 1875 in New-York gegründet wurde, und woselbst auch heute noch ihr geistiges Zentrum und ihr Hauptquartier ist.

Dasselbe aber konnte man nicht von der „Theosophischen Gesellschaft" in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts sagen. Damals waren die Jesuiten, oder richtiger der Geist des Jesuitismus sehr an der Arbeit! Wer die Geschichte der „Theosophischen Gesellschaft" kennt, weiß, daß dieser jesuitische Geist sich darin äußerte, daß einige bedeutende Mitglieder der „Theosophischen Gesellschaft" sich hinreißen ließen, entgegen dem Prinzip der „Theosophischen Gesellschaft" (der „Allgemeinen Bruderschaft"), falsche Anklagen und Verleumdungen gegen die beiden Boten der „Weißen Loge" hervorzubringen. Doch, wie die Geschichte gelehrt hat, hatten jene bedauernswerten Mitglieder mit ihrem Vorhaben keinen Erfolg, denn das Prinzip der „Theosophischen Gesellschaft" hatte bereits zu fest Wurzeln gefaßt unter vielen Mitgliedern der „Theosophischen Gesellschaft". Diese ließen nicht zu, daß die Boten der „Loge" verleumdet und der wahre Geist der „Theosophischen Gesellschaft" untergraben wurden; und so kam es, daß jene Wühler, Verleumder und Werkzeuge des antitheosophischen Geistes sich aus der „Theosophischen Gesellschaft" absonderten und ihre eigenen Organisationen schufen, in denen sie jetzt als Autoritäten nach persönlichen Motiven walten. Gekennzeichnet sind jene Organisationen (wenngleich sie sich auch „Theosophische Gesellschaft" nennen) nicht durch den Namen, sondern durch den Geist, der in ihnen herrscht. Nicht der demokratische Geist der „Theosophischen Gesellschaft" (Bruderschaft) waltet in ihnen, sondern der autokratische Geist der nach Macht strebenden „Persönlichkeit"! Keine Anstrengungen werden gemacht, um das Prinzip der „Bruderschaft" zu lehren und im Alltagsleben zu verwirklichen, sondern die Begierde nach Macht wird angestachelt; und zuweilen wird Hellsehen und Hellhören als das höchste zu erstrebende Ziel gelehrt, während der Begriff der „Bruderschaft" als etwas Sentimentales lächerlich gemacht, und der Gebrauch dieses Wortes beinahe verboten wird. Darum: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", sagt ein Meister! – Die „Theosophische Gesellschaft" aber ist seit

jener Krisis von jenen Elementen gereinigt und arbeitet mit allem Ernst an der Betätigung ihres Prinzipes: „Allgemeine Bruderschaft". (Siehe auch den Artikel: „Das Merkmal des Jesuitismus in Nr. 3 des „Theosophischen Leben".)





ZEITGEMÄSSES UND NOTIZEN

Errichtung eines Denkmals für du Prel. – Wir werden um Aufnahme der folgenden Notiz ersucht:

Der „Wiener Leseklub ‚Sphinx' zur Gründung und Erhaltung einer Bibliothek für Okkultismus" beabsichtigt dem am 5. August 1899 in Heiligkreuz bei Hall in Tirol verstorbenen Philosophen Dr. Karl Freiherrn du Prel am Orte seines Hinscheidens ein Erinnerungszeichen zu setzen.

Behufs Regelung der Platzfrage begab sich vor kurzem der Vize-Präsident des erwähnten Vereins, Herr Heinrich Parzer, Revident der Direktionskasse der k. k. Nordbahn-Direktion in Wien, nach Heiligkreuz und erwirkte dort von Herrn Michael Schober, dem Besitzer der Villa, in der Dr. Freiherr du Prel gestorben ist, die uneigennützige Überlassung eines zur Aufstellung des Denkmals geeigneten Platzes in unmittelbarster Nähe jener Villa, sowie auch die bereitwillige Zusage des Bürgermeisters Herrn Alois Purner, seinerzeit das Denkmal in die ortspolizeiliche Obhut der Gemeinde zu übernehmen.

Nachdem nunmehr die Platzfrage gelöst ist und auch bereits eine Anzahl von okkultistischen Vereinen in Berlin, München, Karlsruhe, Hamburg, Hannover, Leipzig und in a. O. die Denkmalsangelegenheit zu fördern sich bereit erklärt hat, wird demnächst der Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für du Prel veröffentlicht werden. Vereine, welche sich die Pflege okkulter Wissenschaften zur Aufgabe gesetzt haben, werden gleichzeitig nochmals eingeladen, wegen seinerzeitiger Unterfertigung des Aufrufes sich bereits jetzt mit der Vereinsleitung des „Wiener Leseklubs ‚Sphinx'" Wien XII., Tivoligasse 54, ins Einvernehmen zu setzen.



Bund für Reform des Religionsunterrichts. – Am 5. und 6. August ist ein Bund für Reform des Religionsunterrichtes in Jena begründet worden. Infolge der religiösen Kämpfe der letzten Zeit ist der Religionsunterricht der Schulen mehr denn je der Reform bedürftig, und dieser Bund, dem Universitätsprofessoren, Geistliche und Lehrer angehören, könnte sich große Verdienste für die Zukunft erwerben. Unzählige Fragen harren der Lösung; in dem Aufruf an die deutsche Volksschullehrerschaft wird eine Anzahl angeführt. Es heißt da: „Ist Religion lehrbar? – Muß unsere Losung sein: „Fort mit dem Religionsunterricht"? – oder „Neugestaltung des Religionsunterrichts"? – Was heißt „Religionsunterricht vom Kinde aus"? — Wie entwickelt sich Religion im Kinde, in Erwachsenen, in der Menschheit? – Wann muß der Religionsunterricht einsetzen? – Haben die alten Stoffe noch Wert? – Wie steht's mit den neuen, mit religiöser Kunst, mit Musik? – Wie ist das Verhältnis zwischen Religionsunterricht und „Moralunterricht"? – Zwischen dem Religionsunterricht der Schule und der Kirche? – Wie stellt sich überhaupt die Schule zur Kirche, zum „Dogma", zum „althergebrachten Katechismusunterricht"? – Konfessioneller oder interkonfessioneller Religionsunterricht? – Dürfen, müssen wir die Ergebnisse der Religionswissenschaft und Bibelforschung, die wissenschaftliche Theologie vor das Kind bringen? – Wie weit geht das „Recht der Eltern" und was heißt „Recht des Kindes"?"



Das Dasein ist ja nur ein Flügelschlag der Zeit,
Und ist es ausgelebt und sinkt zu Grabe
So blüht ein neues auf zu neuem Streit,
Zu neuem Leiden, Schaffen, Lieben.
Das ist im größten Buch geschrieben,
Daß nichts vergeht. Nur hin und wieder wallt
Des Daseins wechselnde Gestalt.

(Inschrift auf dem Grabmal Prof. Dr. Max Haushofers,
Fraueninsel im Chiemsee.)







Laotse, Taoteking. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm.

Der neulich erschienenen Übersetzung von Konfutses „Gesprächen" läßt der Verlag Eugen Diederichs hier Laotses Taoteking folgen. Als Probe der Wilhelmschen Übersetzung geben wir an anderer Stelle dieses Heftes einige Abschnitte des Werkes wieder. Besonders hinweisen möchten wir auf das Poetische der Übersetzung, auf das zu achten uns schon Viktor v. Strauß gelehrt hat. Man lese nur den Abschnitt 20, woraus ich folgende Zeilen anführe:

O Einöde, habe ich noch nicht deine Mitte erreicht?
Die Menschen der Menge sind strahlend,
Wie bei der Feier großer Feste,
Wie wenn man im Frühling auf die Türme steigt:
Ich allein bin unschlüssig, noch ohne Zeichen für mein Handeln,
Wie ein Kindlein, das noch nicht lachen kann!
Ein müder Wanderer, der keine Heimat hat!
Die Menschen der Menge leben alle im Überflusse:
Ich allein bin wie verlassen!
Wahrlich, ich habe das Herz eines Toren!
Chaos, ach Chaos!
Die Menschen der Welt sind hell, so hell:
Ich allein bin wie trübe!
Die Menschen der Welt sind so wißbegierig:
Ich allein bin traurig, so traurig!
Unruhig, ach, als das Meer!
Umhergetrieben, ach, als einer, der nirgends weilt!
Die Menschen der Menge haben alle etwas zu tun.
Ich allein bin müßig wie ein Taugenichts!
Ich allein bin anders als die Menschen:
Denn ich halte wert die spendende Mutter.

Kann man sich das schöner übersetzt denken? Ob die Form allerdings nicht manchmal dem Inhalt geschadet hat, ist eine andere Frage. Ich führe nur den einen Punkt an: Wilhelm übersetzt Tao im Anschluß an Goethes Faust mit „Sinn"; Charles Johnston identifiziert in seiner Abhandlung über die „Religion Chinas" Tao mit Atma. Und in der Tat, – wenn



man an den verschiedenen Stellen Atma statt Tao in den Text setzt, so erhält man überall den gewollten Gedanken. F.

Die Christusmythe. Von Prof. Drews. II. Teil.

Es ist ein Buch, von dem man nicht einfach sagen kann, es wäre falsch, aber ebensowenig es wäre richtig. Meiner Ansicht nach kann die Tradition und können selbst Dichter so große Gestalten, wie Jesus und Buddha es sind, nicht komponieren. Man kann sie nicht mit Steinhügeln vergleichen, die wachsen, indem man Stein auf Stein zusammenträgt; das sind von der Natur hervorgebrachte Gletscher, die man kaum in ihrer Ganzheit kopieren kann. Die Bergpredigt Christi und andere Fragmente seiner Lehre stammen, meiner Meinung nach, von einer gewaltigen führenden Person her. Es gibt keine Bewegung ohne überwältigend hervorragende Führer; nur Sozialisten, denen ein solcher Individualismus unangenehm ist, können daran glauben, daß aus einem Milieu etwas Großes entstehen kann. Christus hat gelebt trotz Professor Drews. Aber die liberale theologische Forschung ist selbst schuld daran, daß Christi Leben geleugnet wird. Ihre Unfähigkeit, in Christus sowohl, als in den übrigen Sonnengöttern die Inkarnationen des Logos zu finden, hat sie in die Notlage gebracht, deren bestes Dokument dieses Buch ist. Der philosophische Teil dieses Werkes ist von nicht geringem Werte. Alles in allem, ein Buch, das Freunde und Feinde der Drewsschen Theorie gerne lesen werden. Zur Klärung der Situation hat es unbedingt viel beigetragen, wenn auch nicht so, wie es sich der Autor dachte.

X. Y. Z.

Auf dem Wege nach Atlantis. Von Leo Frobenius, Chef der deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition. In Leinenband M. 15,50.

„Troja ward wiedergefunden, Benin ward bestätigt, Atlantis und sein Wesen soll und kann wieder entdeckt werden." Das sind hoffnungsvolle Worte, die Frobenius im ersten Kapitel seines Werkes ausspricht. In diesem Bande erzählt uns Frobenius, durch welche Erwägungen er auf seinen Weg nach Atlantis getrieben wurde, er erzählt uns seine Ausfahrt, seine erste Entdeckung in Atlantis-Afrika; er erzählt es spannend und mit großer Kunst, wie er sich ja auch sonst als Schriftsteller schon mit Erfolg betätigt hat. Der vorliegende Band wurde September 1910 abgeschlossen; seine entscheidenden Entdeckungen hat er Ende jenes Jahres gemacht und ihnen soll bald ein zweiter Band gewidmet sein. Wir haben unsere Ansichten über diese Entdeckungen bereits dargelegt („T. L." Mai-Heft) und daß wir seine Verlegung von Atlantis nicht annehmen können; deshalb brauchen wir hier nicht weiter darauf einzugehen. Der Wert von Frobenius Forschungen besteht für uns darin, daß er als erster den wissenschaftlichen Bann gebrochen hat, der über Atlantis bisher lag.

Das Werk ist vom Vita-Verlag (Berlin) hervorragend ausgestattet wórden, mit Textillustrationen, Bildertafeln und Karten. B.

Brief an einen Hindu. Von Leo Tolstoi. Mit Vorwort herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Preis br. M. 0,60.



Wer ein gutes Beispiel haben will, wie nahe Tolstoi den theosophischen Bestrebungen kam, der mag diese Abhandlung lesen, die vom 14. Dezember 1908 datiert ist. Tolstoi zitiert Bhagavad-Gita und Upanischaden, sowie die Bibel. Das Werk ist mit einer vorzüglichen Einleitung des uns allen bekannten Dr. Eugen Heinrich Schmitt versehen. B.

Bleibet Christen! Ein Mahnwort an alle Spiritisten, oder: Gedanken über eine neue Reformation des Christentums. Von Georg Sulzer, Kassationsgerichtspräsident a. D. Preis br. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Himmel auf Erden. Von Dr. Ed. Lauterburg. Preis br. Mk. 2,40.

Ein Berner Roman, zum Teil im Dialekt geschrieben, — der das Ringen eines Pfarrers zur Freiheit darstellt. Das Werk trägt die Schlichtheit und den Seelenadel von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", und ist eine würdige Werbeschrift für das Ideal des Verfassers — eine Bodenbesitzreform. B.

Ein wissenschaftliches, philosophisches und praktisches **Kochbuch für Gesunde und Kranke.** von dem bekannten Arzt und Sanatoriumbesitzer Dr. Wilhelm Hotz, ist uns zugegangen. Der Vegetarismus wird wissenschaftlich durch Wort und Bild bewiesen; und die Verdauung, Nahrung und Hygiene ausführlich besprochen. Die reizenden farbigen Bilder der eßbaren Produkte des Pflanzenreichs wirken geradezu verführerisch; ein Speisezettel für jeden Tag im Jahr wird jeder Hausfrau willkommen sein; die schlimmsten chronischen Krankheiten werden besonders diätetisch berücksichtigt. Dies alles, außer den vielen ausführlichen und leichtfaßlichen Kochrezepten, bietet das auf feines Papier gedruckte, schön ausgestattete Werk, das wir bestens empfehlen. Preis M. 3,50. Z.

Wir bestätigen den Empfang von „**Ärztliche Mitteilungen**" und möchten hierdurch unsere freudige Anerkennung der Ziele dieses Blattes aussprechen. Unter der redaktionellen Leitung von Dr. med. Wolfg. Bohn, der uns allen bekannt ist als ein Schriftsteller, welcher seine Kräfte dem Dienste der Menschlichkeit widmet, leisten diese Mitteilungen Hervorragendes, indem sie wissenschaftlich gegen die modernen Feinde der Menschheit: Vivisektion, Alkohol, Impfung und Tierquälerei, vorgehen. Z.







Die Jahres-Konvention der Theosophischen Gesellschaft.

Abgehalten zu New-York am 29. April 1911.

Kurzer Auszug des Berichtes im Quarterly, Juli 1911.

Die folgenden Zweige waren auf der diesjährigen Konvention vertreten:

Aurora, Oakland, Cal.,
Baltimore, Baltimore, Md.,
Blavatsky, Washington, D. C.,
Boston, Boston, Mass.,
Cincinnati, Cincinnati, O.,
Dayton, Dayton, O.,
Denver, Denver, Colo.,
Detroit, Detroit, Mich.,
Fort Wayne, Fort Wayne, Ind.,
H. P. B., Toledo, O.,
New-York, New-York, N. Y.,
Pacific, Los Angeles, Cal.,
Providence, Providence, R. I.,
Queen City, Seattle, Wash.,
Shila, Toledo, O.,
Southern, Greensboro, N. C.,
Indianapolis, Indianapolis, Ind.,
Middletown, Middletown, O.,
Stockton, Stockton, Cal.,
Syracuse, Syracuse, N. Y.,
Toronto, Toronto, Canada,
Unity, Indianapolis, Ind.,
Venezuelan, Caracas, Venezuela,
London, London, England,
Newcastle, Newcastle-on-Tyne, England,
Karma, Christiania, Norway,
Arvika, Arvika, Schweden,
Berlin, Berlin,
Nordberlin, Berlin,
Dresden, Dresden,
Flensburg, Flensburg,
Neusalz, Neusalz,
Suhl, Suhl,
München, München,
Steglitz, Steglitz.

Der Vorsitzende des Exekutiv-Komitees, Herr Charles Johnston, wies in seiner Begrüßungsansprache auf die Gefahren hin, welche über den Perioden des Gedeihens im Leben der Theosophischen Gesellschaft lauern, wie wir einer solchen Periode allem Anscheine nach entgegengehen.

Seinen Bericht begann Herr Johnston mit den Worten: Glücklich das Land, das keine Geschichte hat; im selben Sinne ist glücklich das



Jahr, in welchem das Exekutiv-Komitee keinen Bericht zu geben hat. Die verflossenen Jahre waren voll von Arbeit zur Bildung der internationalen Organisation der Theosophischen Gesellschaft, der Revision ihrer Konstitution und der Wiederherstellung ihres ursprünglichen Namens. Alle diese Arbeit ist jetzt glücklicherweise beendet, und es bleibt nun das ruhige und ständige Wachstum der Gesellschaft übrig. Herr Johnston führte sodann den Mitgliedern die große Verantwortlichkeit vor Augen, die mit dem Eintreten so vieler neuer Mitglieder verbunden sei. Was tut die Theosophische Gesellschaft, was tuen die älteren Mitglieder, um diesen neuen Mitgliedern ein reines Verständnis unseres Ideales und unseres Zieles, der theosophischen Methode und des theosophischen Geistes mitzuteilen, damit diese Mitglieder in Wahrheit ein Teil des Lebens der theosophischen Bewegung werden?

Der Bericht des Sekretärs, Frau Ada Gregg, zeigte einen Zuwachs von 156 neuen Mitgliedern, die sich, wie folgt, auf die einzelnen Länder verteilen:

Ver. Staaten Nordamerika 50, Südamerika 46, Deutschland 44, England 9, Norwegen 2, Schweden 2, Österreich 2 und Canada 1.

Der Schatzmeister, Herr Mitchell, konnte zum ersten Male eine Bilanz ohne Defizit, ja sogar mit einem Überschusse vorlegen, welches Resultat dem System der Sparbüchsen zuzuschreiben ist, das von den Mitgliedern so rege verwirklicht wurde.

Dem Herausgeber des Theosophical Quarterly, Herrn C. A. Griscom jr., wurde in enthusiastischen Worten der Dank für seine Arbeit und die geschickte Leitung dieser Zeitschrift ausgesprochen, die in so wunderbarer Weise die Arbeit und den Geist der Gesellschaft widerspiegelt. Herr Griscom war bescheiden genug. das ihm gespendete Lob auf seine Mitarbeiter, in erster Linie Herrn Johnston, zu übertragen.

In der Nachmittag-Sitzung wurden die eingelaufenen Telegramme und Begrüßungsschreiben verlesen, und Herr Johnston nahm hier Gelegenheit, den deutschen Zweigen ein Lob zu spenden. Die von Dresdener Mitgliedern im „Theosophischen Leben" veröffentlichten Arbeiten über Wagners Musikdramen und über die Edda wurden als originelle und nützliche Arbeiten hervorgehoben, ferner die Organisation so vieler Zweige, als Sprößlinge der alten Zweige, die Methode der Studienklassen und vor allem die Hingebung, welche die deutschen Mitglieder für die theosophische Arbeit bewiesen.

In den Berichten und Begrüßungsschreiben der einzelnen Zweige machte sich auch die von Herrn Johnston eingangs seines Berichtes als „glückliche" bezeichnete Tatsache fühlbar, nämlich, daß „kein Bericht zu geben war". Überall nimmt man das stille, ruhige Wachstum wahr, überall ist sichtbar, wie an der inneren Vervollkommnung gearbeitet wird, überall fühlt man die Stille und das Schweigen, in dem allein wahres Wachstum möglich ist. Und somit bieten diese Berichte, so



wichtig sie auch sind, um diese Tatsache uns vor Augen zu führen, und so erhebend sie auch wirken, doch wenig interessante Einzelheiten, die in diesem Auszuge aufgeführt zu werden verdienten.

Am Abend fand die gewöhnliche Zweigversammlung des Zweiges New-York statt, an welcher die Abgeordneten teilnahmen. Im Laufe der Diskussion hatte Herr Johnston Gelegenheit, das Folgende auszuführen, von dem wir hier einen zusammengedrängten Bericht geben:

Es gibt scheinbar zweierlei Ansichten über die Arbeit eines Theosophen oder eines Mitgliedes der Theosophischen Gesellschaft: Die erste und naheliegende ist die, daß wir eine Lehre zu bringen haben, genau wie eine Kirche, oder eine sektiererische Religion, wie der Islam, eine Lehre bringt, welche die Welt in Gläubige und Ungläubige, Treue und Untreue teilt. — Die zweite Ansicht ist, daß wir keine Lehre, sondern einen lebenden Geist zu bringen haben.

Herr Johnston machte dann seine Ansicht an Hand eines Gleichnisses klar, das ihm ein auf dem Tische der Versammlung stehender Blumenstrauß darbot, auf den die Strahlen weißen elektrischen Lichtes fielen. — In diesem weißen Lichte, das in sich alle Farben vereinigt und enthält, baden die Blumen und ziehen aus ihm genau diejenigen Strahlen, welche sie brauchen, um jede ihre eigentümliche besondere Schönheit zum Ausdrucke zu bringen. — Wollte man den Blumenstrauß in ein Licht bringen, das nur eine besondere Farbe hat, so würden nur die Blumen, welche dieselbe Farbe des Lichtes hätten, in ihrer wahren und natürlichen Farbe erscheinen, während alle übrigen Blumen entstellt sein würden. — So, meinte Herr Johnston, sollten auch wir unserer Umgebung nicht eine Lehre bringen, nicht irgend ein bestimmtes Licht, sondern das weiße Licht des Ewigen Tages. Dann wird jedermann von diesem Lichte genau diejenigen Strahlen sammeln, die sein eigener Geist gebraucht, der in dieser gleichmäßigen Bestrahlung seinen wahren Wert zeigen wird. — Das erstere wäre das Bild eines sektiererischen Gemütes, und wer ein Sektierer wird, hört auf ein Theosoph zu sein. Nur indem wir die Wahrheit nehmen, wie sie von allen Religionen und allen Rassen kommt, erhalten wir den wahren Glanz der spirituellen Sonne. Deshalb wollen wir keinen einfarbigen Strahl, sondern reines Sonnenlicht bringen, nicht eine Lehre, sondern den Geist des Lebens selbst.

Am Sonntag hielt Herr Charles Johnston einen öffentlichen Vortrag über das Thema „Theosophie und die großen Religionen“.



Herr Charles Johnston in Deutschland.

Fünf Jahre sind verflossen, seitdem im Jahre 1906 Mr. Johnston in Deutschland gewesen war; und erst in diesem Jahre konnte er seinen von vielen Mitgliedern der „T. G." erwarteten Besuch wiederholen. Er reiste über Frankreich und die Schweiz nach München, Wien, Dresden, Berlin, Christiania, Stockholm, Flensburg und über Großbritannien nach New-York zurück. – Natürlich war dies keine Propagandareise in dem Sinne, wie dies Wort gewöhnlich gebraucht wird; denn wer Mr. Johnston kennt, wird wissen, daß er keine Propaganda für die „T. G." macht. Er denkt nicht daran, Mitglieder für die „T. G." zu werben, sondern im Gegenteil, rät er vielfach vom Eintritt in die „T. G." ab und fordert auf zu warten, bis das innere Bedürfnis zum Eintritt stärker und wirklich lebendig geworden ist. – Der Zweck seiner Reise war vielmehr, seine alten Freunde und Mitarbeiter zu besuchen, ihnen zu helfen in ihrer Arbeit, das Geistige in der Menschheit zu erwecken und auch neue Freunde und neue Mitarbeiter zu gewinnen. Wohin Mr. Johnston gekommen ist, da hat er Kraft und Leben hinterlassen und einen Impuls für innere Arbeit; denn er tat nichts, gar nichts, ohne die Tat, die Worte etc. in Verbindung mit dem inneren und geistigen Leben zu bringen. Daher kommt es, daß mancher (wenn nicht alle), der sich mit ihm hat unterhalten können, das Gefühl gehabt hat, daß ihm sein inneres Leben durch Mr. Johnston erschlossen worden ist.

Unsere besten Wünsche geleiten ihn auf seiner Rückreise, verbunden mit der Hoffnung, daß es ihm recht bald wieder möglich sei, uns zu besuchen, um persönlich zu sehen, ob und wieviel von der Saat aufgegangen ist, die er in diesem Jahre gesäet hat.

Mr. Charles Johnston in Berlin. – Wir hatten das große Vergnügen und die Ehre, Mr. Charles Johnston aus New-York, den Vorsitzenden des Exekutiv-Komitees der „T. G.", am Mittwoch, den 11. September im Kreise der Mitglieder der „T. G." Zweig Berlin zu sehen und zu hören.

Der gemeinsame spirituelle Mittelpunkt, der alle Mitglieder der „T. G." verbindet, strahlte heller und wärmer als je an diesem Abend und erweckte in allen, die an dem Abend teilnahmen, das Gefühl brüderlicher Einheit.

Als Thema des Abends war angesetzt ein Vortrag von Mr. Johnston, den er in Amerika gehalten hat und der unter dem Titel „Die Theosophische Methode" im Druck erschienen ist. – Nach der Vorstellung begrüßte der Gast die Versammlung mit folgenden Worten: „Heute habe ich das Privileg, in doppelter Eigenschaft zu Ihnen zu sprechen: in offizieller, als Vorsitzender des Exekutiv-Komitees der „T. G.", und als individuelles Mitglied der „T. G.". Meine offizielle Ansicht kommt in der nachfolgenden Verlesung zum Ausdruck, zuvor möchte ich Ihnen meine persönliche Ansicht über die theosophische Bewegung zum Ausdruck bringen.

„Die theosophische Bewegung ist ein lebender Beweis für die Unsterblichkeit. Sie lehrt allen, die es lernen wollen, die Unsterblichkeit. Sie



wurde von Unsterblichen gegründet. Es ist meine persönliche Überzeugung, daß die unsterblichen Wesen die theosophische Bewegung von Anfang an unterstützt haben und sie bis zu diesem Augenblick unterstützen. Die Botschaft, die die theosophische Bewegung jedem bringt, ist in die Worte zu fassen: „Ihr seid unsterbliche Wesen." Wenn wir uns dies klar machen, werden alle Schwierigkeiten der Menschheit verschwinden. Wenn wir erkennen, daß wir unsterbliche Wesen sind, werden alle Sorgen des menschlichen Lebens in Frieden verwandelt. Alle Gegensätze werden in Einheit aufgelöst. Der Haß wird zur Liebe. Daher ladet uns die theosophische Bewegung ein, anzuerkennen, daß wir unsterblich sind, ladet uns ein, unsere Sorgen in Freuden zu verwandeln und unsern Haß in Liebe. Dies ist nach meiner persönlichen Ansicht der Zweck der theosophischen Bewegung, und an Ihnen ist es, dieser Einladung zu folgen."

Nach der Verlesung des Vortrages wurde eine Pause gemacht, darauf beantwortete Mr. Johnston einige Fragen in knapper, treffender Form. Er führte in diesen Beantwortungen aus, daß bisher die Menschen die Persönlichkeit, das Instrument der Seele, entwickelt haben wie ein ausübender Musiker anfangs nur auf sich selbst und auf sein Instrument bedacht ist, ohne sich um andere zu kümmern. Nun aber müssen wir lernen, diese Instrumente in Harmonie mit anderen zu spielen, wie in einem Orchester, und deshalb wird jetzt das Vereinigende unter den Menschen in den Vordergrund treten, während bisher das Trennende dort stand. Auf die Frage, ob das Christentum jemals einen Teil des Okkultismus bilden würde, antwortete er, daß, wenn unter Okkultismus das Wissen der Geheimnisse von Leben und Tod verstanden wird, er die Frage bejahen könne, da der Meister Jesus diese Geheimnisse kannte, diesen Gesetzen gemäß lebte und arbeitete und sie seinen Jüngern lehrte. Der Abend wird uns solange als strahlender Punkt in unserem Gesellschaftsleben und für viele auch in ihrem Privatleben in Erinnerung bleiben, bis ein noch schönerer Abend gelegentlich eines zukünftigen Besuches unseres Freundes diesen überstrahlen wird. Herr Johnston sprach englisch und Herr Raatz übersetzte es gewandt ins Deutsche.

Quittungen.

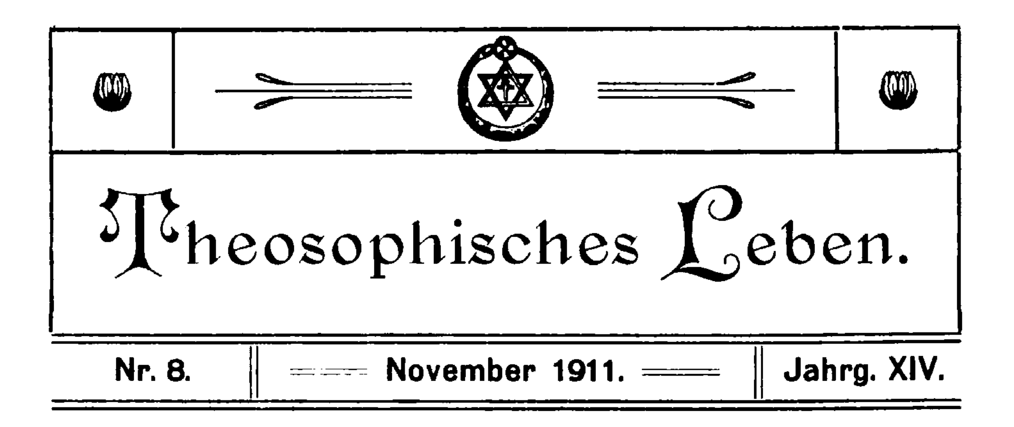
Zweig Nordberlin 20 M.; Zweig Steglitz 14 M.
Dankend quittiert

der Schatzmeister Ernst John.

(Vom 1. Oktober ab ist meine Adresse: Berlin-Lankwitz, Kaiser Wilhelm-Straße 122, II.)



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.


Theosophisches Leben.

Nr. 8. November 1911. Jahrg. XIV.

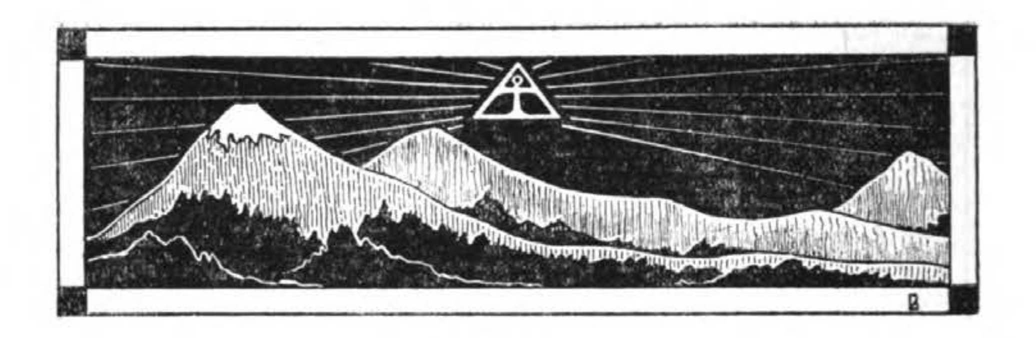
Des Menschen dreifache Nahrung.

Körper, Geist und Seele erhalten ihre Bestandteile wie ihre Nahrung aus ihrem Ursprung: Der elementische Leib nämlich aus der äußeren elementischen Welt, der siderische Geist aus der astralischen Welt durch geistige Einflüsse und Einbildungen, die unsterbliche Seele endlich, als göttlichen Ursprungs, aus dem Wort Gottes, dem Glauben und dem heiligen Abendmahle.

Körper, Geist und Seele zehret, jedes aus dem Elemente, aus welchem es hervorgegangen ist, verändert das davon Eingenommene in das, was ihm gebricht, und zieht daraus, was ihm zur Selbsterhaltung nützlich und notwendig ist, wie der Magnet aus dem Eisen seine Erhaltung, Gesundheit und Völligkeit zieht. Denn die rechte Nahrung jedes Wesens ist doch immer nur, was es selbst ist, und der Nahrungsprozeß ist nicht etwa nur eine Ausfüllung der Leere, sondern auch eine Erhaltung der Form.

Durch den Genuß des heiligen Abendmahls nähren und kräftigen sich die in Christo wiedergeborenen Gläubigen einen neuen geistigen Leib für das zukünftige Leben. Aus der Substanz des Sohnes Gottes, welche vom Himmel herabsteigt und unsere Speise wird, erwächst in uns ein neues Fleisch und Blut, in welchem kein Tod, sondern ewiges Leben ist; und in diesem Fleische sollen und werden wir auferstehen und Gott unseren Erlöser schauen.

Paracelsus.



Gedanken eines Laien über ästhetische Wahrheit und Lüge.

(Besonders in der Baukunst.)

Von Beowulf.

Ein Winterbild! Aus einem Tannenwald heraus blickst du in die Schroffen eines großen Steinbruchs. In mehreren Terrassen und in vielen Überhängen baut er sich empor, bis ihn oben wieder Tannengrün und Himmelsblau abschließen. Aber der Winter hat in dies gewohnte Bild mit sicherer Hand hinein gekünstlert, daß du ergriffen stehst. Herab von allen Überhängen, von allen Schroffen und Terrassen hängt es in glitzernder, durchsichtiger Pracht, steigt herab in Reihen von regelrecht zunehmenden Eiszapfen; verhüllt dort steinerne Höhlen, setzt sich hier fort wie eine Melodie in höheren Tonfolgen und steigt wieder hinab bis zum Grund, übergehend in mächtige Kristallsäulen und erstarrte Bäche — — — Und wieder hinauf steigt der Blick bis zu den zartesten Gebilden oben, die vielleicht gerade ein letzter Sonnenstrahl rötet — —

Ein Kunstwerk hast du gesehen — und ein Kunstwerk, an dem jede Kritik von vornherein versagen muß. Es ist ein Schaustück, dessen Schöpfer nie, höchstens das schauende Publikum als unzulänglich befunden werden kann. Und doch, warum ist dies Bild von so unnachahmlich sicherer Schönheit; spricht da die Summe eines gedanken- und erlebnisreichen Künstler-Daseins zu uns? — Gewiß nicht — nur die

Schwerkraft lag im Widerspiel mit der erstarrenden Kälte; beide stritten sich um das Gewässer, das die regellos scheinenden Steintreppen hinunter stürzen wollte und mitten in solchem Streben seine Flüssigkeit verlor. — — — Ein einziges zwingendes Grundmotiv von der einen, ein zweites von der anderen Seite — und eine demantene Riesenorgel baut sich vor unserem staunenden Blick auf, eine Titanenleier, die selbst nur ein zum Kristall geronnenes Tönespiel aus der Urzeit scheint.

Zwei Kernsprüche sind eingemeißelt in den Marmor eines Künstlerheims, das sich ein Eigener vor einer Reihe von Jahren in ländliches Grün gebaut hat. Zu deutsch bedeuten sie: „Ohne Kunst, ohne Liebe gibts kein Leben" — der andere: „Der Kunst einziges Gesetz ist die — Notwendigkeit." Das Zwingende des letzteren Spruchs näher zu deuten, soll die Hauptaufgabe dieser Zeilen sein.

Jeder Strebende und Schaffende, jeder Lenkende und Regierende hat es sattsam erfahren, daß in ihm stets zwei Notwendigkeiten streiten: eine, die von unten kommt, und eine, die ihn von oben zu bestimmen sucht — eine Notwendigkeit aus dem Alltag, aus der Masse der Vielen, aus des Lebens materieller Notdurft heraus, und eine aus einer anderen Ordnung der Dinge, aus dem überirdischen Teil seines Wesens stammende, aus unserem Glauben, Sehnen, Hoffen nach einer Welt, frei von Erdenstaub und -schmutz und Erdenschwere. Das kann der König und der Staatsmann so gut wie der Offizier und der Beamte erfahren, — vor allem aber weiß es der Künstler, der mit dem Material, mit der Technik, mit seinen äußeren Mitteln erst einen Titanenkampf siegreich bestanden haben muß, ehe er etwa einen solchen Titanenkampf zu Stein oder Farbe oder Ton werden lassen kann. Die Außenwelt zwingt ihm solchen Streit auf — er aber adelt diesen Krieg und kommt über ihn hinaus dadurch, daß er ihm künstlerische Gestalt gibt, ihn hinausversetzt, hinausgebiert aus seinem wehen Innern in die Welt. Dort werden dann die Mitmenschen von einem Abglanz seiner Glut getroffen und fühlen es mit, woraus seine Schöpfung ent-



sprungen, — soweit sie selbst mitstreiten und darum mitleiden, doch nicht selbst den erlösenden, entsündigenden Ausdruck ihres Leidens finden können! Der Künstler kann's, dem ein Gott die ungeheuren Seelenkämpfe schickt und ein andrer dafür es gibt, „zu sagen, wie er leide". — Aus solcher Not entsteht die Notwendigkeit, etwas wie eine neue Natur, eine höhere, bedeutsamere Oktave zu den untermenschlichen Schöpfungen der Außenwelt, aber zwingend und fesselnd wie jene.

Das ist aber der hohen Kunst Allererstes und -letztes: Wahr zu sein, d. h. von Innen hinaus zu schaffen, nicht unzählige erheuchelte Gefühle als Ornamente von Außen zusammenzukleben, um ein reiches Innere vorzutäuschen. Dazu muß aber vor allem schon ein großes, bemerkenswertes Innenleben da sein. Wo dies vorhanden ist und seinen Reformationskrieg mit seiner Umgebung führt, da entsteht Zielstreben, Richtung, Einheitsregung, Maßerkenntnis und Maßhaltung, da entsteht Stil. „Wir" haben jetzt keinen äußeren Stil im Ausdruck, weil wir keine klare Richtung haben. Aber — wir kämpfen drum mit all' unseren Kräften!

Alle Dinge haben zwei Eltern. Die Ursachenkette, welche die Dinge schuf, war ein steter Kampf; Kampf aber ist nur das Widerspiel der beiden Weltgeschlechter. Das „Mütterliche" wirkt auf alles Geschehen aus der Tiefe, das „Väterliche" aus der Höhe; so wird in Allem das Schwere, Harte, Dunkle und Kalte vom belebenden, noch aber formlosen Geist durchglüht, geschmolzen, gegossen in leichte, lichte Geistformen, in lebendige Körper, in Kunstwerke. So stammen all' die Werke der Natur, die Dinge und Geräte des Alltags, unsere Gebäude — ja selbst die Ereignisse der Weltgeschichte von zwei Seiten her; und alle tragen den Stempel der Kreuzung, aus der sie entsprangen. Jedes Werk im Völkerleben hat so seine realistisch-ökonomische Auslegung, (die an sich ganz richtig ist) — und es hat zugleich seine ideale Begründung unter der Annahme eines nicht blinden, sondern „voraussehenden" Schicksals. Jeder Krieg, jede Revolution, jede Reichsgründung hat so ihre zweierlei Daseinsberechtigung.



Und — auf anderem Gebiet — ist's z. B. ebenso richtig zu sagen, daß die Sehmöglichkeit aus der gegebenen Augen-Anlage, die Denkfähigkeit aus dem so und so gearteten Gehirn entspringe, als das Umgekehrte: Der Drang zu schauen und zu denken habe Auge und Gehirn erst geschaffen.

Auf die Kunst im allgemeinen angewendet, heißt das: Auch sie hat eine „Seele" und einen „Leib", ein Befruchtendes und ein Austragendes, Gebärendes. Die seelische, „heilige" Kunst senkt sich von oben herab, wie der Stalaktit in der Tropfsteinhöhle — das Profane, Erdenrüchige, Sinnenfällige am Schönheitsschaffen will emporsteigen gleich dem Stalagmiten, wie das Geschöpf zum Schöpfer. Beide aber wollen sich finden, verbinden zur Säule, die Tiefe und Höhe zugleich auseinanderhält und vereint. Das wollten sie wenigstens ursprünglich. —

So löst sich der Streit — in der Theorie! In der sogenannten Wirklichkeit aber ist er recht bitter und unausweichlich. Und die Architektur war die erste Kunst, schon nach ihrem Namen, die aus diesem Streit hervorging. War nun das erste gebäudeartige Ding ein göttlich-kindliches Spielen, das Emporstreben der Seele auszudrücken, — oder aber eine brutale Nötigung, sich gegen Wind und Wetter und Untiere zu schützen? Niemand kann es uns sagen; und nie wird ein archäologischer Beweis darüber gelingen, ob die Kunst „von oben" oder „von unten" kam. — Ebensowenig kann ja die Frage, ob die Moral, die Religion göttlichen oder tierischen Ursprungs sei, ob die Vernunft vom Himmel gefallen sei oder sich aus der Erdennotdurft entwickelt habe, ob der Mensch (als Ganzes) entweder aus überirdischen Gefilden stamme oder allein von den Nöten des Diesseits zusammengeleimt ward, jemals vom Verstand oder der Erfahrungswissenschaft eindeutige Antwort finden. Beide haben — jedes in seiner Art — recht: denn jedes Ding hat eben einen Vater und eine Mutter.

So sei es denn kühnlich herausgesagt, der Spruch: „artis sola domina necessitas" kann und muß zweierlei bedeuten. Es kann die harte Not der Erde gemeint sein, die uns zwingt,



Dämme, Wetterschutzdächer, Abzugskanäle, Maschinen und — Hundehütten zu bauen, — er kann aber auch die heilige Not des Menschengeistes bedeuten, der fliegen möchte und noch immer seine Sehnsucht bloß in Türmen und goldenen Kuppeln emporschicken kann zum Himmel, aus dem er gefallen zu sein glaubt. Das ist die Notwendigkeit von oben. Und die Baukunst, die Architektur drückt eben diesen Widerstreit vielleicht am naivsten, doch am wuchtigsten aus. Sie soll ja, nach Schopenhauer, der Kampf sein der Starrheit, die sich nach oben türmt, mit der Schwere, die nach unten zieht.

Je reicher gegliedert ein Bau ist, je mehr er seinen Daseinszweck in seiner technischen Anlage, in seiner Gestaltung zur Schau trägt, je wahrer seine Linienführung, so mehr wird er jenen Kampf zwischen dem Zuge nach oben und dem nach unten darstellen. Ein gotischer Dom ist so vielleicht das leuchtendste Beispiel dieses ewigen Krieges der lichten Oberwelt mit der dunklen Tiefe, eine versteinerte Symphonie von jenem Kampfe, den die Edda, die Götterdämmerung so gut wie die griechische Mythe, die Bibel wie die altindischen Epen wiederspiegeln. Der Betrachtende fühlt sich da wohl zuzeiten selbst mitschaffend an solchem Kunstwerk, wie sonst nur bei den packenden Rhythmen des Dramas oder der Musik. Des Schaffenden Erlebnisse werden zu unseren eigenen — so sollte es wenigstens auch in der Architektur, der „gefrorenen Musik" sein. Aber dann dürfen Auge und Verstand nur Werkzeuge der genießenden Seele sein, wie sie auch nur Werkzeuge der schaffenden sein können — wenn man Bauwerke überhaupt genießen will. Weder der Praktiker, noch der bloße Rechner „hat etwas" von einem Bauwerk; und auch nicht der bloße Sinnenmensch: dem kann höchstens die Ornamentarchitektur etwas geben. Nur wer da mehr fühlt, wer eine Seele sprechen hört aus dem Ganzen zu seinem eigenen Ganzen, kann sagen, er habe den Bau geschaut, er sei ihm Erlebnis, Ereignis geworden. Denn nur dann konnte er ihn zu seinem Eigen machen.

Verstand, technische Kenntnis braucht es freilich auf jeden Fall — ob nun das Bauwerk nur für die Sinne und das leib-



liche Behagen geschaffen wird — oder für das seelische; ob die eine oder die andere der obigen Forderungen das erste Wort hat. Aber das gibt zweierlei „Grundstile" und nur diese zwei, — gültig für die ganze Architektur, — ja für jede Kunst: ob nämlich die profane oder die heilige Not darin zur Tugend gemacht wird. Und die Aufeinanderfolge der großen Kulturen, der Völkerkreise, wie auch die Stilentwicklungen im Einzelvolk stellen nur ebensoviel Annäherungen zum oder Entfernungen vom reinen Streben, Reinigungen oder „Infektionen" durch profanierende Bestrebungen dar. Überall aber sind die beiden Grundkräfte jederzeit am Werk; und der „Wert" einer Kulturepoche und ihres Stils beruht im wesentlichen darauf, wie weit entweder die Befruchtung von oben Gewalt bekommen hat über das geistige Leben des wirklichen Volkes, wie weit sein ganzes Denken und Fühlen, Schaffen und Bauen vom Ideal durchdrungen wird — oder aber, wie sehr die „Kraft von unten" zur Herrschaft gelangt und in brutaler Nützlichkeitstechnik alle höheren Ansätze ausscheidet, ja in bloßer Befriedigung ihrer Sinnlichkeit, Eitelkeit und Nachahmungssucht auch die Bauten des großen Lebens in ihre Richtung zwingt: die Königspaläste zu Parvenuphantasien, die Kirche zu Schaubühnen oder Korrektheitstempeln macht. — — — — — — — — — — —

Wir haben im Augenblick einen schlechten Standpunkt zur Beurteilung oder — wenn man recht unabhängig zu denken vermag — in gewissem Sinn auch einen sehr guten. Alle Zeiten und Räume haben sich durch unsere Verkehrstechnik erschlossen, und die archaischen Museen und Nekropolen spenden uns in breitem Strom ihre Reichtümer, die Klüfte zwischen vielen Kulturkreisen sind überbrückt. — Da könnte der Weise sichten und vergleichen; freilich ist auch einem wüsten Eklektizismus Tür und Tor geöffnet, die stets hilfsbereite moderne Technik langt gierig zu, und wo dann die unvermeidliche Stilverderbnis und -Verpantschung nicht das einzelne Gebäude durchdringt und verdirbt, verdirbt sie das ganze Straßenbild, die Hauptplätze, das Weichbild der Großstädte und schließlich auch die Provinz und das Land.



Wer Echtes und Falsches scheiden und ästhetisch urteilen kann, weiß ja, daß er in der Erscheinungswelt stets in einer Art Museum ist, und wird mit einem gewissen Vergnügen die Stilelemente sichten. Wer aber ein solches Zeitalter wie das unsere für eines der Erfüllung und Vollendung hält, wer die Universitäten für die unbedingten Weisheitshorte, unsere Großkunst für eine durchwegs vom höchsten Standpunkt aus geleitete hält — wer gar nicht weiß, daß er in einem wahllos zusammengerafften Museum lebt und sich noch immer nach großen Aspekten sehnt, dem steht eine große Enttäuschung bevor. Ist er schon zu einem gewissen Selbstbewußtsein gelangt, so mag er sich wohl anfangs hie und da kindlich freuen und öfter allerdings ärgern, dann aber dagegen ankämpfen, um endlich resigniert in die freie Natur oder in seine vier Pfähle zu flüchten. Denn die Ernüchterung muß schließlich furchtbar werden. Wir spielen ja wahrlich nur die Rolle eines Lumpensammlers auf dem Kehrichthaufen einer Riesenstadt — in ästhetischem Belang, wie auch im Gnostischen und in der Ethik; wenige merken den unvermeidlichen Verwesungsgeruch; die meisten freuen sich, wie ein Schriftsteller einmal so treffend bemerkte, ihres „gesunden Kulturells". Was selbst ein Geschwür ist, hält eben den Eiter für Lebensblut!

Dieser faulen Massenkunst kommt es offenbar weder im Ganzen noch fürs einzelne Gebäude auf innere Stilreinheit an, bestenfalls auf Wahrung der äußeren Stilformen und ihrer peinlich-modischen Durchführung in der künstlerischen Ausgestaltung ihrer Umgebung, im Leben und Forschen. Der Kanon, nach dem die Masse in Wirklichkeit tanzt, könnte am besten mit Potpourristil bezeichnet werden. Es macht ihr ja nichts aus, wenn dort aus einer Orgel ein Choral ertönt und hier vom Leierkasten Operettenmusik geboten wird, sie nehmen ruhig die widersprechendsten Stimmungen und Linienführungen hin. Man redet so viel von Stimmung, weil man nie zu einer solchen kommt, selbst nicht in den verschiedenen Musentempeln, in denen vor allem die Kassen-, die Kleider- und Polizei-Ordnung gilt und zu allerletzt das Schönheits-



gesetz. So finster das Mittelalter in anderem Sinn gewesen sein mag — Stil muß es tausendmal mehr als unsere Zeit besessen haben. Und wenn es so manchen in seinen Spezialstil mit Gewalt und Folter hineinzupressen suchte, so hatte es doch nicht die Folter der Moderne, alles mitmachen zu müssen und dabei seine Seele zu verlieren.

Es ist aber kein laudator temporis acti, der hier zu Wort kommen soll. Man mißverstehe die Forderung nicht. Nicht hinab und nicht zurück soll gewiesen werden, überhaupt kein zeiträumlicher Klimawechsel angeraten, sondern hinaus aus dem „verfluchten" Jetzt und Hier, hinaus aus dem ewigen Kulturübergang, der sich stets auf die klassische Periode hinausspielt. Wir wollen im Grund gar keinen Klassizismus, sowie es ja, dem Himmel sei Dank, unser Volk eigentlich nie zu einem starren Komment, zu einer Art Musterknabentum für andere Völker gebracht hat. Darum ist ja auch unsere herrliche Gotik wohl nie klassisch im Sinn etwa wie die Schönheitsregeln der Griechen oder Ägypter geworden. Fast kein großer gotischer Bau ward ja seinerzeit fertiggestellt! Denn die gotischen Meister wollten alle über sich, über die bloße Menschennatur hinaus, und ihre faustische Aufgabe wuchs ihnen über den Kopf, ihr Ziel konnten sie in diesen Lebensgrenzen nicht erreichen — so wie es wohl die Griechen verstanden, die ihrem übermenschlichen Drang menschliche Ziele und Maße zu geben wußten!

Andererseits aber ist es recht seltsam zu sehen, wie die „Notwendigkeit von unten", sich selbst überlassen, im Menschentum stets aus ihrer vielgerühmten praktischen Richtung und Bodenständigkeit herauskommt und immer mehr dem sinnlosesten und verschwenderischesten Luxus dient. Wir haben unzählige Wohlfahrtseinrichtungen und Maschinen, aber eine große Zahl schafft nur die falschen Werte der Schundindustrie, dient dem schädlichen Zwischenhandel oder der bloßen Überwindung von solchen Zeit- und Raumschwierigkeiten, welche die Afterkultur selbst geschaffen hat. Indem man recht praktisch sein will, vergißt man, für wen die Praxis eigentlich arbeiten soll: für unseren wirklichen, den



Innenmenschen, daß sie ihm den disharmonischen Schrei der Masse und das Ächzen des Weltenkarrens möglichst fern rücke! Doch siehe da, die Kulturerrungenschaften haben uns selbst zu ächzenden Zahnrädchen und Zähnchen in einem Riesenmechanismus gemacht. Und wer nicht nur immer die wahllose Vielheit schauen will, wer dagegen revolutioniert und seinen Anteil am Ganzen fordert, dem wird mit dem Hinweis aufs Maul geschlagen, daß man ja eben der Gesamtheit und ihrer hochentwickelten Technik einige Opfer bringen müsse — genau wie jene Hausfrau, die als Ausfluß ihrer praktischen Ästhetik die Möbel schonen will, mit Sitz- und Liege- und Eßverboten die Wohnung unbewohnbar macht und ihre wirklichen Kostbarkeiten verschüttet. Wir liegen auf Sopha-Überzugs-Schutzdecken-Schonern und über die Frage nach dem verborgenen Kunstwerk selbst wird schließlich nur mehr gelächelt.

Lauter Schönheiten, wo sie nicht hingehören und die uns vorbereiten sollen auf etwas, das gar nicht mehr vorhanden ist; eine Überfülle, die uns hemmt und jeden Ruhepunkt nimmt und übersättigt; die ein Scheinbehagen verbreitet, welches das wahre nie aufkommen läßt — so macht es diese „Kunst“. Um Allgemeingut zu werden, geht sie in die Fabrik, die Kaserne, auf die Straße und bietet sich als zweite venus vulgivaga jedem um ein paar Groschen an: als falscher Schönheitswert, als Romansammlung zweiter und dritter Güte, als Ölbuntdruck, als Grammophon mit Platten berühmter Meister, als — Schablonenornament widerlichster Richtung auf und in unserem lieben Heim, das wir Schwärmer einst zu einer besseren Welt, zu einer Art Heiligtum zu machen gedachten! Die Harmonie, das Behagen der Seele wird durch die Rücksicht auf die grunzende Behaglichkeit, die Verschwendungssucht und Protzerei unseres falschen Selbst unterdrückt.

Man mag seine lustigen Fastnächte feiern; Orden, Kronen und Luftschlösser aus Schaum und Tand fertigen und für die tollen Stunden feilhalten — aber wenn der Zauber der Stunde geschwunden, versinke das alles in den Schattengrund! Lose



Gedanken und Küsse und Augenblicke soll man nicht auf Flaschen ziehen; nur als Dithyramben sind sie schön, nicht als eiserner Besitz. Was in Pergament, Stein und Erz Dauer erhalten soll, muß inneren Ewigkeitswert haben; so hält es der Orient, der jedes Druckwerk mit heiliger Scheu betrachtet und unsere Eintagsliteratur mit ihrem immer ruhmlosen Ende nicht begreift. Dutzendgefühlchen und ästhetischem Schnickschnack gäbe er keinen Ausdruck in Marmor oder Gold.

Man schreite eine Verkehrsstraße unserer Großstädte zur Geschäftszeit entlang! Da scheint sich eine tolle Fastnacht verewigt zu haben; die Großindustrie feiert ihre kleinindustriellen Orgien. Die Häuserfassaden aber geben den stilgerechten Hintergrund zu diesem Flittermarkt ab. Hier wird ein sinnlos zusammengestelltes Mahl mit unzähligen Gängen serviert. Und der Rahmen des Ganzen ist würdig dessen, was hier vorgeht: zum abschnurrenden, vergänglichen Potpourri das dauernde architektonische. Wer nicht schon selbst zum willenlosen Registrierapparat solcher Kulturleistungen geworden ist, muß hier früher oder später Üblichkeiten verspüren, sich zerrissen fühlen, an seiner Geschmacks-Eigenart irre werden.

Kein Ding will ja auf dem Lebensjahrmarkt es selbst sein, keines ist sich selbst genug, jedes möchte einen anderen Stand, eine andere Bedeutung heucheln, als sein Besitzer verstehen und beanspruchen kann — vor allem die Bauwerke. Es ist bezeichnend, daß es eine der wichtigsten Aufgaben jener Architekten war, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschten und den berühmten Krachzeit-Stil „schufen", — das Gefühl nicht aufkommen zu lassen, daß die Häuser aus Mauern bestehen müßten; und daß sich die schließlich doch nicht wegzuleugnenden Mauern meist aus Backsteinen zusammensetzten. Freilich wird gerne, besonders in den untersten Stockwerken, die Vorstellung erweckt, daß man mächtige, nur roh behauene Zyklopenblöcke zu Fundamenten verwendet habe; dafür sollen aber in den höher gelegenen Partien die Wohnräume, die Fensterrahmen und das Dach anscheinend nur von der lieben Ornamentik zusammengehalten werden. Jedes Blickenlassen einer gesunden Mauer



gilt offenbar als Schamlosigkeit. „Um Gotteswillen, ein Quadratfuß Blöße!" hieß es wohl; „schnell ein paar entsündigende Unwahrheiten darüber, je blödsinniger, um so besser; die Tugend braucht die Wahrheit nicht!"

Und als man da einer natürlicheren Richtung zuliebe einige Zugeständnisse machen wollte, ließ man nach allen Seiten scharf abgeschnittene Flächen zwischen den Fenstern stehen, die — überstrichene Ziegel mit gemalten Trennungslinien zeigten. Daß man mit (echten) Rohziegelbauten gute, weil ehrliche Wirkungen erzielen könne, daran wollte man nicht denken. Wie sauber und doch bescheiden solche Ziegelbauten — ohne Verputz und Anstrich! — aus den helleren, namentlich den weißen Sandbacksteinen aussehen und einen „diskreten" Rahmen für Monumentalbauten mit echten Steinfronten abgeben, das fühlen auch heute noch wenige. Freilich ist auch dies ein Kompromiß mit seinen unangenehmen Folgen — aber es ist ein Sichabfinden der ehrlichen Armut und nicht mehr ein Schwindel protziger Überhebung!

Man zwängte später wohl auch falsche Giebelfronten in die Dachseiten hinein und deckte sie mit glasierten Kacheln in möglichst unmöglichen Farben. Immer wieder: die Wahrheit kann sich nicht zeigen, ohne ihren Mantel von der Lüge auszuleihen.

Das Urteil, das man unter derartigen Umständen sich über unsere Architektonik bilden kann, muß analog dem sein, das man sich vom Weibe als solchem machen müßte, wenn man nur in einer Umgebung von Dirnen lebte. Man sieht kein Antlitz mehr, sondern Schminke und falsche, gepinselte Linien; keine natürlichen, vom Kleid richtig umwallten Formen, sondern zu bestimmten Zwecken, zur Hypnose des Käufers hergerichtete Kunstgebilde. Das war wohl der Eindruck der Baukunst, die uns bis gegen 1890 ungefähr ganz beherrschte und noch immer überwiegend nachwirkt — — — —: die architektonische Tyrannis des finanziellen Protzer- und Parvenutums. Man sieht da, bei günstigen Kapitalsverhältnissen oft affenhafte Leistungen, und man schämt sich für den Architekten, der solchen Bauherren unbedingt zu Willen, nur große



Geschmacklosigkeiten hervorbringen konnte. Wie schön nimmt sich z. B. eine steinerne Alexanderschlacht an der Hausfassade eines solchen Plutokraten aus — oder das betreffende Familienwappen an allen möglichen und unmöglichen Gegenständen! —

Der tote Punkt allerdings ist wohl überschritten. Man begann sich zu schämen, die Städte aus lauter — nicht steingewordenen, sondern meist anwurfgewordenen Lügen zusammenzubauen. Man ruft wieder nach etwas mehr als nach Butzenscheibenstimmung, man sehnt sich nach „wirklicher" Echtheit, nach Bodengeruch, nach Wahrheit, nach Entsprechung von Innen und Außen.

Aber — liegt darin nicht ein Widerspruch gegen die ideale Forderung, das ganze äußere Leben, also auch die Baukunst vor allem in den Dienst der „Notwendigkeit von oben", der heiligen, der höchsten Kunst zu stellen? — Doch gewiß nicht! Die Achtung vor dem Natürlichen, dem Organischen gibt nur Wurzelkraft, sie zieht nichts in den Kot. Aber nichts wird so sicher, so gründlich entweiht und entgeistert, wie das, was mechanisch vervielfältigt, auf den Markt geworfen wird. Ebensowenig, wie unsere Wohnhäuser in der Straßenreihe Königsschlösser sein können und markieren sollen, wie die Fabriken Paläste heucheln sollen — ebensowenig dürfen diese Nutzbauten Kapellen und Kirchen darstellen. Eine Sache ist das behütete Juwel, eine andere der Zierschrein, in dem es ruht, und das Gemach, darin dieser steht. Der Rahmen soll das Bild nur hervorheben — er darf ihm nicht widersprechen, er darf es nicht übertrumpfen, er darf ihm auch nicht gleichen. Das wäre ja nur eine Fortsetzung jenes oben geschilderten Geschmacks-Veitstanzes.

Wir müssen es einsehen, daß der „hohe Stil" (wie wir ihn wohl nennen könnten; d. h. kein enge umrissener ästhetischer Formcharakter, sondern nur die Herrschaft der idealen Forderung selbst —) geradezu einen ruhigen, schlichten, doch freilich entsprechenden Rahmen der umgebenden Gebäude zu seinen Höhengebilden verlangt. Man kann den Evangelienspruch: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott,

was Gottes ist!" ganz ungezwungen auf die Baukunst anwenden. Man soll eben nicht auf jeden Abfuhrkanal, auf jede Bequemlichkeitsanstalt heilige Symbole hinkleben und sie vom Bischof weihen lassen — das wäre Afterreligion; aber man kann und soll die irdische Notdurft so bemeistern, daß sie nicht die führende Macht im eigentlichen Leben wird. Es ist traurig bestellt, wo sich das ehrenhafte Weib schämen muß, sich zu zeigen, weil die Dirne die Straße beherrscht und mit den ihr nicht zukommenden Kleinodien prunkt. Lüge, Rangsanmaßung und Prostitution wachsen auf demselben Holz. Das Demimondaine aber ist das Haupt-Kennzeichen jener Pseudokunst, des künstlerischen bloßen Handwerks und Talents, gegenüber dem Genius der echten Schönheit, die nicht von dieser Welt ist. Diese wahre Schönheit muß sich hier meistens verstecken und die Anhänger des Ideals gleichfalls. Dafür tobt im Licht des Tages ein lustiger Konkurrenzkampf zwischen den antikirchlichen Philistern, (die sich gerne Heiden nennen lassen) und den kirchlichen, die sich ihr Christentum, ihren Sakralstil patentieren ließen. Auf Prostitution des Menschenadels kommt's immer hinaus. Und neben einer eitlen, blechernen, plebejischen Profankunst ersteht eine ebenso selbstzufriedene, feile, plebejische Sakralkunst. Beide passen zu einander, soweit in solchem Stadtbild überhaupt etwas zu einander paßt. Aber eines hat das profane Philisterium voraus: ein schablonenhaftes Dutzendwerk der Profankunst läßt uns noch verhältnismäßig gleichgültig — aber gleichgültig, stereotyp, gemein geschaffene Werke der heiligen Transzendentalkunst — in Ton und Wort, in Stein oder Farbe — entrüsten!

Es ist für ein unverdorbenes Empfinden wie ein Blick in eine reinere Welt, wenn sein Träger einmal um eine Straßenecke einer ihm bisher unbekannten, älteren Stadt biegt und ihm dort unvermutet ein Denkmal aus großer Zeit entgegenblickt. So geht's einem wohl in Nürnberg, so in Florenz und Venedig und gewiß auch in manch' anderer Stadt. Den Wanderer erquickt es oft schon, wenn er aus dem modernen Korso in ein altes Seitengäßchen flüchten kann und dort einen moos-



überwucherten Brunnen, ein paar alte Häuserfronten oder ein schmuckarmes Kirchlein aus vergangenen Zeiten schaut. Er atmet befreit auf, wenn er einmal nicht bloß vor seinem geistigen Auge aus dem Fluß oder Wassergraben steile, graue Mauern emporsteigen sieht mit Zinnen und Türmen, und ein Stadtbild umgrenzen, darin ein ernster, groß angedeuteter Inhalt und ein ernster Rahmen zusammenpassen. Was dann zwischen Heiligtum und Mauer liegt, ergänzt jene zum Ganzen, das Fuß und Rumpf und Kopf besitzt und aus dem ein Selbstbewußtsein spricht. Die moderne Stadt dagegen ist meist ein wüstes Neben- und Durcheinander, kein Kristall, sondern ein Konglomerat von äußerlich angepaßten Schablonenarbeiten ohne inneren Zusammenhang. Dies gibt zugleich ein treffendes Bild für die Weltanschauung ihrer Bewohner, die immer nur das beschränkte Teilchen verstehen und achten, alles Ganze aber als einen bloßen Haufen „souveräner" Teilchen beurteilen und — verhöhnen.

Warum in diesen Zeilen immer wieder das gotische Grundmotiv anklingt? Das ist leicht und schwer gesagt. Es soll nimmer ein bestimmter historischer Stil als solcher besser als andere gemacht und einseitig für ihn Reklame gemacht werden. Es gibt genug „tote" Bauten gotischen Stils und lebendige Werke der Renaissance wie ihrer Ableger. Aber in unserem Volk (im weitesten Sinn) hatte eben die Gotik am meisten Stil d. h. innere Wahrheit, d. h. schließlich: am meisten Einheit von Innen und Außen — in ihren gewöhnlichen Profanbauten wohl ebenso wie in ihren Herrensitzen und Münstern. Denn sie ist — soviel sie an Ornamentmotiven aus dem Orient usw. haben mag — aus dem germanischen Wesen heraus geboren und — wer da meint, man solle ausgeträumte Schlummerphantasien nicht nochmals träumen, wer da glaubt, daß unserem modernen Kulturleben überhaupt keine bestimmte ästhetische Charakteristik aufgedrungen werden dürfe, weil es zu reich sei — der entschließe sich doch einmal, mit dem Herzen tiefer in den Gegenstand einzudringen, bevor er das scheinbar so „gerechte und objektive" Urteil abgibt, alle Stile seien gleich gut und



gleich passend. — — — Wohin und für wen? muß doch hier immer gefragt werden! „Wat dem een sin Uhl, is dem annern sin Nachtigal“ sagt der Niederdeutsche und das gilt wohl für Völker, in vertieftem Sinne ebenso wie für persönliche Geschmacksrichtungen. Wir wissen außerdem, daß man Eigenarten nicht über Jahrhunderte und ethnologische Klüfte hinweg ohne weiteres exportieren kann. Widerlich wirkt stets das, was dort nicht am Platze ist, wo es sich breit macht. —

Es dürfte das Privathaus künftig weder den Ehrgeiz ausdrücken, ein selbständiger Palast oder nachgeahmter Monumentalbau, eine „weltliche Kirche“ zu sein (wobei immer die allgemeine Stilverfilzung das Ergebnis wäre) — noch die Brutalität, immer nur das letzte Wort der Technik in reinem Nutzstil auszusprechen, die neueste Stahlkonstruktion, die leichtesten Walzrohrträger, die Eisenbetontechnik usw. rücksichtslos durchzuführen. Das letztere ist ja auch nur Protzentum in einer anderen Art: als Hohn auf die Höhenkunst überhaupt, auf die ästhetischen Forderungen der Umgebung und ebenso auf die feine künstlerische Tätigkeit der Natur. Durch solches Bauwerk wird ja immer ein Druck in der Richtung ausgeübt, daß die Stimme von oben sich schämen muß vor der Stimme von unten; daß die Vertreter der ersteren auch das Narren- oder Werkeltagsgewand anzuziehen gezwungen werden, um nicht gar zu scheinheilig aufzufallen.

Der „erlösende Plan“ für die Gesamtgestaltung unseres Dorf- und Städtebaues liegt wohl vielmehr darin ausgesprochen, daß die Profanbauten allerdings zunächst dem „Gesetze der Tiefe“ gehorchen müssen, weil sie nichts anderes darstellen als die schweren unteren Teile des Gesamtorganismus, Fuß und Unterleib, — die Monumentalbauten aber ihrer Natur nach vor allem das Gesetz der Höhe, die Nötigung von oben wiederspiegeln sollen. Die versöhnende Gesamtwirkung aber wird dann eintreten, wenn sich jedes, im rechten Gemeingefühl, als Teil seines bezüglichen Ganzen fühlt und nicht dort den Stil diktieren will, wo es unter hundert anderen Pseudodiktatoren im besseren Fall, in den engen Gassen,



nicht beachtet werden kann, im schlimmeren, häufigeren aber unangenehm auffällt.

Unbedingte Eigenbrödelei in der Architektur darf nur der pflegen, dessen Bau ganz abgesondert liegt von allen anderen, und der deshalb auf keine Kunstkommission zu hören braucht; aber selbst ihm wird gesagt werden müssen, daß er mit einem Bau, der nicht in seine natürliche Umgebung hineinpaßt — nach Stil und Zierrat — sich leicht lächerlich, wenn nicht verhaßt machen kann.

Das falsche Einpassen ist aber womöglich noch ärger als das Garnicht-hineingehören. Ein Zerrbild wäre ein düsterer gotischer Dom unter dem lachenden Griechenvolk und Griechenhimmel gewesen — eine ärgere Karrikatur ist ein griechisch sein sollender Tempel aus schmutziggrauem Sandstein als Abgeordnetenhaus eines — sagen wir — germanischen Volkes und inmitten aller möglichen Stil-Epigonismen. Auch als gute Nachbildung wird er schwerlich unter Giebeldächer oder an einen Nadelwaldrand unserer Alpen passen. Was er an sich bedeuten mag oder in Bezug auf die Natur eines anderen Volkes, das ist eine ganz verschiedene Frage und es wäre leichtfertig, darüber ohne tatsächlichen Vergleich abzusprechen. Uns abendländischen Indogermanen, (soweit wir nicht ästhetisch richtungslos sind) spricht ein Stil mit so starker Betonung des Horizontalen, der wagerechten Trennungslinien, der großen Kuppeln, wie das alles von der griechisch-römischen Kunst und ihrer Nachfolge gefordert wird, fast nie zu Herzen. Dies alles hindert aber n i c h t, daß wir einzeln stehende Monumentalbauten oder selbst bestimmte ästhetisch abgegrenzte Häusergruppen erstehen lassen könnten mit Vorherrschaft eines richtig angewandten griechischen Stils, mit Renaissance- oder selbst mit Rokokocharakter. Bei oder in Hamburg wurde ja vor kurzem in Verbindung mit einer Parkanlage und Teich-Vordergrund ein (juridischen Zwecken dienendes) Staatsgebäude erstellt mit g e i s t v o l l e r Anpassung des echten Griechenstils an unsere Notwendigkeiten. Der Eindruck muß ein erlesener sein. Auch sogenannte exotische Richtungen wären nicht unbedingt auszuschließen. In richtiger



Umgebung und Besonderung mögen selbst altägyptische oder persische, maurische oder indische Architekturen unserem Empfinden dauernd Genuß und Anregung bieten und durch den Kontrast und Wettbewerb mit der heimischen Kunst uns vor Geschmacks-Inzucht bewahren.

Es soll das freieste Spiel der Kräfte herrschen. Nur aus vollendeter Kraft entspringt bekanntlich die Anmut, die Kraft aber erhält sich nur im Wettbewerb. Doch ist nicht jedes Spiel schön. Das gilt nur für das Walten der Natur und für das flüchtige Kinderspiel — nicht für das von uns hochdifferenzierten und nach Dauerwirkungen strebenden „Erwachsenen". Da wir den Naturstil nicht mehr aus Eigenem treffen, brauchen wir einen geometrisch-ästhetischen Kanon, an den wir uns mehr oder minder frei anlehnen müssen. Das wahre Kind wirkt noch unmittelbar aus dem unerklügelten Naturgesetz heraus: so ist es immer anmutig; in uns sprechen hundert andere Stimmen mit: drum brauchen wir die Richtschnur von außen. Und wenn man nun einmal zugibt, daß ein gesund empfindender germanischer Geist, wenigstens in der gemäßigten Zone, seinen Stilcharakter tausendmal eher in der Richtung der romanisch-gotischen Bauweise als der horizontalen griechisch-römischen finden wird (wenn er ihn nur frei genug anwendet), — so wäre damit der ganzen „Sezession" (als Dauererscheinung in der Architektur) ein kräftiges Richtwort gegeben.

Wenn vorhin angedeutet wurde, jedes Gebäude als solches sollte es klar an der Stirne tragen, ob es Kopf oder Fuß, „Seele" oder „Körper" sei — so darf dies nicht einseitig ausgelegt werden. In der geistigen Welthierarchie ist eben alles Fleisch und Blut vom „Fleisch und Blute" des Allgeistes, Allfadurs, Brahmas. Jedes Atom einer Zelle, jede Zelle des Leibes, jeder Mensch als Teil einer Gemeinschaft muß das Ganze spiegeln, dem er angehört. Jedes wird daher Kopf und Fuß, Fuß und Kopf zugleich darstellen müssen. Wie jedes das durchführen soll, ohne das Gesamtlebensbild zu stören, das ist eben Sache des Naturgesetzes in niedrigeren Reihen; des moralischen und ästhetischen Stils im Menschen-



leben; der Weltanschauung, der Religion, wie wir's vielleicht vom höchsten Standpunkt aus nennen können.

Jede Kirche, jedes Königsschloß wird seine bloßen Nützlichkeitsteile haben müssen; und für Regenrohre, Hauskanäle, Blitzableiter, Mauer- und Pfeilerfundamente wird das „Neueste" ungefähr auch das Beste sein. Aber beim „sehenden" Baumeister wird Eins ins Andere so unmerklich übergehen und das rein Mechanische so organisch mit dem Übrigen verwachsen, daß der Gesamtbau einen ähnlich abgeglichenen Eindruck hervorbringen kann, wie der unverhüllte Menschenleib, der vom Künstler der Nachbildung wert gefunden ward. So werden dann oben und innen im Dome die Götterbilder strahlen, während außen und unten die Giganten und Karyatiden, in Gestalt von Felsquadern wenigstens, die Rolle Fafners und Fäsolts beim Walhallbau darstellen. In den heiligen Bauten wird die hinaufziehende, sich emportürmende Gottheit mehr zur Geltung kommen müssen gegenüber den unwillig den Weltenbau tragenden Riesen. In den Nutzbauten der Bürger und Bauern wird sich dies Verhältnis dem Ansehen nach umkehren. Aber in der idealen „Zukunftsstadt" wird auch an den letzteren so mancher Erker und Spitzbogen, so manches Fenster-Maßwerk und Grappentürmchen, auch hie und da ein Erker davon zeugen, daß der viele Alltag schließlich nur dazu da ist, den einen schönen Sonntag einzuläuten. Und die mannigen Nutzbauten und Bürgerhäuser werden sich gruppieren um das Herz, die Anlage des Heiligtums, wie die Einzeltöne der Melodie den Grundakkord eben erst durch ihr eigenes Spiel hervortreten lassen.

Was bezwecken nun, in Kürze, all' diese Klagen und Wünsche? Es erscheint dem Verfasser als eine Lebensfrage, daß für uns, — d. h. für den Strom von Seelen, mit dem wir durch die Weltgeschichte treiben — das Zeitalter, welches als unsere „Neuzeit" bezeichnet wird, erkannt werde als eine Selbstentfremdung, ein wirrer Traum, als hitziges Fieber — aber als ein reinigendes, blutläuterndes und darum doch schließlich stärkendes und klärendes Fieber. Es ist (für den Blick von unten) vielleicht die unklarste Zeit der ganzen bis-



herigen Weltgeschichte. Weder in Philosophie noch in der Politik, weder in Kunst noch Wissenschaft fanden „wir" einen großen Stil. Wunderbare Methoden und Hilfsmittel haben wir ersonnen, aber der abendländische Mensch ist sich seiner selbst unklarer geworden als je und hat sich noch lange nicht wieder gefunden. Das drückt denn auch seine Kunst, seine Architektur aus.

Doch freilich — diese Anklagen treffen stets auch den Ankläger selbst. Nur im Bewußtsein der menschlichen Doppelrolle darf er sie veröffentlichen. In uns ist ja der Widersinn, die Zerfahrenheit, der Augiasstall, den ein Herakles nur reinigen kann. Aber es liegt auch in der Erkenntnis eine unserer Lebensfragen, daß die herakleische Befreiungskraft (ebenfalls) in uns schlummert und jederzeit ihr Werk beginnen kann. — — — —

„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
„Untröstlich ist's noch allerwärts,
„Doch sah ich manches Auge flammen
„Und klopfen hört' ich manches Herz!"

singt der Befreiungsdichter Uhland.

So werden wir denn — als Mensch unter drängenden Mitmenschen, und durch alle die traurig-notwendigen Erfahrungen gereift und verinnerlicht — vielleicht nochmals zum Stammbaum aller Baukunst zurückkehren müssen und dort wieder anfangen, wo die alte „deutsche Bauhütte" aufhörte. Vor vier Jahrhunderten mußte sie den Architekten Platz machen, die nach der neuen Mode, „more italico", wie's hieß, die Welt umbauten. Da hörte dann nach und nach die alte mystische Überlieferung auf, welche die Meister der Baukunst verband mit den Meistern der Weisheit, mit den uralten esoterischen Satzungen der Vorzeit: von unserer gottmenschlichen Natur, die im Christentum nur eine neuere Ausprägung fand; von der siebenfältigen Verfassung des Mikro- und des Makrokosmos; mit jener echten Freimaurerei, die seit unvordenklichen Jahrtausenden am Tempel der namenlosen Gottheit baut. Der Kern dieser Kunst war sicher ein Übermenschliches und darum jenseits der engen



nationalen und geschichtlichen Schranken noch immer Gültiges. Sie hatte in einem Jahrtausend (vielleicht auch viel mehr) sich an und in den germanischen Völkern des Abendlandes, die damals ihr geeignetstes Werkzeug waren, herangebildet zu jener unerreichbar harmonischen Durchdringung feinster mechanisch-mathematischer Verstandesarbeit und emporzwingender Jenseitsgedanken, zu einer „petrifizierten" Harmonielehre. Sie löste die Vorherrschaft und den Druck der horizontalen Scheidung, der wagerechten Linien, der heillosen Absonderung der Höhenstufen wahrhaft genial auf und durchbrach für den sehenden Geist die steinernen Schranken, die das Niedere vom Hohen, das Hohe vom Höchsten schier unüberbrückbar schieden — (lange bevor solche Fragen politische Farbe erhielten). Sie gab uns für die breite massige Kuppel die schlanken, kühnen Türme, die unentwegt in den Äther wiesen. Und diese Gotik hatte allein von allen jüngeren Stilen der Weltgeschichte eine aufrichtige und trotz allen Reichtums unaufdringliche Ornamentik. Durch diese spricht sie auch für den Laien eine zum Innersten flüsternde Runensprache. Und nach dem Urteil von Eingeweihten stellen ihre Hieroglyphen in letzter Linie nichts anderes dar als die Leitsätze der altgermanischen Armanenreligion, also des Glaubens einer initiierten Priesterschaft.

Eigentlich wird wohl unser neuer Ausgangspunkt nicht dort sein können, wo diese alte, tiefsinnige Bauhütte mit ihren zünftigen Regeln aufhörte. Dort vielmehr, wo sie aus dem einzigen Stammbaum der großen heiligen Kunst abzweigte; dort, wo der erste selbständige Keim germanischen Geistes aus der altchristlichen Architektur hervorsproßte. Alles „Neue" muß stets zum Stammbaum des Lebens zurück, dort mit der jungen Kraft sich neues Daseinsrecht zu verdienen.

Eine solche Urkunst, einen solchen Lebensquell der Schönheit gibt es aber so gewiß, als die Ideenwelt Platos mehr ist als bloß ein schöner Traum. Immermann spricht in seinem Merlin von solchen Tempelhallen höchster Schönheit, die ihn begeisterten. Sie seien von einem Überstil, der nicht von dieser Erde sei — nach ewigen, nicht irdischen



Gesetzen seien seine Linien gezogen. Daß aber diesem Stil von unserer herrlichen Gotik näher gekommen wird als etwa den entarteten Renaissanceformen, läßt auch der Dichter durchblicken, der doch über den Parteien steht. Der Begriff der Gotik weitet sich aber hier; es kommt hier nimmer ein Wiederzurückträumen ins Mittelalter in Betracht, es dreht sich nicht mehr um Namengebungen oder um Ornamentik. Es handelt sich um eine geistige Verfassung, die uns einfach nicht gestattet, unser Leben wiederum allen möglichen Einflüssen anzupassen, bis die Seele in solchem Heim nimmer atmen kann. Vielleicht stellt dann solcher Geist nicht eine Mischung! -- wohl aber die höhere Einheit her der wuchtigen ägyptisch-griechischen Säulenkunst (und der Möglichkeit ihrer wunderbaren Oberlichtwirkungen) — mit dem ernsten, unentwegten, doch oft verfinsternden und beängstigenden Höherstreben der Gotik.

Schließlich ist das Menschenproblem im Engeren das gleiche wie das der Kunst. „Mens sana in corpore sano" sagt der Heide, „corpus sanum vestimentum mentis sanae" sagt der Kirchenpriester. Beide Sprüche wären ganz schön. Aber jeder wirft dem andern Verwechslung von Ursache und Wirkung vor und keiner von beiden geht doch auf die tiefere Auslegung, die in beiden Sprüchen die gleiche ist. Jeder für sich allein ist nur je eine Faustregel für Lebenstechniker bestimmter Stände, nicht ein volles Leitwort für den Lebenskünstler. Wir aber wollen keine Handwerksregeln mehr, wir brauchen die Willenskraft und das Vernunftlicht selbst, das Meisterwerk zu schaffen.

Es löste sich uns hier der Vergleich der Baukunst mit der Schöpferkraft, die den unbegreiflichen Wunderbau des Menschen schafft, von der Zunge. Nicht umsonst vergleicht der (echte) Freimaurer die Aufgabe des Menschentums mit König Hirams Tempelbau. Ein Vorraum, ein Heiliges, ein Allerheiligstes wie im (ganzen) Menschen: die bloße Persönlichkeit (in den Scheinwelten), die seelische Individualität (im Reich des Überganges), der dreieine Gottesgeist (der



höchsten Ebenen). Und die vollständigere, die siebenfache Teilung tritt unzweideutig im gotischen Turm zutage; die drei untersten, massiven Stockwerke: die physische, astrale, mentale Ebene; das luftige Glockenhaus: die Übergangswelt, das spirituale Prinzip; der „Helm", die dreifache Pyramide: die Ebenen der drei göttlichen Logoi, der Dreifaltigkeit. — Ferner die sechs offenen und das eine geheime Tor: die sieben (5 + 2) Sinneseingänge der Außenwelt in das Menschenwesen.

Die reiche Sinnbildlichkeit des Sakralbaues überhaupt läßt sich gar nicht zu Ende sprechen; sie drängt sich aber dem offenen Auge nach und nach von selbst auf. Die in der Mannigfaltigkeit ruhende Einheit des Bauwerks, in der jeder kleinste Teil in Wechselbeziehung zu jedem andern und mit dem Ganzen steht, kann für den Strebenden ein starker Sporn sein, dieselbe Harmonie seiner Wesensteile auch in sich zu verwirklichen und nicht nur ein planloses Nebeneinander vieler Anläufe, vielmehr selbst ein Ganzes zu sein, wie solch ein Bau. Im selbstbewußten Ganzen eint sich ja erst die Notwendigkeit aus der Tiefe (die das Viele in eine unbewußte Ordnung zwingt), mit der von oben kommenden Nötigung. Beide zusammen „zeugen" nun das neue, eigenste freie Gesetz des Geistes, der eben das Ganze sucht und findet, indem er sich selbst in ihm gespiegelt sieht. In den Stalaktiten-Motiven der maurischen und auch gotischen Kunst, wie auch z. T. in den Fialen, ihren Grappen usw., drückt sich stets dieses gegenseitige Zueinanderstreben von oben und unten aus, als steinernes Sinnbild zu der Weisheit des Zohar: Es kann nichts von unten emporwachsen, dem sich nicht ein Oberes entgegenregte, zu Hilfe käme. — — — In aller richtigen Kunst aber steigt stets ein Irrationales aus dem Rationalen empor, durch die natürliche Anordnung ihrer Formen schimmert die übernatürliche Ordnung der Dinge durch. Eine Kunst, die nur das Untere durchzusetzen gedenkt (und es gibt genug solche!), ist ein Schmetterling ohne Flügel, ein „Bild ohne Gnaden", ein Mensch ohne — Seele. Den Sinn davon ahnen schließlich auch die Seelenfeinde, auch wenn sie sich mit Händen und Füßen dagegen wehren. Das Niedere



will aus sich selbst gar nichts anderes als das Höhere tragen und bergen.

Der Sinn für das Seelische ist der einzige Schlüssel zu den Rätseln des Alls, des letzten und höchsten Ganzen, das wir begreifen. Die Seele aber baut stets von Innen nach Außen auf, nie umgekehrt. So glaubt's nur der Seelenblinde zu sehen. – Unbewußt müssen wir aber alle Künstler sein und uns in Kopien, in Abbildern des Schöpfungswerkes versuchen, unser kleines Selbst als das Weltenich vorwegnehmend. So wächst der Tempelbau Hirams, von innen heraus. — Eine große Seele suche einen harmonisch gebildeten Leib zu gestalten, eine kraftvolle Lebensführung im Diesseits trachte das ewig unoffenbare große Selbst immer reiner darzustellen, — das Wie, den Stil muß schließlich jeder selbst finden. Gäbe es unfehlbare Faustregeln, einen gepflasterten Heilsweg zum Ewigen, so wäre das Dasein keine Kunst. Aber ohne Kunst, oder was hier dasselbe ist, ohne lebendige Liebe zum Ganzen gibt's eben kein Leben! — — –



Aphorismen.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen –
Ich steh' und prüfe die bestand'ne Fahrt:
Nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
Zur ganzen Welt.

Richard Dehmel.

Wer sich durch eine Hölle hat gerungen,
Den fragt, welch Paradies ihm endlich tagte!
Doch wer an seinem Leben nie verzagte,
Hat um des Lebens Deutung nie gerungen.

Richard Dehmel.





Fragmente.

Von Cavé.

„Glaube mehr an deine eigene Macht und deine eigene Stärke. Halte diesen Glauben fest. Laß innere Dinge nie kalt oder abstrakt scheinen. Das ist in der Tat ein niederer Gesichtspunkt: geh' höher hinauf und blicke von dort. Alles was süß und wahr und wesentlich im Dasein ist — die wahre Essenz dieser Dinge — hier hast du nur Symbole davon. Die Wirklichkeit, in ihrer Glorie, kannst du jetzt nicht erkennen, aber du kannst an sie glauben, und Trost und Stärke aus diesem Glauben ziehen.

„Dein ganzes Leben ist ein Beispiel für die Notwendigkeit, die inneren Wirklichkeiten zu erblicken und auf ihnen zu ruhen, und wenn du in irgend einem Maße den Schlüssel gefunden hast, dann solltest du ihn immer anwenden. Deinen Kräften der Ausdauer wird viel zugemutet, ebenso deinem Glauben. Aber du bist nicht von denen, welche in der düsteren Stunde der Prüfung fallen; denn die Flamme der Seele steigt höher, wenn des Herzens eigenes Blut sie nährt.

„Laß darum den Vorsatz klar sein, den Willen fest. Stimme dein Instrument beständig nach der Stimmgabel deines Ideals, und laß es nie verstimmt sein. Das Licht der Seele ist ein Licht, die Welt zu erleuchten: Sage dir das und lebe es!"

„Mißverstehe nicht deinen gegenwärtigen tieferen Zustand, und halte ihn nicht für etwas, was er nicht ist. Solche



Zeiten der Erschöpfung kommen nach großem Verbrauch von Kraft, und sie sollten verstanden und ruhig hingenommen werden. Ein Stück Arbeit wurde beendet, eine Zeit der Schwierigkeit und Dunkelheit tapfer durchlebt. Mag nicht beides verbunden sein? Mag nicht die Fähigkeit zu helfen erworben sein?

„Die Initiationen des täglichen Lebens sind beständig und mannigfach: Du beginnst, dies zu verstehen. Harre aus, und du wirst alle Dinge reifen sehen, wie du wünschest. Die wahren Wünsche unseres Herzens müssen immer erfüllt werden. Zweifle nicht an deinen eigenen Kräften; sie wurden nur zeitweise erschöpft. Größere Kräfte aber werden erstehen aus ruhiger Hinnahme dieses Zustandes — vielleicht einer neuen Initiation, — und so magst du denn mit einem festeren Glauben vorwärts schreiten. Meditiere tief über diese Phasen deines Bewußtseins und beharre immer auf deinem eigenen Mut und deinen Kräften der Ausdauer! Sie können dir nimmer ausgehen, wenn du das tust; und scheinst du auch manchmal an der Grenze deiner Kraft anzukommen, du wirst das nimmer.

„Nach und nach wirst du dich daran gewöhnen, immer am Rande der Niederlage zu leben (des Chelas gewöhnliche Lage, da er einen haaresbreiten Pfad verfolgt). Dein Kopf wird dir nicht länger schwindelig werden, wenn du in einen Abgrund schaust (du kennst die alten Geschichten der Initiationen); und hast du dies überwunden, so wird ein großer Fortschritt gemacht sein. Betrachte aufmerksam diese Dinge, denn sie sind der Betrachtung wert, und wichtige Punkte mögen aus ihnen gewonnen werden.

„Es tut nur not, daß die Loge dich sieht — daß du sie befriedigst. Was kümmern dich die nichtigen Gedanken oder noch nichtigeren Worte anderer? Erstrebe die Befriedigung deines eigenen Herzens und Gewissens, und wo diese dich nicht freisprechen, suche deinen Fehler, — alles was in ihm eingeschlossen ist, alles was zu ihm führte, — mache ihn auf jede Weise wieder gut. Und die Erfahrung wird dir von größerem Werte sein, als keinen Fehler begangen zu haben.



„Halte dein Herz tapfer! Der Weg ist schwer und lang, doch du wandelst ihn mutig. Und immer ist Arbeit vorhanden für ein einsames Herz, mit Meditation, — und Liebe für ein ermüdetes: denn jede Tat des Gebens bringt einen wundervollen Frieden. Lerne aus den dunkeln Stunden hinter dir, was man durchmachen kann, und fasse Mut für die Zukunft.... Und jetzt nimm den müden Kopf und Leib zu Bett."

„Wiewohl du es mit den inneren Dingen hältst, so bedenke zur selben Zeit, daß dein Werk nicht das anders geartete Werk anderer streifen darf. Jedes hat seine Aufgabe, und du halte fest an dem deinen, ohne ein anderes zu verurteilen. Es ist ein haaresbreiter Pfad, — nicht leicht, aber wichtig zu beachten. Ohne ihn zu beachten, wird deine Anstrengung fruchtlos sein; denn diese größere Toleranz ist ein Beweis von Einsicht, — intellektueller Einsicht, so wie Sympathie Einsicht des Herzens ist. Mit anderen Worten, du darfst nie deinen Sinn für das richtige Verhältnis verlieren. Dies ist ein wichtiger Mangel bei vielen religiösen Lehrern gewesen, wie auch bei gewöhnlichen religiösen Männern und Frauen. Und sein Fehlen hat unfruchtbar gemacht, was sonst völliges Gelingen gewesen wäre.

„Erinnere dich, daß inneres Sein und Leben dem äußeren nicht entgegensteht. Die arme, müde Erde, die lange Zeitalter hindurch vergeblich gerungen hat, diese beiden zu versöhnen, muß die große Wahrheit endlich lernen! Die innere Welt ist innerhalb der äußeren; und wie eine Lampe in einem verdunkelten Hause, erhellt sie die Gemächer, zeigt die Treppen und Gänge, den Gebrauch des Hausgerätes; und wandelt die Seele aus einem ruhelosen Geiste, der hilflos durch die Finsternis und das Geheimnis irrt, in einen glücklichen Bewohner, der Heiterkeit und Wärme findet. Unsere Heimat zu finden, hängt nicht so sehr davon ab, irgend wohin zu gehen, als davon, dieses Licht in jene Plätze zu bringen, wo wir jetzt weilen. Vielleicht, wenn wir sie so erleuchtet sehen, werden wir sie erkennen als Wohnungen



in des Vaters Hause, und da dieser Wohnungen viele sind, können wir sicher sein, daß für alle Temperamente, alle Charaktere mit liebender Achtung gesorgt ist. So ist denn Raum für alle und Platz für alle, und keine Notwendigkeit, daß unsere Regeln oder Ansichten vorherrschen sollten, außer in dem engen Bereich, den wir Selbst nennen, wo die Großen Mächte selbst sich unseren Gesetzen beugen, mit unendlichem Verständnis, und von uns immer die Haltung unserer eigenen Ideale fordern und die Beständigkeit der Sterne in jenen Bahnen, die unsere höheren Augenblicke vorgeschrieben haben.

„Streng gegen das Selbst, nachgiebig gegen alle anderen; Gleichgewicht pflegen, weite Schauung, Sinn für Entfernungen und Tiefen und Höhen; mutig das Mal des Irrtums im Inneren erkennen, den Maulwurfshügel der Sünde eines anderen wie von eines Berges Spitze betrachten; atmen die Luft stolzer Höhen und sie mit uns bringen als einen Hauch der unendlichen Reinheit der schneeigen Weiten, — auf Prinzipien wie diesen aufgebaut, wird deine Arbeit dauern, und magst du gleich nie die Weite deines Fortschritts sehen (besser so!), künftige Zeiten werden sie erkennen und ihre Flammen entzünden an der Fackel, die du heute hältst.“



Es sammelt alle Zähren
Die treue Ewigkeit.
Sie sollen sich verklären
Zum Krongeschmeid.

Bruno Wille.







Die Umwälzung in der Astronomie. – Vor einiger Zeit brachte das „B. T." im Anschluß an einen Vortrag des hervorragenden Astronomen Professor Turner (Cambridge) eine kurze Übersicht über die neuen astronomischen Entdeckungen der letzten Jahre, – Entdeckungen, die bekanntlich unserer H. P. Blavatsky und ihrer Verwerfung der Kant-Laplaceschen Theorie Recht geben und ganz neue Anschauungen über das Sonnensystem ahnen lassen. Obwohl die Tatsachen bekannt sind, dürfte die kurze Übersicht des „B. T." manchem Leser willkommen sein:

Die erste Erschütterung der bestehenden Anschauungen ging von der Entdeckung des neunten Saturnmondes aus. Bis dahin waren acht Monde dieses Planeten bekannt geworden, die keine besonderen Eigenschaften aufwiesen. Der Trabant aber, den Professor Pickering von der Harwardsternwarte etwa vor einem Jahrzehnt durch Vermittelung der Photographie auffand, stellte sich als ein ganz wunderbares Ding heraus. Er bewegte sich nämlich in umgekehrter Richtung um den Saturn, wie alle anderen acht Monde und wie der Planet um die Sonne selbst. Während man bis dahin im ganzen Sonnensystem überhaupt nur eine Bewegungsrichtung, sei es der Planeten um die Sonne, sei es der Monde um die Planeten, kennen gelernt hatte, war hier das erste Beispiel einer gewissermaßen rückläufigen Bewegung gegeben und damit ein Gesetz durchbrochen, das für das ganze Sonnensystem zu gelten schien.

Professor Pickering erklärte diese erstaunliche Tatsache durch die Annahme, daß dieser neunte Mond des Saturn, der als der am weitesten entfernte wohl auch der älteste ist, zu einer Zeit von dem mütterlichen Planeten geboren wurde, als dieser selbst sich in umgekehrter Richtung um die Sonne bewegte wie jetzt. Immerhin blieb die Sache so erstaunlich, daß sie eine große Anzahl von Himmelsforschern auf den Plan rief, und auch die Mathematiker beschäftigten sich eifrigst mit dem neuen Problem. Von dieser Seite wurde der Annahme von Pickering kein Widerstand entgegengesetzt, da es sich vielmehr durch mathematische Berechnung herausstellte, daß eine derartige Umkehrung der Bewegungsrichtung bei einem Planeten denkbar sei. Wenige Monate danach entdeckte Professor Perrine an der Lickstern-warte zwei neue Monde des Jupiter, die noch erheblich weiter von dem Planeten entfernt waren als die bisher bekannten, aber in der gewöhnlichen Richtung liefen, woraus sich also keine Ähnlichkeit zwischen dem System



des Jupiter und dem des Saturn ergab. Am 28. Februar 1908 aber fand der Astronom Melotte an der Sternwarte in Greenwich einen achten Jupitermond, und siehe da! dieser zeigte dieselbe rückläufige Bewegung wie jener neunte Saturnmond, der übrigens auf den Namen Phoebe getauft worden ist. Daraus würde also folgen, daß auch der Jupiter früher in umgekehrter Richtung um die Sonne gegangen ist.

Damit wird die gesamte Anschauung von der Entstehung des Sonnensystems hinfällig oder wenigstens in der Fassung, die ihr von Kant und Laplace gegeben worden ist, bedroht. Auf der gleichsinnigen Bewegungsrichtung aller Planeten und ihrer Monde war diese Theorie aufgebaut worden, wonach sie von einem Sonnenball abgeschleudert worden wären, der sich früher als ungeheuer glühender Nebel in derselben Richtung um seine Achse bewegt hätte. Für den achten Jupitermond würde noch eine schwache Hoffnung sein, die widersinnige Bewegung durch Störungen von der Sonne aus zu erklären, die in ihrer Anziehungskraft auf diesen kleinen Himmelskörper mit dem Jupiter in Streit liegt. Die Astronomen und Mathematiker werden noch viel zu arbeiten haben, ehe diese neuen Rätsel ihre Aufklärung gefunden haben werden.





Es sei hier auf eine Reihe pädagogischer Schriften aufmerksam gemacht:

Steins politisch-pädagogisches Testament. Volksgesundung durch Erziehung. Von Johannes Langermann. Preis M. 6,–.

Ein Buch von hohem Interesse, das vielseitige Aufklärungen und neue schöne Gedanken gibt. Zum Beispiel der Bericht über die Arbeit mit schwachbegabten Kindern muß einen jeden Erzieher hinreißen, diesem idealen Vorbild nachzueifern, um auch seinen Kindern das hohe Glück eines solchen Lebens geben zu können. Nicht einmal, sondern immer wieder muß man in diesem herrlichen Buche lesen.



Handelndes Rechnen. Mit 3 Beilagen. Von Johannes Langermann.

Ein Buch, das jedem Lehrer und Erzieher klarlegt, Kindern in fast vollkommener Weise das Rechnen zu lehren. Wenn in dieser Weise ausgeführt, so müssen die Kinder die Rechenstunde mit Begeisterung herbeisehnen; das Rechnen wird an das Leben angeknüpft, durch Anschauung klargelegt, und jedes Kind muß sich an den Aufgaben praktisch betätigen.

Der erste Sprachunterricht nach den Grundsätzen der Lebenserziehung. Von Friedrich Zimmer. Preis M. 2,50.

In diesem Buche ist ausführlich der Gang durch den ersten Sprachunterricht gegeben, und zwar ist die Art des Unterrichts so voll Leben, die Beispiele sind so sorgfältig aus dem Interessenkreise der Kinder gewählt, daß diese neue Art des Sprachunterrichts für die Kleinen eine große Erleichterung und Freude sein muß. Der erste Teil des Buches gibt in fesselnder Form dem Erzieher und Lehrer die Gründe und den Weg zu dieser Methode.

Ein Frauendienstjahr in der Krankenpflege. Von Prof. D. Dr. Friedrich Zimmer. Preis geh. M. 1,–.

Ein Heft, das, wenn weiter verbreitet, viele junge Mädchen zu einem Berufe begeistern würde, der sie wahrhaft zufrieden und glücklich machen kann.

Die Haustochter. Aus und zur Selbstbesinnung der weiblichen Jugend dargeboten von D. Friedrich Zimmer. Preis geh. M. 0,50.

In dem Heft werden die Pflichten der Haustochter im Kreise ihrer Angehörigen dargelegt und den Eltern der Weg gewiesen, ihre Tochter eine Ausbildung empfangen zu lassen, die sie in recht ihrer Natur entsprechender Weise auf ihre Lebensaufgabe als Frau vorbereitet.

Geschwister. Von D. Friedrich Zimmer. Preis geh. M. 0,50.

Ein Heft, lehrreich für jede Mutter, überhaupt jeden Erzieher, der die ihm anvertrauten Kinder zu einem liebreichen schönen Leben mit den Geschwistern und anderen Kindern anleiten möchte. – Auch älteren Kindern sollte man dies Heft zu lesen geben.

Volkserziehung. Kritiken und Vorschläge. Von Dr. Richard Seyfert. Gekrönte Preisschrift. Preis M. 2,40.

Dieses Buch wurde durch eine Preisaufgabe angeregt über das Thema: „Wie kann die Gesundung unseres Volkslebens durch Erziehung im Geiste der Humanität gefördert werden?"

K.







Die Wiedervereinigung der drei Berliner Zweige der T. G.

Wir können von einem sehr erfreulichen Ereignis berichten, und zwar vom Zusammenschluß der Zweige Steglitz, Nord-Berlin und Berlin. Die Zeit war herangekommen, um die in den einzelnen Zweigen gemachten Erfahrungen und erworbenen Kräfte zur gemeinschaftlichen äußeren Arbeit zu verwerten. Der Zusammenschluß wurde von den Vorständen der Zweige bereits am 24. Juni beschlossen. Am 13. September fand eine außerordentliche Generalversammlung statt, auf welcher der Beschluß der Vorstände einstimmig gutgeheißen wurde. Die verschmolzenen Zweige führen den Namen „Zweig Berlin".

Ein Wahlkomitee, aus sieben Personen bestehend, schlug die folgende Liste zur Vorstandswahl vor: Herr Paul Raatz I. Vorsitzender, Herr Ernst John II. Vorsitzender, Herr Sándor Weiß I. Schriftführer, Frau Dora Raatz II. Schriftführer, Herr Oskar Stoll I. Kassierer, Herr Walzer II. Kassierer, Herr Leopold Corvinus Bibliothekar. Für die Ämter außerhalb des Vorstandes wurden vorgeschlagen: Herr Leo Schoch zum Korrespondierenden Sekretär des Zweiges, die Herren Otto Bethge und Ernst Wiederhold zu Kassenrevisoren. Die Vorgeschlagenen wurden jedesmal einstimmig gewählt. Herr Leo Schoch wohnt Lankwitz b. Berlin, Hauptstraße 4. Eine Subskriptionsliste lag aus, um Geld für notwendige Erneuerungen und Anschaffungen in den Vereinsräumen Wilhelmstraße 120 zu sammeln. Mögen alle Veranstaltungen des Zweiges von derselben Harmonie und demselben freudigen Enthusiasmus belebt sein, wie diese erste konstituierende Generalversammlung!

Sándor Weiß,
Schriftführer der Generalversammlung.

Quittungen.

Vom 15. September bis 15. Oktober gingen folgende Beiträge ein:
Zweig München 22 M., Zweig Suhl 10 M.
Dankend quittiert hiermit

der Schatzmeister Ernst John,
Lankwitz-Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 122, II.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.





Vom westlichen Okkultismus.

In diesem zweiten Bande der „Briefe, die mir geholfen haben“ verdient eines ganz besonders hervorgehoben zu werden. Das ist die Behauptung, daß wir uns jetzt auf demselben Standpunkt befinden, wie seinerzeit die Dhyan Chohans, als sie „den frischen Antrieb gaben für die neuen Vorbilder, aus denen sich später die unendlichen Verschiedenheiten der Natur gestalteten“. — „Wir wirken für die kommenden Cyklen und Jahrhunderte“ (siehe: Briefe II, 2). Weiterhin in Brief XV sagt Herr Judge uns: „Dies ist das Zeitalter des Westlichen Okkultismus.“ Es scheint also ganz klar, daß der „Okkultismus des Westens“ jene Kraft ist, die — geleitet von der Göttlichen Welt — die neuen Vorbilder einer dem Westen eigenen geistigen Entwickelung hervorbringt. Herr Judge selbst wollte uns mit diesen Winken vorbereiten auf neue Methoden und Stufen der Arbeit, Methoden und Stufen, die nicht nur für „neue Cyklen“ charakteristisch sind, sondern auch folgerichtig zu jener höheren und mächtigeren Entfaltung des Geistes hinleiten, die unserer westlichen Zivilisation eigen ist.

Jasper Niemand hat zur eben erschienenen deutschen Ausgabe der „Briefe, die mir geholfen haben“, Bd. II, ein Vorwort geschrieben, von dem wir seiner Wichtigkeit halber den Anfang hier bringen. (D. R.)



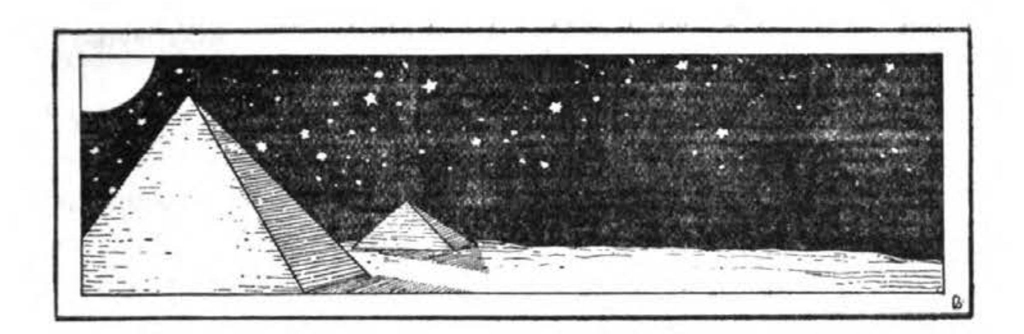
Unsere Zivilisation aber ist christlich, in dem Sinne, daß das Christentum die Religion des Westens ist, sei es auch bis jetzt noch so wenig verstanden. Darum muß die „geistige Entwickelung" unserer westlichen Rasse zweifellos den Bahnen folgen, die der Gründer der christlichen Religion vorgezeichnet hat. Denn Okkultismus — ob westlich oder anders — muß stets das von innen nach außen strömende Wirken der Wahrheit sein, der Wahrheit „die uns frei macht" — und diese findet die Bahn des geringsten Widerstandes durch die jeweilige Religion eines Volkes, durch das Emporstreben des menschlichen Geistes zum Göttlichen Sein. Wahre geistige Entwickelung muß immer der spirituellen Natur zustreben. Bereiten wir uns für eine Umwandlung der rein menschlichen Natur vor, so muß das Spirituelle unser Vorbild, unser Führer, unser Ideal sein.

Daher kann die wahre Natur unserer Menschheit des Westens am besten auf der Bahn des Strebens nach dem christlichen Ideal entfaltet werden. Das sollte für die Theosophen ein willkommener Gedanke sein, von denen viele glauben, die Wiederbelebung und Neugestaltung der Religionen der Welt sei die Mission der Theosophischen Gesellschaft. Da wir an die Einheit der Religionen glauben, — (durch die Einheit des Geistes, der sie alle beseelt), — so muß es ja unser Wunsch sein, durch unsere Worte und mehr noch durch unser Leben den wahren Wert, die wahre Bedeutung jener christlichen Glaubenssätze zu zeigen und durch unser Beispiel zu beleben, welche bis zu einem gewissen Grade unsere Zivilisation gestalteten. Glaubenssätze, die bestimmt sind, diese Zivilisation immer mehr zu heben und wahrer zu gestalten, in denen wir geboren und erzogen sind. Unsicher nur tastet der Westen sich bis jetzt dem wahren Christentum entgegen; aber schon hören wachsame Seelen das Einströmen des Geistes der Aspiration, den Flügelschlag, der das religiöse Denken der Menge emporhebt. . . . .

Jasper Niemand.







Kulturtechnik der Vergangenheit.

Von Paul Borchardt.

Ich habe zum Titel meiner Arbeit ein Wort gewählt, welches vielleicht erst im Laufe derselben klar werden wird. In dieser möchte ich zeigen, daß das Altertum in einigen Künsten und Techniken bereits auf einer so hohen Stufe stand, daß unsere heutige Technik im Vergleich darin einen Niedergang bedeutet. Meine Worte klingen vielleicht etwas paradox, aber ich will versuchen, dieselben zu rechtfertigen, indem ich einen Überblick über die Techniken einiger dieser Völker gebe.

Man hat unser Jahrhundert das des „Papieres" genannt. Papier und Druck sind zwei Begriffe für uns geworden, ohne welche wir im täglichen Leben garnicht mehr auskommen könnten. Wir sind auf unsere Errungenschaften so stolz, daß wir gar nicht bedenken, daß die Papierfabrikation bei den alten Aegyptern bereits hoch entwickelt war. Ca. 2000 Jahre vor Christi Geburt fertigte dieses große Kulturvolk schon Papier, von dessen Güte wir heute noch überrascht sind. In Memphis erhielt der Aegyptologe Wilkonson einen Papyrus, der ca. 3000 Jahre alt war. Derselbe war gerollt und verschiedene Male geknifft worden, ohne dadurch besonders beschädigt zu sein. Wir unsererseits wundern uns garnicht, wenn dieses heiße Klima unsere Papiere schon nach einigen Jahrzehnten zu zerstören beginnt. Plinius berichtet genau den Herstellungsprozeß dieses Papieres in der Fabrik



zu Memphis. In Süditalien bemühen sich jetzt einige Papierfabriken aus der dort ebenfalls wachsenden Papyrusstaude einen Stoff zu erzeugen, der den alten Papyri gleichkommen soll; doch ist ihnen dieses bisher noch nicht gelungen.

Ich bemerkte schon, daß Papier und Druck bei uns zwei zusammengehörige Begriffe geworden sind. Doch um zu den Erfindern der Druckkunst zu kommen, müssen wir einen weiten Sprung von einem uralten Kulturzentrum zum anderen machen, von Afrika nach Asien, von Aegypten nach China. Gutenberg, dem Einführer der beweglichen Typen in Deutschland, wird oft genug auch die Erfindung derselben zugeschrieben. Doch selbst sein berühmter Biograph Antonius von der Linde*) berichtet ungefähr folgendes:

„Weit eher als in Europa ward im Reich der Mitte die Kunst des Buchdruckes erfunden. Das älteste chinesische Druckwerk ist schon im X. Jahrhundert entstanden."

„Tibet ist, wie China und Deutschland, ein Land der Bücher, es wird in ihm viel gedruckt, seit langer Zeit gedruckt, denn die Buchdruckpresse ist den Bewohnern des Schneereiches vielleicht schon seit der Dynastie Thang (618 n. Chr.), unter welcher sie in China erfunden wurde, bekannt, jedenfalls aber mindestens 200 Jahre länger als den Europäern."

In einer interessanten Abhandlung berichtet er dann weiter, daß in China ein Schmied Pifching schon im Jahre 1041 den Druck mit beweglichen Lettern herstellte. Zu diesem Zweck arbeitete er die Typen in Ton, härtete denselben und zerschnitt später die Tafel. Zum Druck wurden die einzelnen Typen zu einer Platte zusammengesetzt, und von dieser die Drucke abgezogen. Nach seinem Tode übergaben seine Gehilfen seine Typen und sein Werkzeug dem Schajü der Provinz Fu-Kiang, der es mit einer Beschreibung dieser Druckkunst zusammen aufbewahrte.**)

---

*) A. v. d. Linde, Gutenberg 1878.

**) Diese Geschichte ist den Menzi Annalen von Sheng Kwa entnommen, geschrieben Sung-Dynastie. (Im ostasiat. Seminar, Hbg.)



„Bemerkenswert ist es jedenfalls", so schreibt Linde, „daß auch der Versuch mit beweglichen Typen zu drucken in China lange vor Gutenberg gemacht wurde."

H. P. Blavatsky*) erzählt ebenfalls von ihren Reisen in Tibet:

„Wir selbst haben in mehreren tibetanischen Lamaserien, wo Druckereien vorhanden sind, bewegliche Druckblöcke als Kuriositäten aufbewahrt gesehen. Es wird ihnen das größte Alter zugeschrieben, insofern als mit der Vervollkommnung der Drucktypen die alten gleichzeitig mit den frühesten Aufzeichnungen buddhistischer Lamaserien aufgehoben wurden." Ebenso berichtet Colonel Yule in seinem Buche „The book of Ser Marco Polo"**); daß außer Marco Polo so mancher Reisende aus China bewegliche Holzlettern und Musterproben von chinesischen Büchern heimgebracht hat, deren Text ganz mit solchen Blöcken gedruckt war. Ich nehme an, daß diese Angaben genügen, um zu zeigen, daß die bewegliche Type keineswegs eine europäische Erfindung darstellt.

Das Bulak Museum in Kairo ist für seine unersetzlichen Schätze weltbekannt. Die schönsten Perlenstickereien von unübertrefflicher Feinheit finden wir hier aufbewahrt. Im Vergleich mit unseren modernen Gobelins müssen wir den vollendeten Geschmack der Aegypter bewundern, mit welchem sie diese Farbenzusammenstellungen erdachten. Einen Teil dieses Erbes haben wohl die alten Juden übernommen, denn die Bibel erzählt uns genug von prächtigen Stickereien, die besonders beim Bau des Stiftszeltes und beim Schmücken der Priesterkleidung benutzt wurden. Im Jahre 1851 wurden auf der Londoner Ausstellung Fingerringe einer Mumie ausgestellt, die als Meisterstücke der Juwelierkunst preisgekrönt wurden. Es gibt kaum eine Kunst oder Technik, die die Aegypter nicht in der großartigsten Weise beherrschten. Ihre Bauwerke sind bis heute in Mächtigkeit und Festigkeit

*) H. P. B. Isis entschleiert. I. p. 513. Lpz.

**) Bd. 1. pp. 133-135.

noch nicht übertroffen worden. „Sie verwandten weder Mörtel noch Zement, noch Stahl oder Eisen, um ihre Steine zu behauen; und doch waren diese so kunstvoll bearbeitet, daß an vielen Stellen die Fugen kaum sichtbar sind,“ wie Kenealy in seinem „Book of God“ berichtet. Doch es ist noch zweifelhaft, ob die alten Aegypter nicht auch bereits das Eisen kannten, seitdem Oberst Howard Vype in einer Fuge der Cheopspyramide ein Eisenstück fand. Bunsen schätzt das Alter dieser Pyramide auf 20000 Jahre.

Daß die alten Völker große optische Kenntnisse besaßen, scheint ohne Zweifel zu sein. Prof. Draper*) gesteht ihnen einige Kenntnisse zu, seitdem eine convexe Linse bei den Ausgrabungen zu Nimrod gefunden worden ist, während andere diese wieder entschieden in Abrede stellen. Cicero erzählt, daß er die Iliade so aufgezeichnet gefunden habe, daß sie bequem in eine Nußschale gesteckt werden konnte, während Nero nach Plinius einen Ring mit einem Vergrößerungsglase besaß, durch welches er das Vorgehen der Gladiatoren von weitem beobachten konnte.

Mauritius soll ein Instrument besessen haben, mit dem er von der Vorspitze Siciliens nach Afrika sehen konnte, und welches er nauscopite nannte. Im Besitze des Historikers Wendell Phylips**) befand sich ein Ring mit der Gravierung des Gottes Herkules, bei der erst mit einem scharfen Glase die Feinarbeiten zu unterscheiden waren. Dann aber, um seine Worte zu gebrauchen, konnte man „jedes einzelne Haar auf den Augenbrauen zählen“. Diese Tatsachen sprechen für sich selbst.

Nicht einmal die Erfindung der Dampfmaschine können wir für uns in Anspruch nehmen, denn im Museum zu Alexandria befand sich eine Maschine von Hero dem Mathematiker konstruiert, die sich mit Hilfe des Dampfes bewegte und große Ähnlichkeit mit unseren Reaktionsturbinen

---

*) J. W. Draper, History of the Conflict between Religion and Science, London 1875. p. 14.

**) Wendell Phylips, Lost Arts. Boston. 1884.

hatte.*) Ein Modell dieser Maschine befindet sich im Victoria and Albert Museum, London.

Großes Wissen kann den Alten auch in der Elektrizität nicht abgesprochen werden. Am Horostempel zu Edfu und am Hathortempel zu Dendara (2. Jahrh. v. Chr.) befinden sich Inschriften, die von Holzmasten berichten, die mit Kupfer beschlagen zur Abwehr der Blitze aufgestellt wurden. Von diesen Priestergelehrten wird wohl auch Moses seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse erlernt haben, denn die Untersuchungen des Ingenieurs Stadelmann**) beweisen, daß die Bundeslade einer großen Leydener Flasche gleicht, die durch die hohen Auffangestangen mit Luftelektrizität geladen wurde. Die Amtstracht des Oberpriesters bestand aus einem zusammenhängenden Goldgewebe. In ähnlicher Weise benutzte der russische Gelehrte Professor Artemiew für seine Arbeiten mit Starkströmen ein Kettengewand aus Stahl, welches die Ströme vollständig ablenkte. Die Notwendigkeit dieses Schutzkleides ersehen wir aus folgendem Bibelvers: „Und Aron und seine Söhne sollen die Kleidung anhaben, wenn sie zum Altar hintreten, auf daß sie nicht sterben müssen." Die Söhne Arons traten gegen dieses Verbot zum Altar und wurden von dem „göttlichen Feuer" verzehrt.

Prof. Michaelis berichtet in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" III. 5, daß die Spitzen des Tempeldaches zu Jerusalem durch Röhren mit den Höhlen im Berge verbunden waren und so als Blitzableiter dienten. Ktesias***), der Begleiter Xenophons, beschreibt, daß in Indien „Eisen auf den Grund eines Brunnens gelegt und in Schwertform mit aufwärts gerichteter Spitze befestigt, die Eigentümlichkeit besaß, Stürme und Blitze abzuwenden."

Tullus Hostilius wurde, wie Plinius (lib. II. cap. 53) zeigt, bei elektrischen Experimenten, die er unvorsichtig ausführte, von dem Blitze zerschmettert. „Geleitet von Numas Buch

*) Draper. Confl. b. R. u. S. p. 311.
**) Elektrotechnischer Anzeiger, Juli 1909.
***) ap. Phot. Bibl.

unternahm es Tullus, die Hilfe Jupiters anzurufen. Doch, da er die Formel mißverstand, ging er zu Grunde, vom Donner zerschmettert.“ Eine Nachricht, die allerdings sehr unwahrscheinlich klingt, bringt P. B. Randolph*). Er fand während seines Aufenthaltes in Aegypten, wie er sagt, genügend Anhalt dafür, daß „eine der Cleopatras (?) durch einen Draht nach allen Städten Nachricht sandte von Heliopolis nach Elephantea am oberen Nil.“

Über die Kultur der Aegypter gibt uns besonders ein wichtiger Papyrus Auskunft. Der „Papyrus Erbers“ zeigt, daß dieses Volk bereits Schminken, Zahnwässer, Haarunterlagen und andere nach unserer Meinung ganz moderne Erfindungen besaß.

Ihre große Gelehrsamkeit in der Mathematik können wir aus dem Folgenden erkennen: „Der Brunnen von Syene, erbaut vor 5400 Jahren, als dieser Punkt genau unter dem Wendekreise lag, was jetzt nicht mehr der Fall ist, war so gegraben, daß genau im Moment der Sonnenwende zu Mittag die ganze Sonnenscheibe auf seiner Oberfläche reflektiert zu sehen war, — ein Werk, das die vereinte Geschicklichkeit aller Astronomen Europas nicht im Stande wäre zu vollbringen.“**)

Besonders in der Medizin hatten sie eine hohe Entwicklung erreicht. Die Kunst des Einbalsamierens wurde von diesen Priesterärzten bis zur höchsten Vollkommenheit ausgeübt. Doch war dieses ebenfalls anderen Völkern bekannt. Der berühmte russische Asienforscher Prjevalsky fand in den großen Sandwüsten Mittelasiens***) die Ruinen zweier enormer Städte, in denen er Mumien entdeckte. Sein interessanter Bericht lautet ungefähr folgendermaßen:

„Der Ort der beiden Städte ist jetzt, infolge des Triebsandes und des Wüstenwindes, mit seltsamen und verschiedenartigen Überresten bedeckt, mit zerbrochenem Porzellan,

---

*) P. B. Randolph, Preadamite Man. Boston. 1874, p. 48.

**) Kenealy, Book of God, p. 118.

***) Bei der Oase von Tchertchen.

mit Küchengeräten und Menschenknochen. Die Eingeborenen finden oft Kupfer- und Goldmünzen, eingeschmolzene Silberbarren, Diamanten und Türkise und, was das Merkwürdigste ist, — zerbrochenes Glas. Särge aus einem nicht verfaulenden Holz oder Material, mit prächtig erhaltenen einbalsamierten Leichen. Die männlichen Mumien sind alle außerordentlich hohe, kräftig gebaute Menschen mit langem wallenden Haar.

Wir entdeckten in einem einzelnen Sarge ein junges Mädchen. Ihre Augen waren mit goldenen Scheiben geschlossen, die Kinnlade von einem goldenen Reif gehalten, der unter dem Kinn beginnend über den Scheitel des Kopfes lief. Gekleidet war es in ein enganliegendes wollenes Gewand, sein Busen mit goldenen Sternen bedeckt, die Füße unbekleidet gelassen."

Abbé Huc *) berichtete etwas Ähnliches von den Gräbern tartarischer Alleinherrscher, die mit Kinderleichen umgeben sind, deren Gliedmaßen noch so frisch aussehen, als ob sie eben erst verstorben wären. Solche Grüfte sollen sich in dem Kloster von Groß Kauren und auf dem heiligen Berge Bohté Qula befinden.

Diese Ausgrabungen geben jedenfalls Zeichen von einer hochentwickelten Kultur. Bei Auswicklung einiger ägyptischer Mumien fand man, daß die Leinenbinden bis 1 Kilometer lang waren, und daß diese ganze Länge in einem Stück gewebt worden war. Auch trugen die Priester der Isis Leinengewänder, die einen Weltruf in damaliger Zeit hatten. Das Volk legte ihnen deshalb den Namen (Linigera) Leinenträger bei. Der König Amasis (ca. 600 v. Chr.) erhielt aus Aegypten als Geschenk ein Leinenkleid, von dem Plinius erzählt, daß jeder einzelne Faden aus 300 dünnen zusammengezwirnten Fäden bestand. Eine Leistung, die uns noch heute alle Ehre machen würde.

Selbst die neueste aller Wissenschaften, die Serologie und Immunitätslehre war dem Altertum schon bekannt. König

---

*) Huc, A. R. Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie . . . Paris 1853.



Mithridates von Pontus (gest. 63 v. Chr.) fütterte seine Gänse mit steigenden Dosen Gift jeder Art und trank dann das Blut dieser Gänse, d. h. er immunisierte sich durch Einverleibung des Serums. Man hat sogar deshalb ihm zu Ehren vorgeschlagen, diese Art von Immunisierung Mithridatismus zu benennen.

Eine Kunst, die wir unter die ganz verlorenen rechnen müssen, ist die Kunst, undurchdringbare Panzergewebe herzustellen. Die Aegypter verstanden durch Verknüpfung der Fäden in Verbindung mit Filz, Gewebe undurchdringbar für Schnitt und Hieb scharfer Waffen zu machen. Der Italiener Muraturi mühte sich vergebens ab, die Güte dieser alten Schutzhemden zu erreichen. Er vermochte aber nicht, trotz der Errungenschaften der modernen Chemie, seine Filzpanzer undurchdringbar zu machen.

Aber nicht nur mit der Herstellung von hieb- und stichsicheren Panzerhemden beschäftigte sich das Altertum, sondern auch mit der Herstellung von feuersicheren Geweben, die ehemals sehr hoch bewertet worden sind. Asbest gibt hier die Faser zum Gewebe. Unsere Industrie benutzt ja ebenfalls Asbest, besonders zur Dachdeckung und allenfalls feuersicheren Vorhängen, aber derartig feine Gewebe herzustellen, um sie an Stelle von Leinen zu tragen, ist uns noch nicht gelungen.

In einigen buddhistischen Klöstern Tibets und Chinas tragen die Mönche und Nonnen die bekannten Kutten aus einem Asbestgewebe. H. P. Blavatsky erzählt sogar, daß sie selbst beobachtet hat, wie ein solcher Mantel im Feuer gereinigt wurde. Nach einer Ausglühung von ca. 2 Stunden war der Mantel so sauber, als ob er mit Wasser und Seife gewaschen wäre.*)

Der mittelalterliche Reisende Marco Polo (1256—1323 gibt in seiner Reiseerzählung eine Beschreibung der Verarbeitung des Asbestes in der Provinz Chingintalas nordwestlich der Wüste Gobi: „Ich, Marco Polo, hatte einen türki-

*) H. P. B. Isis entschleiert I. p. 231.

schen Bekannten Namens Zurficar, der ein sehr kluger Bursche war. Dieser erzählte mir, daß er auf Befehl des Großkhans 3 Jahre hier gelebt hatte, um den Asbest für ihn herbei zu schaffen. Er sagte, daß sie so lange im Berge graben, bis sie auf eine Ader treffen, diese Ader wurde dann herausgenommen und zerstampft. Durch diese Behandlung teilt sich dieser Stoff in eine Art Wollfasern, die sie trocknen ließen, nachdem sie dieselbe mit Wasser von allen erdigen Teilen gereinigt haben. Diese Fasern wurden dann gesponnen und zu Tüchern verarbeitet. Zuerst waren diese Tücher nicht sehr weiß, aber nachdem sie eine Weile im Feuer gelegen hatten, wurden sie weiß wie Schnee. Und so wieder, wenn sie schmutzig geworden sind. Ich füge hinzu, daß sie in Rom ein Tuch aus diesem Stoff haben, welches der Großkhan dem Papste zu einem Vorhang zum Allerheiligsten sandte." *)

Doch blicken wir auf ein anderes Kulturzentrum.

In Peru konnte sich lange Jahrhunderte hindurch unter der Herrschaft der Sonnenkönige eine Kultur entwickeln, die sich fast mit der ägyptischen vergleichen ließe. Die Kulturbarbaren, die Spanier, haben hier wüst gehaust und ein ehemals hochstehendes Kulturvolk wieder zu Wilden herabgedrückt. Die Goldarbeiten, ihre Federkleider und architektonischen Verzierungen zeigten einen feinen Geschmack.

Die unzugänglichen Schluchten der Anden enthalten gewiß noch viel Unbekanntes, das künftigen Forschungsreisenden noch zu lösen vorbehalten ist. Schon jetzt haben neue Entdeckungen Streiflichter auf ein bisher ungelöstes Rätsel geworfen. Auf einigen Denkmälern der Mayavölker fanden sich Darstellungen, die auf einen Verkehr zwischen diesen und Ostasien hinwiesen. Unter anderem fand man auch eine Skulptur eines Buddha in der bekannten Yogastellung. Vor ungefähr einem Jahre wurde nun eine alte chinesische Reisechronik, die von dem Bonzen Hui-Schen verfaßt ist, aufgefunden. Dieses Schriftstück fand sich im Archiv der Shang-

*) Yule, The Book of Ser Marco Polo. I. p. 215.

Dynastie und stammt aus dem Jahre 502. Nach demselben sollen im Jahre 458 fünf buddhistische Missionare nach einem ca. 6500 Meilen entfernten Lande gezogen sein, um dort den Bewohnern das Heil ihrer Religion zu bringen. Die Beschreibung des Landes ist so vorzüglich, daß man das alte Mexiko, welches dieser Priester Fusu oder Fusang benannte, darin erkennen muß.

Doch zurück nach Aegypten, Luxor und Karnak, für viele nur ein Name, bei dem jedoch das Herz des Aegyptenkenners aufgeht. In Luxor und Karnak befinden sich die besterhaltenen Tempel Alt-Aegyptens in aller ihrer einstigen Schönheit. Hier finden wir die schönsten Skulpturen und Ornamente der klassischen Epoche und besonders die schönen leuchtenden Farben Alt-Aegyptens. Welcher Farbentechniker wollte diesen alten Künstlern die höchste Kenntnis der Farbenchemie absprechen? In Europa verbleichen die Freskofarben unter dem Einfluß der Sonne und des Klimas schon nach einigen Jahrzehnten, und hier hat ihre Leuchtkraft in den 4 Jahrtausenden nicht im geringsten gelitten. Wilkinson*) hat sich vergebens bemüht, diese Farben aus ihren chemischen Zusammensetzungen zu rekonstruieren. Die unverlöschlichen Farben von Luxor, das leuchtende Blau und Zinnober, sie sind für uns verloren. Vielleicht gelingt es wieder in späteren Jahren hinter das Geheimnis der Alten des Landes Chemia zu kommen. Eine ganze Anzahl Farben ist uns psychologisch sogar unbekannt, wie Wendell Phylips**) in einer Vorlesung beweist, während die Orientalen dieselben erkennen können. Er sagte damals: „Die französischen Färber Lyons, deren Geschick unübertrefflich ist, haben Kenntnis von der Tatsache, daß es einen gewissen zarten Ton von „Blau" gibt, den die Europäer nicht sehen können .... und in Kashmir, wo die Mädchen Shawls im Werte von 30000 Dollars herstellen, würden den Färbern 300 verschiedene Farben gezeigt

---

*) Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptiens.

**) Lost arts, Boston 1884.

werden, die sie nicht nur nicht erzeugen, sondern nicht einmal unterscheiden können."

Es ist gewiß eine sehr interessante Tatsache, daß unser Unterscheidungsvermögen zu abgestumpft ist, um dergleichen geringe Farbenunterschiede zu erkennen.

Die ganze zivilisierte Welt verfolgte seiner Zeit mit großem Interesse die Ausgrabung Pompejis. Seit Jahrhunderten schlummerte die alte unverfälschte römische Stadt, beschützt von der Lava und Bimstein des Vesuv. Doch die Spitzhacke des Archäologen schuf sich Eingang in das alte Leben der Italiker. Groß war aber auch das Erstaunen, als man die Überbleibsel dieser Kulturepoche auffand. Bei den Ausschachtungen stieß man auf ein Haus, dessen eines Zimmer vollständig aus Glas bestand. Man fand hier richtige Glasfenster, einen Glasfußboden und eine große Anzahl geschliffener und farbiger Gläser und Vasen. In Rom existiert ein Glas nach Phylips, in welchem mitten in der Masse sich eine farbige Kugel in Form einer Ente befindet. Da absolut keine Risse zu entdecken sind, wie solche beim Einbrennprozeß entstehen, so muß diese Kugel eingegossen sein. Ein äußerst schwieriger Prozeß.

Katholischen Priestern wurde vor 200 Jahren in China ein Glas gezeigt, welches vollständig klar und durchsichtig erschien. Wurde es jedoch mit Likör gefüllt, und schaute man dann hindurch, so schien es wie mit Fischen gefüllt. Auch die alten Aegypter waren in der Glasfabrikation sehr erfahren. Sie verstanden das Glas so hervorragend zu färben, daß man es mit Erfolg mit jedem Edelstein vergleichen konnte. „Dabei arbeiteten sie so vollkommen, daß unsere europäischen Chemiker noch heute unfähig sind, es ihnen nachzumachen," wie Gardner Wilkinson schreibt.

In der Genua-Kathedrale befand sich lange Jahrhunderte hindurch eine Vase, die aus Smaragd bestehen sollte. Es wurde ihr großer Wert beigelegt, denn der Kirchenlegende nach sollte sie aus der Schatzkammer Salomos sein, ein Geschenk der Königin von Saba. Außerdem sollte sie auch beim letzten Abendmahl Christi benutzt worden sein. Als



sie jedoch Napoleon I. als wertvolles Beutestück mit nach Paris nahm und der Akademie zur Untersuchung übergab, stellte sich heraus, daß es überhaupt kein Stein war, sondern nur eine vorzügliche Glasimitation, die man Jahrhunderte lang für echten Smaragd gehalten hatte.

Die schönen Tinten der mittelalterlichen Kirchengläser und besonders venezianischer Perlen sind zu allgemein bekannt, um noch besonders erwähnt zu werden.

In bunter Folge bewegen sich Menschen und Scenen an unserem geistigen Auge vorüber. Bald befinden wir uns an den Abhängen des Himalaja und bald wieder am Libanon. Hier in der aus der Bibel wohlbekannten Stadt Damaskus wurde lange Jahrhunderte hindurch die Kunst der Waffenschmiede in der höchsten Vollendung gepflegt. Hier in Damaskus wurde der berühmte Damascenerstahl schon im Altertum gearbeitet. Der Ursprung dieses uns unbekannten Verfahrens stammt von den Abhängen des Himalaja, wo wir wahrscheinlich die ältesten Waffenschmiede zu suchen haben. (?)

In dem Besitze unserer Museen befinden sich indische Schwerter und Dolche, die vollständig in der Stahlarbeit den Damascener Klingen gleichen.

Noch heute kann man in Indien Waffengaukler sehen, die einen in die Luft geworfenen Schleier mit ihren Klingen zerhauen. Eine derartige Leistung ist mit unseren Waffen einfach ausgeschlossen. Lange Zeit hat man versucht, diesen Stahl nachzumachen und dies ist auch fast gelungen, allerdings wie Boeheim (Handbuch für Waffenkunde) sagt, ohne die Güte und Geschmeidigkeit des indischen Damascenerstahls zu erreichen.

Ich hoffe, durch meine Ausführungen gezeigt zu haben, daß unsere Zeit keinen Grund hat, auf unsere Vorväter herabzuschauen, so lange wir nicht im Stande sind, es ihnen in jeder Hinsicht gleich zu tun.







Unsere Gegner.

Nicht die sind's, die den Flitter persönlichen Ansehens und äußerer Macht verteidigend von draußen herein über die erhabenen Wahrheiten schimpfen und spotten; es sind nicht die Fanatiker der bedrohten Kirchen oder diejenigen Vertreter der jungen Wissenschaft, die, ihr Gebiet überschreitend, in kindlicher Vermessenheit herabsehen auf die ewige Mutter alles Wissens. Das sind meist jüngere Seelen, zu schwach noch, um dem Anprall des Gedankenstroms der Masse zu widerstehen, oder in einzelnen Fällen aufrichtig Suchende, die aber noch hart bedrängt sind von der Schwere feinmaterieller Einflüsse. Nein, solche sind nicht zu den Gegnern der Theosophie zu zählen. Ihre Versuche, der wahren theosophischen Bewegung Abbruch zu tun, gleicht dem Anrennen eines waffenlosen Kämpfers an den Felsengrund einer trotzigen Burg. Ihr Bemühen kann in einzelnen Fällen sogar den Erfolg haben, daß bisher Fernstehende auf die hellleuchtenden Zinnen des himmelstrebenden Baues aufmerksam gemacht werden. Nein, von hier droht keine wirkliche Gefahr.

Willst Du ernste Gegner finden, so mußt Du vor allem im Stall der Herde Umschau halten. Wohl wird das Auge des vom Schein Befangenen hier zunächst nur Schafe erblicken und Hirten, die sich geschäftig mühen. Aber greife einmal tüchtig zu, und Du wirst bei mancher dieser Gestalten das Schaffell in der Hand behalten. Blicke tiefer, und aus manchem Auge wird Dir die dunkle Glut verborgener Wünsche entgegenleuchten. Die sich aber als Hirten aus-

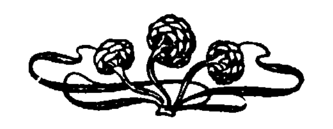
geben, sind vielfach Eindringlinge, nicht dienend im Namen des Einen, sondern darauf ausgehend, hier eigene Vorteile zu erringen. Es sind vielfach nur Schwächlinge, nicht bewußt, daß sie sich in den Dienst schlimmer Mächte gestellt haben, von Eitelkeit geblendete Streber, denen der Weihrauch eigener Erfolge den Sinn für das Wahre trübt. Aber hinter ihnen stehen die Mächtigen des ewigen Widerstandes. Ihrer finsteren Meisterschaft gelingt es nur zu leicht, ihre Söldlinge einzuschmuggeln in die Reihen der meist Ahnungslosen. Letztere sind also vielfach blinde Blindenleiter; aber nicht so sehr das Wirken der Einzelnen ist es, was Bedeutung bekommt, sondern die Summe der so in Tätigkeit gesetzten Gegenkraft, durch die sich die bewußte planmäßige Leitung der im Hintergrund verborgenen Intelligenzen offenbart. Von den Fahnen ihrer Scharen winken die Lockungen des persönlichen Erfolges, des niederastralen Wissens und einer falschen Freiheit. Nicht Liebe zum Ewigen und Opferfreudigkeit verkünden sie und Überwindung des niederen Selbsts, sondern Enthüllung weislich verborgener Geheimnisse und Entwicklung verhängnisvoller Kräfte. Der ihren Weisungen Folgende begibt sich in eine Welt voll Illusionen und Gefahren. Und auf der anderen Seite sehe ich den Weihrauchsdunst und allen Pomp einer neuen Kirche mit Päpsten und Dogmen. Hier also, strebender Bruder, sind ernstere Gegner des Lichtes.

Und doch sage ich wiederum: „Von hier droht Dir nicht die wahre Gefahr.“ Nicht in den Reihen der über die Macht ihrer Kirche eifersüchtig wachenden Priester und nicht unter den Vertretern einer durch gewisse Erfolge geblendeten Wissenschaft, auch nicht im Kreis der äußerlich sich zur Wahrheit Bekennenden, selbst nicht unter den Mächtigen der Finsternis suche den letzten und schlimmsten Feind, sondern allein in den Tiefen Deiner Menschenseele. So dort nicht jeden Wunsches Hauch verschwunden ist und Du nicht endgültig eingetreten bist in den Lichtkreis der Brüder des ewigen Mitleids, so lange kann den Wurzeln des Riesenunkrauts immer wieder neue Nahrung zufließen. Die Mah-



nung zur Wachsamkeit ist deshalb vor allem ein Ruf zur Einkehr. Tiefer und tiefer dringe in die Tiefen Deines Ichs. Dann wirst Du einmal eintreten in den mächtigen Strom, der jeden gefahrlos ans Ziel führt, in dem der unsichtbare Streiter unwiderruflich die Leitung des Lebens übernommen hat.

K. W.



Aphorismen.

Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen.

Goethe zu v. Müller.

Wenn man etwas vor sich bringen will, muß man sich knapp zusammennehmen und sich wenig um das kümmern, was andere tun.

Goethe zu v. Müller.





Der Welterlösungsgedanke.

Von Jul. Rud. Kaim.

Ich bin überzeugt, daß viele der verehrten Leser die folgenden Seiten mit Kopfschütteln, oder gar Unbill lesen werden. Ja ich weiß genau und hoffe, daß man mich daraufhin angreifen wird, — in dieser Zeitschrift oder irgend anders — aber das ist kein Grund, Gesagtes etwa zurückzunehmen. Wer über Gedanken, die alt sind, wie das erwachende Menschengeschlecht nachdenkt, ist Richter in sich selbst, und so möchte ich in diesem Sinnne einige Worte Voltaires anführen:

»Ein Richter verbringt sein Leben damit, die Wahrscheinlichkeiten gegeneinander abzuwägen, sie zu berechnen, ihre Kraft abzuschätzen.«

(Aus Essai sur les probabilités en fait de justice.)

Ohne mir anzumaßen, die größere Wahrscheinlichkeit gefunden zu haben, wage ich, meinen Lesern einige Gedanken vorzulegen, die — ich gestehe — bei gar manchem auf Widerspruch stoßen werden.

»Der Geist der Rache: meine Freunde, das war bisher der Menschen bestes Nachdenken; und wo Leid war, da sollte immer Strafe sein.

„Strafe“ nämlich, so heißt sich die Rache selber; mit einem Lügenwort heuchelt sie sich ein gutes Gewissen.«



Also steht im Zarathustra von Nietzsche. Gibt es wirklich Leute, die keine Rachegefühle haben? Gibt es Menschen, die Sonderlinge genug sind, nicht Unbill mit Unbill zu vergelten, nach dem Worte: Aug' um Auge, Zahn um Zahn? Ist aber Strafe immer Rache? Sollte nicht Strafe = Rache sein, so müssen wir sagen, daß Strafe „Weg zur Besserung" ist. Das aber ist weder im menschlichen Dasein der Fall, noch beim Einschreiten einer gedachten göttlichen Macht. Wer heute einen Mord begeht, wird, damit der Ermordete gerächt wird, hinter Schloß und Riegel gebracht; d. h. die menschliche Gesellschaft rächt sich an einem, der in ihr Getriebe frevelnd eingegriffen hat. Die Strafe der „Blutrache" trägt den Stempel ihrer Wertung schon in sich selbst, und es ist unschwer, sich über den Standpunkt der Vertreter dieser Art von Strafe klar zu werden. Dieses Ganze hin und her soll eines Tages anders werden, Strafe unnötig, das „aurea prima aetas" der alten Mythologie soll in neuer Fassung entstehen, die Menschen sollen Lämmern gleichen, und statt des Schwertes wird die Pflugschar ständig in ihren Händen sein; ein idealer Zustand auf Erden, ein Zustand, über dessen Existenzberechtigung sich wohl niemand klar ist. Wer ist naiv genug, diesen schlaffen, tierischen Zustand als den der Welterlösung, der Erlösung von Pein, von Rache und Strafe, zu betrachten? Wer hat soviel kindlichen Sinn, dieses Prophetentum als ein echtes anzusehen, das den Schlaraffenzustand auf Erden als Erlösung bezeichnet? Ist eine Erlösung nicht etwas höheres, als eine Umdrehung der Erdenzustände, so ist das Wort, oder der Begriff „Erlösung", ein falsches; denn im Begriffe der Erlösung soll etwas wunderbar erhebendes liegen. Dazu kommt, daß eine solche Erlösung Furchtbares bringen würde, indem sie Sorge und Kummer d e n Menschen rauben würde, die noch auf Erden leben. Sehen wir uns doch die Menschen an, die anscheinend ohne Sorgen und Skrupel leben: Oberflächliche, glatte Leute sind es. Das Schopenhauer'sche Gleichnis, in dem er die Sorge und den Lebenskummer mit dem Druck der Atmosphäre vergleicht, ohne den der Körper platzen würde, ist wohl anzuerkennen und deucht



mir ein Weg zur Lösung des Welterlösungsproblems zu sein. Ich werde bald darauf zurückkommen. Eng verbunden mit dem Plane einer Welterlösung ist die Gestalt des Erlösenden oder Messias. Trotzdem schon häufig solche Erlöser teils erdacht, teils in Wahrheit gelebt haben wollen, ist die Welt nicht um ein Jota besser geworden, ja es gibt ernsthafte Menschen, die behaupten, sie würde von Tag zu Tag schlechter und unerfreulicher. Es scheint also diese Erzählung vom Erscheinen eines Messias eine kleine mythologische Umänderung zu sein, die teils zur bequemlichen Beruhigung der Übeltäter, teils als Ideal für schwärmerische Gottesmenschen erfunden wurde. Ich weiß nicht genau, ob dieser Glaube an das Himmelreich vor den Augen der Erdenmenschen wirklich sehr viel Gutes in sich birgt. Mein persönliches Erachten jedoch geht dahin, daß der ganze Messiasgedanke stets allzu menschlich aufgefaßt wurde. Es ist bei unseren Erörterungen hier ganz gleichgültig, ob ein Jesus von Nazareth je gelebt hat, oder nicht; was uns hier zu interessieren hat, ist das Typische des Welterlösungsgedankens, das in die Person dieses Gottmenschen gelegt wird. Seine Verheißungen sind nichts als die Ideale der arbeitenden Menschheit, Wohlstand, Friede etc.

Ein paradiesischer Zustand wird uns schon im Alten Testamente geschildert und zwar in so lächerlicher Weise, daß ein ernsthafter Mensch bei dem Gedanken, daß dieser Zustand erlösend sei, nur durch die Kindlichkeit der Ideen gerührt sein kann; denn daß Gott, man denke sich darunter, was man will, jeden Mittag im Paradiese (Garten Eden) spazieren geht, ist wahrlich eine Tatsache, die sich selbst mit der kirchlichsten Gestalt Gottvaters nicht verbinden läßt. Und der spätere Versuch desselben Gottes, in dreifacher, verjüngter Menschengestalt, das Weltall zu erlösen, mißlingt ebenfalls. Oder haben etwa Judentum und Christentum je Frieden gebracht? Sie haben ihn wohl gepredigt, aber sie haben sich nicht nach ihren eigenen Vorschriften gerichtet.

Alles bisher Angeführte ist nur angeführt worden zum Beweise dafür, daß eine Welterlösung im biblisch-göttlichen



Sinne nicht gut möglich, ja, daß der Gedanke an eine solche für den daran Glaubenden eine Schande und ein Beweis von unglaublicher geistiger Kurzsichtigkeit ist.

Geben wir den lächerlichen und kindischen Gedanken einer solchen Richtung auf, so bleibt uns die reine menschliche Welterlösung. Um dieser näher zu treten ist es notwendig, sich mit dem zu befassen, wovon der Mensch erlöst werden soll. Es wird nicht vermieden werden können, hin und wieder einen Blick auf die andere Methode des Welterlösungsgedankens zu werfen, besonders, da ich mich auf einige spinozistische Lehren beziehen muß, um in Kürze ans Ziel zu gelangen. Ich werde mich selbstverständlich mit der Anführung der Lehrsätze begnügen, deren Anerkennung und Beweis der Leser aus Spinozas „Ethik" selbst entnehmen kann, falls er glaubt, die angeführten Sätze nicht ohne weiteres unterschreiben zu können.

Wer da annimmt, daß nach der Welterlösung der glücklichste Zustand eintreten muß, setzt unbedingt voraus, daß er alles Gute als Existierender ausüben und genießen wird. Ich führe den 21. Lehrsatz des IV. Teils der Ethik an, der dem vorigen Satze als Fundament dienen kann: »Niemand kann begehren, glückselig zu sein, gut zu handeln, gut zu leben, ohne zugleich begehrt zu sein, zu handeln, zu leben, d. h. zu existieren.« Also muß der an etwas Welterlösendes Glaubende dieses in einem Leben suchen. Warum aber in die Ferne schweifen? Warum nicht die Welterlösung im jeweiligen Menschenleben suchen? Es bedarf dazu durchaus keiner Lebenslage, die uns speziell auf solchen Gedanken bringt, denn (Ethik III, 50. Lehrsatz): »Jedes Ding kann zufällig (gelegentlich durch einen Nebenumstand) Ursache der Hoffnung oder Furcht sein.« Daraus erhellt, daß man von allerlei nebensächlich erscheinenden Umständen auf die Hoffnung einer innerlichen Menschenerlösung gelenkt werden kann. Man könnte einwenden, daß diese Umstände durch einen Gott dem Menschen zugeteilt werden, auf daß er sich innerlich erkenne. Dieser häufig wiederkehrende Einwurf beweist die Unmöglichkeit der Tätigkeit eines persönlichen



Gottes insofern, als ein solcher, als Allwissender, Allumfassender nicht nötig hätte, das Böse überhaupt, in den Menschen dringen zu lassen. Da bekannter Weise das Böse nur selten das Gute bewirkt, wäre es viel einfacher, das Böse auszuschalten. Eine persönliche Gottesidee muß also hier vollständig ausschalten.

Dem Erlösungsgedanken bei weitem näher als eine solche Idee bringt uns die Anknüpfung an das vorhin erwähnte Schopenhauer'sche Gleichnis. Denn das Leben ist in seinem Innern aus zwei Faktoren a und b zusammengesetzt = Freude und Kummer oder Lust und Leid. Ein Begriff c, der aus den Teilbegriffen a und b besteht, kann nach Änderung oder Entfernung eines dieser Teilbegriffe nicht mehr voll existieren. Nehmen wir also dem Leben = c einen Teil a oder b, so hört es auf Leben zu sein. Soll eine Erlösung i. d. T. bestehen, so würde sie vom Äußerlichen abweichen und den Weg ins Innerliche gehen; denn: Was zusammen ein Ganzes bildet, kann, auseinander genommen, wieder in tausend andere, kleinere, Ganze geteilt werden; daher kann eine Erlösung der Welt nur eine Erlösung des letzten Ganzen sein, das heißt, eine Erlösung dessen, was man das rein menschliche, oder bedauerlicher Weise so leichthin „Seele" bezeichnet. Nimmt man aber den Begriff „Seele" glatt und ohne Bedenken hin, so können dadurch folgenschwere Irrtümer entstehen. Nimmt man jedoch für „Seele" das spinozistische „Gott", und überträgt dieses aus dem Makrokosmos in den Mikrokosmos, und bezieht auf dieses ein erlösendes Werk, ohne an die Zustände eines goldenen Zeitalters zu denken, so hat man das Fundament einer Welterlösung erfaßt.

Ohne den Verdacht einer sogenannten Gemütskrämerei irgendwie zu bestätigen, will ich mich kurz über diese Erlösung auslassen. Das Tiefinnerliche, die Erkenntnis dessen, was „Mensch sein" eigentlich ist, das nenne ich Erlösung. Erlöst sein von den Banden des Niedrigen, von den Fesseln des Gemeinen und von den Kleinlichkeiten des Alltäglichen. Wer diesen Punkt im Leben erreicht, und in einem Leben



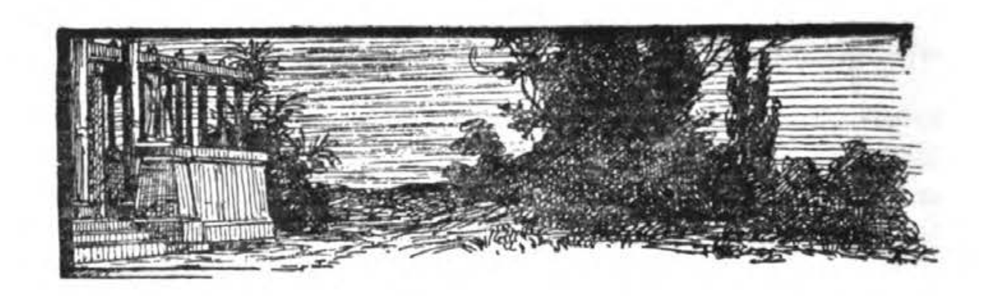
einst erreicht ihn jeder, der hat Erlösung gefunden. Hoch über den Wogen des niedrig Gedachten steht der Erlöste, nicht arbeitslos, nein arbeitsvoll, arbeitsfreudig, einer, der im Stande ist, das hohe Lied der wahren Arbeit zu singen, einer der mächtig ist frei zu sein, ein Freier unter Gefesselten, ein Losgerungener unter Gebundenen. Kein Gott, kein Messias ist nötig, um diese Erlösung des hohen Ichs zu erreichen. Jede sogedachte Messiasgestalt zertrümmert das schöne, erhabene Werk genau so, wie der Gedanke einer Welterlösung im Zeichen des Schlaraffenlebens es lächerlich macht. Der an den Felsen geschmiedete Prometheus ist ein Erlöster, selbst wenn täglich tausend Geier ihn zerfetzten. Er hat sein Werk vollbracht, er steht höher als die, welche ihn haben anschmieden lassen. Das sonnige ernste Glück im Innern ist das Zeichen der Erlösung, die sich dem Menschen nähert. Das Erhabene dieser Welterlösung vergleiche man mit der, welche das Judentum und Christentum aufgebracht haben, und, wer nicht fanatisiert ist, dem wird die Kluft, welche die Höhe der inneren Erlösung von dieser kirchlichen trennt, vor Augen treten. Ich will, da ich es für überflüssig halte, von der wissenschaftlichen, astronomisch-physikalischen Unmöglichkeit des biblischen Welterlösungsgedankens schweigen. Und wenn auf anderen Sternen auch denkende Wesen leben, so haben wir die Gewißheit, daß die höhere Anschauung der Erlösung auch bei ihnen zur Tat wird, wie sie bei jedem freien, tiefdenkenden Menschen zur Lebenstat wird.

In uns ist die Welterlösung, kein Gott kann uns eine andere geben, kein Teufel kann sie uns nehmen. Zwei Verse eines Gedichtes von Bruno Wille drücken schlicht den Inhalt dieser Erlösung aus, und mit ihnen will ich für diesmal diese Gedankengänge schließen.

Zu Bethlehem die Krippe
Ist jeder Herzensschrein.







Ein Dokument des Fortschritts.

Von Oskar Stoll.

Selbst unter den Freunden theosophischen Denkens gibt es wohl nur wenige, die glauben, daß auch innerhalb des kalten und egoistischen Geschäftslebens der Gegenwart der warme Pulsschlag eines hohen Idealismus fühlbar werden könnte. Feiert doch gerade in diesem Zweig des sozialen Lebens der Götze Mammon seine größten Triumphe und zerstört schon im Keime die veredelnden Wirkungen der werteschaffenden Arbeit. Dieser im Kopfe des Menschen regierende Dämon vergiftete dermaßen die selbstlosen Regungen des menschlichen Herzens, daß nicht nur auf dem Markte, sondern selbst in den heiligen Stätten der Religion, in den Tempeln des Christentums um die besten Plätze gefeilscht wird und der Klang des Geldes sogar unbeanstandet für die letzte Ruhestätte auf dem Friedhof ausschlaggebend ist. Ja, selbst die Seligkeit im Himmel hängt von den bezahlten Messen ab.

Überall, wo es gilt durch Feste und Feiern etc. die herabziehende Tendenz der menschlichen Natur zu stärken, schafft dieser Götze seinen Verehrern die nötigen Mittel und weiß sie dort zu entziehen, wo die Herzen den Idealen wahrhaft kulturellen Strebens entgegenschlagen. Aber wie das sieghafte Wollen unserer Zeit auf technischen Gebieten für unmöglich gehaltenes möglich machte, haben trotz der Fähigkeit der feindlichen Kräfte die geistigen Flutwellen die Herzen erweicht und selbst unter Geschäftsmännern Pioniere des



sozialen Empfindens entstehen lassen. Männer, die auf große Summen ihrer Einkünfte verzichten, um die Angestellten ihrer Betriebe materiell sicher zu stellen, um ihnen bessere Lebensbedingungen zu ermöglichen, oder wie Carnegie, Millionen für Stiftungen zum Allgemeinwohl spenden.

Bisher einzigartig in ihrer Art aber ist die vom Februar d. J. datierende Stiftung der Familie Mann in Berlin, auf die ich, wegen ihrer weittragenden Bedeutung, die geschätzten Leser von Theosophisches Leben aufmerksam machen möchte.

Die mir über diese Stiftung vorliegende materielle Urkunde weist keine Gewinnbeteiligung von Angestellten auf, auch keine einmalige Schenkung gewisser Summen für Wohlfahrtszwecke, sondern weit mehr. Nach dieser Urkunde verzichtet die Familie Mann auf den Reingewinn ihres aufblühenden, unter der Firma: „Gesundheitszentrale, gemeinnützige G. m. b. H., Berlin W., Linkstraße 1“ bekannten Berliner Geschäfte und seiner Filialen. Sie, die Stifterin, begnügt sich für immer mit der 5% Verzinsung ihres bar eingezahlten Geschäftskapitals und führt die Leitung des Geschäftes völlig ehrenamtlich (unentgeltlich). Das Einzigartige dieser Mann'schen Stiftung besteht in den nachahmenswerten Bestimmungen über die Verwendung des Geschäftsgewinnes, die von einem weitschauenden Geiste diktiert sind. Zwei Gruppen sind es, die über die Gewinnbeträge verfügen: Erstens, jeder Käufer, durch einen Rabattanspruch von 10%, und zweitens, über den Restgewinn ein aus führenden Reformern gebildeter Verwaltungsausschuß. Aber Käufer sowohl wie Ausschuß können und dürfen die ihnen zur Verfügung stehenden Beträge nur solchen Vereinigungen (Wohlfahrtsbestrebungen) zuführen, die eine grundlegende Aufklärungs- und Besserungsarbeit im Sinne wahrhaft kulturellen Fortschrittes leisten. Privatpersonen und reine Wohltätigkeitsvereine sowie politische Vereine sind vom Empfang ausgeschlossen. So kann z. B. kein Käufer den Betrag seiner Rabattkarte selbst in Empfang nehmen, sondern nur die Vertrauensperson desjenigen Vereins, dem der Käufer seine Rabattkarte gewidmet hat.

Auf diese vorbildliche Weise beabsichtigt die Stifterin,



den bisher immer unter Geldmangel leidenden Reformbestrebungen (Lebens- und Wirtschaftsreform) die zur Entfaltung ihrer segensreichen Tätigkeit nötigen Mittel zuzuführen.

Es handelt sich bei dieser Stiftung also nicht um die Erhaltung und Verwaltung, sondern um die im vorgenannten Sinne nutzbringende Verteilung von Geldmitteln.

Auch hofft die Familie Mann durch ihr Vorgehen als anregendes Beispiel zu wirken (was auch schon in drei Fällen eingetreten ist) und sie verbindet daher mit ihrer Tat den Wunsch:

„Möchten recht viele große Kaufleute und Industrielle mit gesicherten, sehr großen Einkünften den hier gewiesenen Weg beschreiten und einen festbestimmten Teil ihres Überschusses, dessen jährliche Höhe nur vom jeweiligen Geschäftsergebnis abhängt, für grundlegende Besserungs-, Aufklärungs- und Wohlfahrtsarbeit hergeben."

Da die Familie Mann durchaus nicht über ein Riesenvermögen verfügt, sondern nur infolge ihrer lebensreformerisch einfachen Lebensführung in der Lage ist, ein solches Opfer zu bringen, so ist das besonders anerkennenswert.

Weiterhin möchte ich noch den reformerischen Charakter des Geschäftes hervorheben, das prinzipiell nur naturreine Erzeugnisse, ohne Alkohol und Fleischgehalt, umsetzt. Da diese in den Haushaltungen der Freunde der Theosophie besonders bevorzugt werden und die Zweige der Theosophischen Gesellschaft durch ihre vielseitige und grundlegende Aufklärungsarbeit zu den an der Stiftung nicht nur ideell, sondern auch materiell interessierten Vereinigungen zählen *), verdient dies Unternehmen wegen seines doppelt gemeinnützigen Charakters weitestgehender Empfehlung.

Alles in allem begrüße ich die Mann'sche Stiftungsurkunde als ein Dokument des Fortschritts und wünsche und

---

*) Informationsschriften versendet die Firma bereitwilligst. Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft erhalten Rabattkarten etc. durch Herrn Oskar Stoll, Wilmersdorf, Wilhelmsaue 105.



hoffe, daß das gute Beispiel der Familie Mann recht viele weitblickende und hochherzige Nachfolger, sowie die verdiente Würdigung und Anerkennung seitens aller Freunde des sozialen Fortschrittes finden möge.



Über Hypnose.

Wer sich hypnotisieren läßt, der begeht die unsittlichste Handlung, die denkbar ist. Er begibt sich in die vollendetste Sklaverei: er verzichtet auf seinen Willen, auf sein Bewußtsein, über ihn gewinnt der andere Gewalt und bezeugt in ihm das Bewußtsein, das ihm hervorzubringen gutdünkt.

O. Weininger.
(Geschlecht und Charakter.)





Briefe, die mir geholfen haben. Band II. Preis brosch. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Endlich ist es erschienen. Dies Buch ist kein Lehrmeister, sondern ein teurer Freund. Die ganze Wärme, man möchte sagen Zärtlichkeit dieses großen Menschen W. Q. Judge strömt beim Lesen auf uns ein. Ein liebender Freund von hohem Wissen gibt seine praktischen Ratschläge, ohne aufdringlich zu sein. Diese Briefe, so sagt das Vorwort, sollen an verschiedene Empfänger gerichtet und gesammelt worden sein. Uns aber dünkt es, als ob alles direkt an uns geschrieben worden wäre, denn unsere eigenen Herzensfragen werden beantwortet. Und wie beantwortet! Nicht nur wie ein weiser, erfahrener Mann, sondern wie ein alter, heiterer Freund sie beantwortet. Und wiederum welche Sorgfalt und Tatkraft, welche riesige anregende Triebkraft und welches Wissen steckt hinter diesen freundlich schlichten Worten! Nicht umsonst war Mrs. Keightley hocherfreut als sie vernahm, daß das Buch in deutscher Übersetzung erscheinen würde. Sie schrieb flugs ein eigenes langes Vorwort für die deutsche Ausgabe, in dem sie die Wichtigkeit des Buches bezeichnete. Der Schreiber dieser Zeilen hat das Buch öfters durchgelesen, aber nicht von vorne bis ans Ende, sondern heute diesen Brief, morgen jenen, und fand sie immer wieder spannend und trostreich. Und wenn er das Buch weglegte, dachte er: Ich muß doch ein ganz spezieller Freund W. Q. Judge's gewesen sein, daß er sich so stark für mich interessierte. Schade, daß es nicht de facto der Fall war. Die deutsche Übersetzung floß aus einer Feder, der wir schon so manche vortreffliche Übersetzung guter theosophischer Bücher, wie „Lied des Lebens" und „Populäre Geheimwissenschaft", zu verdanken haben. Ein besseres Weihnachtsgeschenk für einen Theosophen als dieses Buch kann man sich augenblicklich gar nicht denken! X. Y. Z.

Madame Guyon, Zwölf geistliche Gespräche. Aus dem Französischen übertragen und mit Einführung von N. Hoffmann. Mit 2 Bildnissen. Preis br. M. 4.—; geb. M. 5,20.

Die heroische Verkünderin des Quietismus, von welcher der Verlag Eugen Diederichs hier die „Zwölf geistlichen Gespräche" herausgibt, bedarf keiner Empfehlung. Jeder Freund christlicher Mystik wird das Buch unter jene Bände seiner Bibliothek stellen, zu denen er öfters zu greifen liebt,



und der Theosoph wird manchen alten bekannten Gedanken hier wiederfinden.

Eine vorzügliche Einleitung orientiert über die quietistische Mystik und das romantische Leben Madame Guyons. A.

Liä Dsi. Das wahre Buch vom quellenden Urgrund (Tschung Hü Dschen Ging). Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Preis br. M. 3,–; geb. M. 4,–.

Eine ganze große Kultur tritt uns in diesem Buche entgegen, das einen neuen Band der Diederichs'schen Ausgabe chinesischer Religions-Dokumente bildet, – eine ganze Kultur in ihrem äußeren und inneren Wesen. Die Anekdoten, Erzählungen und Aussprüche, die hier zu einem Kranze zusammengereiht sind, geben einmal ein Bild der ganzen Fülle altchinesischen Lebens. „Heilige und Spötter," sagt der Übersetzer in der Einleitung, „weltabgeschiedene Weise und Lebemänner, Philosophen im Kreise ihrer Jüngerscharen und redegewandte Sophisten vor Fürstenthronen treffen wir hier an. Auch naive Bäuerlein, Weiber und Kinder, Bettler und Gaukler bis herunter zum „Pferdedoktor und Tierbändiger", sie alle kommen uns entgegen und teilen uns bewußt oder unbewußt die Weisheit mit, die sie uns zu schenken haben." Und das Buch gibt andererseits ein Bild der ganzen Fülle altchinesischen Geistes, von der Alltagsweisheit der Straße bis zu der Gedankentiefe eines Laotse und dem geheimnisvollen Dunkel des Urmythus.

Das Werk ist wegen seiner Mannigfaltigkeit gerade zur Einführung in die chinesische Kultur- und Geisteswelt sehr geeignet. F.

Selbstsucht und Selbstzucht. Von Orison Swett Marden. Aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Preis geb. M. 3,50.

Die Gedankenrichtung von Trine, Marden usw. ist unsern Lesern bekannt, wir brauchen auf ihre Eigenarten deshalb nicht weiter einzugehen. Es gehört gerade bei der mentalen Entwicklung, die hier überall angestrebt wird, eine überaus feine Unterscheidungskraft dazu, sich „des rechten Weges" stets bewußt zu sein. Zur Charakterisierung des vorliegenden Werkes diene das Motto: „Wir Menschen können die Höhe nicht erreichen, zu der Gott uns bestimmt hat, wenn wir darauf bestehen, immer nur die schwache und irrende Seite an uns zu sehen, wenn wir beständig unsere Mängel und Fehler hervorheben und beurteilen." A.

Die Wunder des rechten Denkens. Von Orison Swett Marden. Aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Preis geb. M. 3,50.

Auch für dieses Buch möchten wir zur Charakterisierung das Motto angeben: „Was wir mit Ernst ersehnen und mit Eifer erstreben, das ist schon auf dem Wege zur Verwirklichung. Unsere Ideale sind schon die Umrisse der hinter ihnen stehenden Wirklichkeit, sie sind das wirkliche Wesen der Dinge, auf die wir hoffen." A.



Nachgelassene Schriften. Von Dr. Karl du Prel. Preis br. M. 5,–.

Es war ein glücklicher Gedanke, die vorliegende Ausgabe von kleineren Schriften, Feuilletons etc. aus den verschiedensten Lebensperioden du Prels zu veranstalten. Es liegt in diesen kleinen Arbeiten manch persönlicher Zug verborgen, der uns in den größeren Werken du Prels nie aufgefallen wäre und auch nicht auffallen konnte – manch Ausblick auf Kampf und Anfeindung, manch liebe Erinnerung. Das Buch ist deshalb nichts für solche, die erst in du Prel eingeführt sein wollen; aber seine Freunde werden es desto mehr begrüßen. G.

Die Grenzen der Wissenschaft. Von Albert de Rochas. Autorisierte Übersetzung von Helene Kordon. Preis br. M. 4,—; geb. M. 5,25.

Albert de Rochas, der auf Reichenbachs Spuren die „Ausscheidung des Empfindungsvermögens“ geschrieben hatte, gibt hier einzelne Ausgestaltungen und Erweiterungen seiner Gedanken. Das Buch ist aus einzelnen Studien und Vorträgen zusammengesetzt. G.

Die Physik des Animal-Magnetismus (Animismus). Von H. Durville. Autorisierte Übertragung mit ergänzenden Anmerkungen von Friedrich Feerhow. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis br. M. 5,–; geb. M. 6,25.

Hector Durville gehört zu jenen französischen Forschern, welche die Versuche und Theorien Reichenbachs fortführen und vertreten. In dem vorliegenden Werke zieht er die Summe seiner Experimente und Erfahrungen auf diesen Gebieten. G.

Okkulte Astrophysik, oder: Kann die Wissenschaft den Lauf der Gestirne erklären? Ein Versuch von G. W. Surya. Preis br. M. 1,50.

Eine sehr interessante Studie von dem Verfasser der „Modernen Rosenkreuzer“. In der heutigen Zeit, wo so viel Wertloses auf diesem Gebiete hervorgebracht wird, ist es gut, besonders darauf hinzuweisen, daß sich Surya viel auf Blavatsky und Willsons „Östliche und westliche Physik“ stützt. G.

Kursus der praktischen Astrologie. Von F. Feerhow. Preis br. M. 2,50; geb. M. 3,50.

Man kann über Nützlichkeit der praktischen Astrologie der verschiedensten Meinung sein. Jedenfalls hebt sich dieses Buch von der großen Anzahl ähnlicher Neuerscheinungen durch eine Freude der Darstellung ab, die erfrischend wirkt. Das Buch ist mit einer ganzen Reihe erklärender Tafeln und Tabellen versehen. G.

Die grossen Eingeweihten. Von Eduard Schuré. Autorisierte Übersetzung von M. von Sivers. Zweite erweiterte Auflage. Preis br. M. 5,–; geb. M. 6,25.

Das zukünftige Leben. Ein wissenschaftlicher Beweis von Thomson Jay Hudson. Autorisierte Übersetzung von Eduard Herrmann. Preis br. M. 7,50; geb. M. 9,–.

Der Verfasser führt, wie er im Vorwort sagt, mit diesem Werke die



Gedanken seines „Gesetzes der psychischen Erscheinungen" ihrem gesetzmäßigen Schlusse zu. Hudson ist ein Hauptvertreter des Animismus gewesen. Die Zentrallehre seines Werkes ist die vom „Doppel-Ego". Der Dualismus allein genügt, um dem intelligenten Beobachter die ernstliche Frage nahe zu legen: Was kann wohl der Zweck und Nutzen zweier Egos sein, wenn beide mit dem Körper vergehen? Aus dieser vereinzelten Tatsache ergibt sich also schon die Vermutung eines zukünftigen Lebens; und diese Vermutung wird dadurch bestärkt, daß, während eines der beiden Egos mit dem alternden Körper schwächer und mit dem Aufhören der Gehirnfunktionen ganz ausgelöscht – das andere Ego mit dem schwächer werdenden Körper erstarkt . . . . ." usw. Aus dieser Lehre vom Doppel-Ego und aus den Fähigkeiten, die den beiden Egos anhaften, ergeben sich ihm die Beweise für ein zukünftiges Leben. G.

Philosophie. Allgemeine Weltanschauung. Von Eleutheropulos. Preis br. M. 4,–.

Das Ziel, dem der Verfasser zuführen will, charakterisiert seine Philosophie vielleicht am besten. Es ist eine Philosophie des heroischen Pessimismus. „Was kümmert sich also der ethische Mensch mit dem inneren Drange des Sollens darum, daß er und die Welt überhaupt, an sich wert- und zwecklos, einmal verschwinden werden? Er lebt, unbekümmert um weiteres, nur vom Drange zur Realisation des Sollens getrieben und getragen – so lang er lebt!" G.

H. S. Olcotts Buddhistischer Katechismus. Stark erweiterte revidierte deutsche Ausgabe. Von Karl Seidenstücker. Preis brosch. M. 3,–, geb. M. 4,–.

Die revidierten Ausgaben, die in der letzten Zeit erschienen sind, namentlich von Kiesewetters Geschichte des neueren Okkultismus, haben ein Mißtrauen gegen solche Ausgaben hervorgerufen. In dem vorliegenden Falle ist aber das Mißtrauen ganz ungerechtfertigt. Es ist eine Tatsache, daß der Olcottsche Katechismus seine Unvollkommenheiten hatte, und erfreulicherweise ist es ebenfalls eine Tatsache, daß die vorliegende Ausgabe diese Unvollkommenheiten in der besten Weise beseitigt. Seidenstücker hat u. a. den Katechismus stark erweitert, eine richtige Umschrift eingeführt, ein sehr notwendiges Glossar angefügt.

Wir können nur hoffen, daß der Olcottsche Katechismus, der sonst eine vorzügliche Arbeit ist, sich in der vorliegenden Form einbürgert. G.







Zweig Berlin.

Für die Sammlung zur Erneuerung unseres Gesellschaftsheimes gingen seither Beiträge ein von:

O. Bethge M. 10,–, L. Bethge M. 10,–, O. u. M. Stoll M. 10,–, O. u. J. Scheerer 10,–, R. Dietsch, Darmstadt 5,–, Christe, Gr.-Dubrau M. 2,– Schliephaken M. 5,–, E. Stoll M. 2,–, Leuschner M. 3,–, L. u. E. Schoch M. 10,–, S. Weiß M. 3,–, Bilipp M. 10,–, A. Decker-Segisser M. 5,–, Boldt M. 2,–, Borchert M. 2,–, R. Näcke M. 3,—, Marzahn M. 2,–, A. Wieser M. 5,–, C. Wilhelm M. 3,–, Knoop M. 2,–, Frau Dr. Werner M. 10,–, Frl. Schnieber M. 25,–, M. u. C. Bittkau M. 5,–, Ungenannt M. 3,–, Ribbeck M. 3,–, E. Nürnberger M. 3,–, E. Voß M. 2,–, M. Andexer M. 2,–, A. Wagner M. 2,–, M. Krochmal M. 2,–, M. Kluge M. 3,–, M. de Nève M. 3,–, E. u. A. John M. 100,–, Schneewolf M. 10,–, Familie Raatz M. 10,–, Busse M. 2,–, Hentschel M. 3,–, C. Kolb M. 3,–, M. Kolb M. 3.—, Lange M. –,50, R. Walter M. 3,–, Maerkert M. 2,–, Büttner M. 2,–, Hauser M. 1,–, Walzer M. 3,–, K. Schmidt, Finsterwalde, M. 2,50, Wollenberg M. 2,–, Hencke M. 1,–, von Kampen, Lehe, M. 10,–, O. Köhler, Außig M. 5,–, Höhne M. 2,–, Richter, Pankow, M. 20,–, A. Döring, Köln, M. 5.—, O. Ihrke M. 4,–, Frl. Roschkaln M. 5,–, P. Borchardt M. 10,–, B. Köhn M. 3,–, Frl. Clausius M. 2,–, Kündiger M. 10,–, R. Krause M. 10,–, Hawacker M. 2,–, worüber dankend quittiert:

Der Vorstand von Zweig Berlin.
I. A.: Oskar Stoll, Kassierer.

Vereinigung Deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Vom 15. Oktober bis 15. November gingen folgende Beiträge ein:
Von Zweig Berlin 34 M., von Zweig Flensburg 6 M.; ferner:
Für Quarterly à 1 M. von Frau Frink und von den Herren Kessler, Forche, Stoll, Bethge, W. Schröder, John.
Mit bestem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John,
Lankwitz-Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 122, II.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.





Theosophisches Leben.

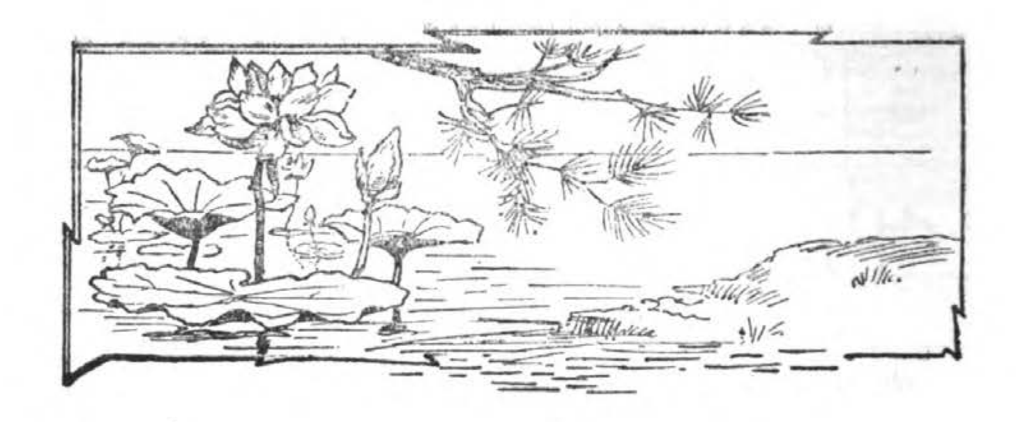
Nr. 10. | Januar 1912. | Jahrg. XIV.

Gottvertrauen.

Gottvertrauen ist das stärkste Band zwischen dem Diesseits und Jenseits. Viele reden davon, und doch gibt es nur ein wahres — das Vertrauen auf unsere innerste Gottesnatur, auf das Eine Sein, das über allem anderen Vertrauen leuchtet, es umfaßt, erfüllt und die Seele eint mit allem. Alles andere ein Aufblicken, Suchen und Hoffen; hier ein Ausstrahlen, Eins- und Erfülltsein. Da kannst du ruhig betrachten, was sonst dein Herz zuckend macht. Und bringe in diesen Frieden nur alles, deine und der ganzen Welt Sorge! Du wirst sie zwar, wenn du zurückkehrst in die Stürme des Alltags, wieder finden, aber minder schwer dir und anderen. Jede Stufe deines Bewußtseins wird ja verklärt im Licht dieses höchsten Vertrauens, dieses Vertrautseins mit der Allseele.

K. W.





Glaube und Werke

in den Upanischaden und in dem Neuen Testament.

Von Charles Johnston, M. R. A. S.

Es gibt eine Schriftstelle von besonderem Reiz und Lebhaftigkeit, die man — es dünkt mir so — die Schlüssel-Note der Upanischaden nennen könnte, jene Stelle, welche die traditionell so benannte Lehre der fünf Feuer enthält. Sie wird in beinahe wortgetreuer Übereinstimmung in den zwei längsten Upanischaden gefunden, in der Brihad Aranyaka, aus welcher ich zu übersetzen versuchen werde, und in der Chandogya. Der nicht sehr heroische Held der Geschichte ist ein junger Brahmine, namens Schvetaketu, dessen guter Vater ihn an einer anderen Stelle der Upanischaden als „eingebildet, eitel und stolz auf seine Gelehrsamkeit" verschreibt, und dem, wie uns weiter berichtet wird, die Hymnen der drei großen Veden, des Rig-, Yajur- und Sama-Veda vertraut waren. Von diesem eitlen jungen Sproß des Brahmanismus wird uns gesagt:

Schwetaketu, Arunas Enkel, kam in die Versammlung der Panchalas. Er kam zu Pravahana, Sohn des Jivala, der von seinen Nachfolgern umgeben war. Ihn ansehend, redete der König ihn an:

„Jüngling!" sagte er.

Aus dem „Theosophical Quarterly", Juli 1911, übersetzt.



„Herr," antwortete er.

„Hat dir dein Vater die Lehre mitgeteilt?"

„Ja," sagte er.

„Weißt du, wie diese Wesen, aus dieser Welt gehend, auf verschiedenen Pfaden vorwärtsschreiten?"

„Nein," sagte er.

„Weißt du, wie sie wieder zu dieser Welt zurückkommen?"

„Nein," sagte er.

„Weißt du, weshalb jene Welt nicht vollgefüllt wird von den Vielen, die immer wieder dahin gehen?"

„Nein," sagte er.

„Kennst du das Opfer, bei dessen Opferung die Gräser sich erheben und mit menschlicher Stimme sprechen?"

„Nein," sagte er.

„Kennst du den Zutritt zu dem Pfade der Götter, oder zu dem Pfade der Väter, oder das, durch dessen Ausübung sie zum Pfad der Götter oder zum Pfade der Väter Zutritt haben; wie das Wort des Sehers lautet, das wir hörten:

„Von zwei Wegen für Sterbliche hab ich gehört, vom Wege der Väter, vom Wege der Götter. Auf ihnen geht alles was sich bewegt zwischen Vater-Himmel und Mutter-Erde."

„Nein!" sagte er; „ich kenne nicht einmal den einen von ihnen."

Der König bot ihm die Gelegenheit, als sein Schüler da zu bleiben. Aber unwillig zum Bleiben, lief er zu seinem Vater. Er sagte zu ihm:

„Wahrlich, Herr, du sagtest, uns wäre die Lehre gegeben worden."

„Wie nun, o du Weiser?" sagte sein Vater.

„Dieser Rajanya-Mann hat mich fünf Fragen gefragt, und ich kann nicht einmal eine beantworten!"

„Was sind es für welche?" fragte er.

„Diese!" sagte er, und er zählte sie auf.

Sein Vater sagte: „Du kennst uns und weißt, mein Lieber,



daß ich alles, was ich auch weiß, dir gesagt habe. Aber komm, laß uns beide dahingehen, und als seine Schüler bei dem König weilen!"

„Geh alleine, Herr!" sagte er.

Dieser Abkömmling der Gotamas ging dahin, wo Pravahana, der Sohn Jivalas, war. Ihm einen Sitz anbietend, befahl der König, daß man Wasser bringe. Er brachte das Opfer dar. Zu ihm sagte der König:

„Wir gewähren dem ehrwürdigen Nachkommen der Gotamas einen Wunsch."

Er sagte:

„Dieser Wunsch ist mir versprochen: Was du gesprochen hast in der Gegenwart meines Sohnes, sage mir das!"

Der König sagte:

„Dies, o Abkomme der Gotamas, gehört zu den Wünschen der Götter. Bringe einen menschlichen Wunsch vor!"

Er sagte:

„Es ist wohl bekannt. Es gibt eine Menge von Gold, Vieh und Pferde, von Sklavenmädchen, von Wandbehängen und Kleidern. Möge doch der Meister uns gegenüber nicht geizen mit dem, was groß, endlos und schrankenlos ist!"

Der König sagte:

„Dieser Wunsch muß, Abkomme der Gotamas, der Vorschrift gemäß gewünscht werden."

„Ich biete mich dir als Schüler an!" sagte er. Denn mit diesen Worten nahmen die Menschen vor Alters ihre Zuflucht zu einem Meister. Er blieb deshalb da und wurde sein Schüler.

Der König sagte zu ihm:

„Deshalb, o Abkomme der Gotamas, wirf uns nichts vor; denn diese Lehre weilte nie bei einem Brahminen, aber dir will ich sie erklären, denn wer hat ein Recht, dich abzuweisen, wenn du so sprichst?"

Der letzte Satz ist in der Chandogya-Version der Geschichte noch ausdrücklicher.

„Denn diese Lehre, o Abkomme der Gotamas, gelangte vor dir zu keinem Brahminen, bei allen Völkern hatte die Führer-

schaft der Kschatra“ (d. h. die Kschatriyas oder Rajanyas, die Männer von königlichem oder fürstlichem Geblüte).

Wir befassen uns demnach mit einer Lehre über die Bestimmung der Seele, und diese Lehre war bisher niemals der priesterlichen Kaste der Brahmanen mitgeteilt, sondern als eine geheime esoterische Lehre unter den Kschatriyas oder Rajanyas bewahrt worden. Wenn, wie es wahrscheinlich erscheint, die Rajanyas und die Brahminen zwei verschiedene Rassen repräsentieren, so können wir diese die Geheimlehre der Rajanya-Rasse, der Vorväter der Rajput-Stämme, benennen.

Aber lassen Sie uns die Lehre selbst betrachten. Bevor sie zur Geburt hinabsteigt, so lehrt der Rajanya, weilt die Seele in der himmlischen Welt. Sie trägt gewisse Neigungsströmungen in sich, welche er die Gewässer nennt, die Strömungen des moralischen und mentalen Lebens. Aus der spirituellen Welt steigt die Seele zur Mittelwelt herab und nimmt in der Mittelwelt die Mondform an; denn die Dinge der Mittelwelt werden durch den Mond symbolisiert, welcher durch reflektiertes Licht leuchtet; die spirituelle Welt, die mit Eigenlicht scheinende, wird durch die Sonne symbolisiert.

Aus der Mittelwelt tritt die Seele in diese Welt ein, und dieses Herabsteigen aus der höheren in die niedrigere Welt wird in jedem Falle ein Opfer genannt. Jetzt kommt die Seele in Verbindung mit dem Vater und der Mutter des Kindes, welches geboren werden soll, und diese Beziehungen werden ebenfalls Opfer genannt. Das fünfte Opfer ist die Geburt, und während dieses Opfers „erheben sich die Gewässer“, d. h. die mentalen und moralischen Strömungen, welche den Charakter ausmachen, und sprechen mit menschlicher Stimme. Dies ist die Antwort auf die letzte Frage, die der Rajanya-Weise den eitlen Brahmanen-Knaben fragte. Wir können jetzt zum Texte der Upanischad zurückkehren.

„Durch dieses Opfer gelangt der Mensch zur Geburt. Er lebt während der Dauer seines Lebens, stirbt dann, und man bringt ihn dann zum Begräbnis-Scheiterhaufen . . . . . . In diesem Feuer opfern die lichten Kräfte den Menschen,



und aus diesem Opfer wird er mit der Sonnenfarbe bekleidet geboren."

„Jene, welche dies dermaßen wissen, und jene, welche in den Wäldern dem Glauben und der Wahrheit folgen, werden in die Flamme geboren, aus der Flamme gehen sie zum Tage, aus dem Tage zum zunehmenden Mond, vom zunehmenden Mond zu den sechs Sommermonaten, von diesen Monaten zur Devawelt, aus der Devawelt zur Sonne, aus der Sonne zum Blitz; wenn sie den Blitz erreichen, führt eine Person, aus dem Gemüt geboren, die kommt, zu den Welten des Ewigen. Sie wohnen in jenen Welten des Ewigen, in den höchsten Reichen. Für sie gibt es keine Wiederkehr."

„Aber jene, welche Welten gewinnen durch Opfer, Spenden, Bußen, sie werden in dem Rauch des Scheiterhaufens geboren, aus dem Rauche gelangen sie zur Nacht, von der Nacht zum abnehmenden Monde, vom abnehmenden Monde zu den sechs Wintermonaten, von diesen Monaten zu der Welt der Väter, von der Welt der Väter zum Monde. Wenn sie den Mond erreichen, werden sie zur Nahrung. Die Götter schmausen sie zunehmend und abnehmend, wie der Mondbeherrscher. Dann den Kreis vollendend, steigen sie zum Äther, vom Äther in die Luft, von der Luft in den Regen, aus dem Regen in die Erde; die Erde erreichend, werden sie zur Nahrung. Sie werden wieder geopfert im Feuer des Mannes und im Feuer des Weibes, und werden wiedergeboren, wieder in die Welt der Menschen hineintretend."

Der Rajanya-Lehrer spricht natürlich in Symbolen, er beschreibt eine Reihe von Welten, Ebenen des Bewußtseins. Aus den höheren dieser Ebenen steigen die Seelen zur Verkörperung herab, indem sie diese Welt durch das Tor der Geburt betreten. Der Lehrer weckt ferner den Gedanken in uns, daß jede Welt oder Ebene zwei Pole hat, einen positiven Pol der Geistigkeit und einen negativen Pol der Stofflichkeit; und diese Pole der aufsteigenden Ebenen beschreibt er durch eine Reihe von natürlichen Paaren, die eine hell, die andere dunkel; nämlich das Feuer und der Rauch des Scheiterhaufens, Tag und Nacht, die monderhellten und mond-



losen Halbmonate, die Sommer- und Wintermonate, die Sonne und der Mond, die Welt der Götter und die Welt der Väter.

Gemäß der spirituellen Eigenschaft der Seele wandelt sie den einen oder den anderen dieser beiden Pfade, wenn sie zur Zeit des Todes hinwegeilt, oder sie gravitiert, wenn uns ein solcher Ausdruck gestattet ist, zu den positiven oder negativen Polen einer jeden Ebene, wie sie in aufsteigender Reihe folgen. Ist die Seele der Wahrheit und dem Glauben gefolgt, dann steigt sie auf dem Pfade der Sonne empor, dem Pfade der Götter, zu den Welten des Ewigen, und es gibt für sie keine Wiederkehr. Hat aber die Seele sich an Opfer und Bußen gehalten, dann nimmt sie den Pfad des Mondes, den Pfad der Väter, und tritt in die Mondwelt ein. Da nimmt sie zu und ab, und abnehmend kehrt sie zur Erde wieder zurück und schreitet wieder einmal durch das Tor der Geburt. Im ersteren Falle erlangt die Seele Befreiung. Im zweiten Falle fällt sie in den Zyklus der sich wiederholenden Geburten und Tode.

Dies ist, glaube ich, die erste Stelle, die einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Weg des Glaubens und dem Weg der Werke aufstellt, und sie enthält auch die Andeutung, daß der Weg des Glaubens der in der geheimen Weisheit der Rajanyas gelehrte ist, während der Weg der Werke der von dem Brahminen gelehrte ist, der einen Teil des aus den Vedischen Hymnen erblühten Opfer-Systemes bildet. In dieser ersten und ältesten Schriftstelle wird daher behauptet, daß nur der Weg des Glaubens zur Befreiung oder wahren Erlösung führt; während der Weg der Werke zu einer paradiesischen Periode führt, welcher die Geburt in diese Welt folgt und die deshalb gar keine wahre Erlösung ist.

Die Gegensätze werden noch schärfer sogar in einer Schriftstelle nahe am Anfange der Mundaka-Upanischad hervorgehoben, da heißt es ähnlich wie folgt:

„Die Kräfte, welche die Seher in den Hymnen erschauten, waren gemäß dem dreifachen Feuer mannigfaltig. ‚Betätigt diese fortwährend,' sagten sie, ‚die ihr die Wahrheit erwünscht; dies ist für euch der Pfad der guten Werke in



der Welt. Denn wenn die Flamme im Holze, das die Opfergabe trägt, emporzüngelt, dann mag er die Spende in den Raum zwischen den zwei Pfaden der Opferflüssigkeit leiten. Es ist mit Glauben geopfert. Er, dessen Feueranrufung nicht zum Neumonde paßt, zum Vollmonde, dem vierten Monat und dem Herbst, wo keine Gäste da sind, wo die Spenden für die Scharen der Devas nicht vorhanden sind, wo das Ritual nicht angeführt wird, es verliert seine sieben Welten . . . .‘

„Schwankes Treibholz fürwahr sind jene Riten der achtzehn Teilhaber an dem Opfer, von dem der niedrigere Gottesdienst abhängt. Jene, welche sich daran als dem besseren Weg ergötzen, die Narren, sie gehen wieder zu Krankheit und Tod ein. In dem Kreise der Unwissenheit sich drehend, Weise, die sich weise dünken, Toren, sie gehen herum und taumeln auf dem Wege, wie der Blinde vom Blinden geleitet.

„Sich dem Vielfachen der Unwissenheit widmend, ergötzen sie sich, kindisch, im Glauben, daß derart das Werk vollbracht wird. Weil diese Vollzieher der Riten nicht weise sind, in ihrer sehnenden Begierde fallen sie in ihrer Torheit, ihre Welten verlierend.

„In dem Glauben, daß Weihspenden und Opfergaben das Beste sind, kennen sie, verwirrte Toren, den besseren Weg nicht. Nachdem sie diese ihre guten Werke genossen haben an der Rückwand des Himmels, kehren sie wieder zu dieser oder zu einer sogar noch tieferen Welt zurück.

„Jene aber, welche voller Glauben und Eifer in den Wäldern weilen, voller Frieden, weise, frei von der Lust des Besitzes, treten durch das Sonnentor hinaus, von der Begierde befreit, dahin, wo der unsterbliche Geist, der ewigdauernde Atma ist.“

Dies ist eine genügend drastische Verurteilung des brahmanischen „Weges der Werke“ mit seinen Sakramenten, Mondfesten, seinen Opferfeuern. Diese Riten führen im besten Falle, so lehrt die Upanischad, zu einem kurzen Verweilen im Paradies, dem eine Rückkehr zu dieser, ja möglicherweise zu einer noch tieferen Welt folgt. Aber der



„Weg des Glaubens“ führt durch das Sonnentor zu der Welt des Ewigen. Wir haben deshalb genau die Gegensätze, welche in der Lehre der fünf Feuer gemacht wurden.

Der „Weg der Werke“ ist das vollständige Opfersystem, dessen Vollführer die brahmanische Priesterschaft war, jenes System, welches um die Rig-Veda-Hymnen emporwuchs, um die Hymnen, zu Agni dem Feuergott, Indra dem Himmelsgott, Vayu dem Windgott und den übrigen. Zu diesen Riten wurden nur die zweimal geborenen Aryas zugelassen; die zweite Geburt bestand in der Initiation der Upanayana, in der Umgürtung mit der heiligen Schnur, was man vielleicht als ein Gegenstück der Taufe beschreiben könnte; es war das Merkmal der spirituellen Geburt, des Eintrittes in eine Gemeinschaft mit spirituellen Privilegien. Viele Riten und Opfer fanden in dieses brahmanische System Eingang und sorgfältigste Befolgung von all diesem war die Bedingung zur Verbleibsberechtigung und zur Erlösung. Das System war sehr kostspielig und sehr vorteilhaft für die Brahmanen.

Im Gegensatze dazu stand der „Weg des Glaubens“ oder der „Weg der Erleuchtung“, der das Hauptthema der Upanischads ist. Aus dem wunderbaren Reichtum dieser Lehre führe ich nur einen Teil aus einer berühmten Schriftstelle der Brihad-Aranyaka-Upanischad an:

— „Nun zu ihm, der frei von Verlangen ist, der jenseits des Verlangens steht, der sein Verlangen erfüllt sieht, dessen Verlangen die All-Seele ist. Von diesem trennen sich die Lebenskräfte nicht. Eins werdend mit dem Ewigen, geht er in das Ewige ein. Wenn alle Wünsche, die im Herzen verborgen waren, fallen gelassen werden, so wird der Sterbliche unsterblich und erreicht das Ewige. Und wie die Haut einer Schlange, die sie auf einem Ameisenhügel abstreifte, leblos daliegt, so liegt der Körper da, wenn der Geist des Menschen körperlos und unsterblich emporschwebt, als Leben, als das Ewige, als Herrlichkeit. Den engen alten Pfad, der sich weithin erstreckt, habe ich gefunden und betreten. Ihn wandeln die Seher, die das Ewige kennen, wenn sie sich aus dieser zu der himmlischen Welt erheben.“



Die Essenz dieses Pfades der Sonne, dieses Pfades der Götter, der zur vollkommenen Befreiung führt, ist spirituelles Bewußtsein; mit dem persönlichen Bewußtsein des gewöhnlichen Menschen beginnend, wird das Bewußtsein stufenweise erweitert, ja mehr noch, das Bewußtsein wird vertieft, bis eine tiefe Erleuchtung über das Reich der Träume hinaus erreicht wird, eine Erleuchtung, während welcher der Mensch gleichzeitig in das spirituelle Bewußtsein anderer eintritt und in das Bewußtsein des Ewigen. So wird das Bewußtsein des Menschen von Stufe zu Stufe erhoben, bis es eins mit dem Bewußtsein des Ewigen, dem Bewußtsein Gottes wird. Dies ist die wahre Erlösung, die vollkommene Befreiung, von dannen es keine Wiederkunft gibt. Der Geist des Menschen wird unsterblich, er tritt in das Ewige ein.

Genau dieselbe Fehde zwischen den beiden Wegen finden wir in der Bhagavad Gita, die das brahmanische System der vedischen Opferdienste in Sätzen gleich denen der Mundaka-Upanischad anklagt. So heißt es im zweiten Buche der Gita:

„Dies ist ein schillerndes Wort, das die Unweisen verkünden, die sich am Buchstaben der Vedas ergötzen, Sohn der Pritha, und sagen, daß es nichts darüber gibt;

„Sie, die so eifrig und begierig nach dem Himmel sind; dieses Wort bietet Wiedergeburt und Belohnung der Werke an, kein Ende findend in speziellen Riten, auf Festlichkeiten und Herrschaft versessen;

„Die Gedanken jener, die sich bemühen um Festlichkeiten und Herrschaft, haben keine Einfachheit zu ihrer Essenz, noch wurzeln sie in seelischer Schauung;

„Die Veden haben die drei Kräfte zu ihrem Gegenstande, stehe du über den drei Kräften, Arjuna. Sei von der Zweiheit frei, feststehend in dem Wahren, ohne Besitztümer zu begehren, vom Selbst erfüllt, erfüllt vom Atma.

„Was ein Brunnen nützt, wenn das ganze Land unter Wasser steht, das nützen alle Veden jenem, der das Ewige kennt, der Weisheit besitzt."

Die Bhagavad Gita setzt den rivalisierenden Pfad, den



Pfad der Weisheit, mit den Ausdrücken der Upanischaden auseinander. So heißt es am Ende des fünften Kapitels:

„Nirvana, Einheit mit dem Ewigen, kommt denen nahe, die der Lust und des Zornes los sind, die Beherrschung erlangt haben, die ihre Gedanken beherrschen, die Atma erschauten, das höchste Selbst."

Es gibt in der Gita noch viele Stellen von einer wärmeren und mehr persönlichen Färbung, Stellen voller Kraft der Ergebenheit in das Allerhöchste, das in einem persönlichen Erlöser offenbart ist. Zum Beispiel diese Verse, gegen den Anfang des sechsten Kapitels:

„Friedevoll die Seele, die Furcht entschwunden, feststehend im Gelübde zum Dienste des Ewigen, das Gemüt beherrschend, das Herz ihm zugewandt, so laß ihn in der Vereinigung ruhen, auf sich bedacht.

„Der nach Vereinigung Suchende, seine Seele so in der Vereinigung haltend, die Gemütswallungen wohl beherrscht, tritt in den höchsten Frieden Nirvanas ein, in mir wohnend."

Erlösung, vollkommene Befreiung ist deshalb das Wachstum im spirituellen Bewußtsein, wobei die Seele des Menschen, indem sie sich ausdehnt und vertieft und im Bewußtsein göttlicher wird, zuletzt eins wird mit dem Bewußtsein des Ewigen, dem Bewußtsein Gottes. Da dies ein ewiges Bewußtsein ist, gewinnt er unsterbliches und unendliches Leben. Er ist in Nirvana eingetreten, in den höchsten Frieden.

Daß die Lehre Buddhas ein Protest gegen die rituelle Religion der Brahmanen war, ist so gut bekannt, daß dies keiner weiteren Erläuterung bedarf. Ich gebe aber der Versuchung nach, eine Stelle anzuführen, um zu zeigen, wie vollständig sie mit den bereits zitierten Stellen der Upanischaden und der Bhagavad Gita übereinstimmt. Diese Stelle kann in dem Tevijja-Sutta gefunden werden, eine Predigt, welche der Tradition gemäß von Buddha im Mango-Hain am Ufer des Achiravati-Flusses, südlich von der Brahmanenstadt Manasakata in Kosala, gehalten wurde. Die Predigt wird zwei jungen Brahmanen gehalten, welche zu dem Buddha kamen,



ganz ähnlich wie Jung-Schwetaketu zum Rajanya-Weisen kam. Und hier dürfen wir bemerken, daß sowohl Krischna, der Lehrer der Bhagavad Gita, als auch Buddha selbst der Rajanya-Rasse angehörten. Der Buddha sprach also:

„Wiederum, Vasishtha, wenn dieser Fluß Achiravati ganz bis zum Rande voll Wasser wäre und austreten würde, und ein Mann, der auf der anderen Seite Geschäfte hat, nach der anderen Seite hinüber müssend, herkäme und überzusetzen wünschte, und er, auf diesem Ufer stehend, das andere Ufer anrufen würde, und sagte: ‚Komm her, o du anderes Ufer, komm her auf diese Seite!‘ Was denkst du wohl Vasishtha? Würde das andere Ufer des Flusses Achiravati, infolge jenes Mannes Anrufen und Beten und Hoffen und Preisen auf diese Seite kommen?“

„Gewiß nicht, Gotama!“

„Genau so, Vasishtha, sprechen die Brahmanen, die wohl bewandert sind in den drei Veden — die Ausübung jener Eigenschaften vermeidend, welche wirklich einen Menschen zum Brahminen machen (zum Kenner Brahmas), und die Ausübung jener Eigenschaften annehmend, welche wirklich aus den Menschen keine Brahmanen machen — also: ‚Indra rufen wir an, Soma rufen wir an, Varuna rufen wir an, Ishana rufen wir an, Prajapati rufen wir an, Brahma rufen wir an!‘ Wahrlich, Vasishtha, daß jene Brahmanen, die wohl bewandert sind in den drei Veden, aber die Ausübung jener Eigenschaften vermeidend, welche wirklich einen Menschen zum Brahmanen machen, und die Ausübung jener Eigenschaften annehmend, welche wirklich aus den Menschen keine Brahmanen machen, — daß diese infolge ihres Anrufens und Betens und Hoffens und Preisens, nach dem Tode und wenn der Körper aufgelöst ist, mit Brahma vereint werden sollten — wahrlich, eine solche Beschaffenheit der Dinge gibt es nicht.“

Diesem „Wege der Werke“ setzte Buddha seine eigene Lehre entgegen, den Weg der „Befreiung“.

„Wird der Buddha betreffs des Pfades, welcher zur Brahma-Welt führt, gefragt, kann es für ihn weder Zweifel



noch Schwierigkeiten geben. Denn Brahma kenne ich, Vasishtha, und die Welt Brahmas, und den Pfad, der zu ihm führt. Ja, gewiß kenne ich ihn, wie einer, der die Brahma-Welt betreten hat und in ihr geboren wurde!"

Es ist wohl wert zu bemerken, daß Buddha hier Nirvana mit den alten traditionellen Ausdrücken beschreibt, als ein Betreten der Welt des Brahma, als eine Einswerdung mit Brahma. Seine Lehre ist durchaus eine Fortsetzung der Upanischaden, welche immer vom Eintritt in die Welt des Brahma, und der Bhagavad Gita, welche den Doppelausdruck Brahma-Nirvana gebraucht, um vollkommene Befreiung auszudrücken. Hier, wie in der uralten indischen Weisheit, ist Erlösung eine Erweiterung und Vertiefung des Bewußtseins, bis es zuletzt eins wird mit dem göttlichen Bewußtsein des Ewigen, dem Bewußtsein Gottes.

(Schluß folgt.)

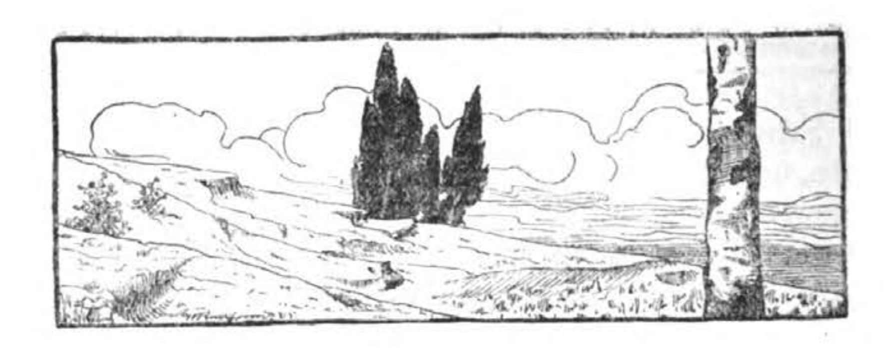


Sieh', das ist es, was auf Erden
Jung dich hält zu jeder Frist,
Daß du ewig bleibst im Werden,
Wie die Welt im Wandeln ist.

Emanuel Geibel.







Endlich und doch endlos.

Von A. Frahm.

Helle Schäfchenwolken fliegen
Durch die weite Welt.
Kraus und bunt gesäet liegen
Sie am Himmelszelt.

Kraus und bunt mir die Gedanken
Durch den Schädel zieh'n;
Kennen weder Maß noch Schranken,
Wallen endlos hin.

Endlos wie die bunten Träume
Mancher langen Nacht,
Bis ein Traum in Himmelsräume
Sie hat heimgebracht.







Der Londoner Rassenkongress 1911.

Von Paul Borchardt, Brüssel.

Ende Juli d. J. tagte in London der „First Universal Races Congress", der von dem englischen Ethiker G. Spiller einberufen worden ist, um „im Lichte der Wissenschaft und des modernen Gewissens" die westlichen und östlichen Völker, die weißen und farbigen Rassen miteinander zu vergleichen.

Mr. Spiller hatte eine große Anzahl bekannter Gelehrter eingeladen, sich über diese Fragen zu äußern. Ungefähr sechzig Berichte waren aus aller Welt eingegangen, die unter dem Titel „Papers on inter-racial Problems" (7/6 s.) veröffentlicht wurden. Diese Berichte wurden als Grundlage der Diskussion auf dem Kongreß benutzt. Sie waren bereits mehrere Wochen vor Abhaltung des Kongresses an die Mitglieder desselben verschickt worden.

Auf dem Kongreß war ein großer Teil der geistigen Elite der Welt versammelt. Indische Philosophen, Neger aus Südafrika und Amerika, Ostasiaten, selbst Indianer waren herbeigeeilt, um für ihre Rasse eine Lanze zu brechen. Der Kongreß bildete in jeder Hinsicht eine Versammlung aller Rassen, die sich hier vereinigt hatten, um ein besseres gegenseitiges Verständnis, die Vorarbeit zur allgemeinen Menschenverbrüderung herbeizuführen. Präsident des Kongresses war Lord Weardale, Vizepräsidenten eine große Anzahl Universitätskanzler, kirchliche Würdenträger, Staatsmänner und Gelehrte des In- und Auslandes.



Die Arbeit des Kongresses teilte sich in Fragen allgemeiner Natur, Einzeluntersuchungen und internationale Vorschläge.

Ich will nun einzelne besonders interessante Referate herausgreifen, um über dieselben zu berichten. Der Rektor des Cooch Behar College, Dr. Brajendranath Leal, ein indischer Gelehrter, sprach über Rasse, Stamm und Nation. In seinem Vortrage kam er zu dem Schlusse, daß unsere politische Organisation nur den Übergang zu einer allgemeinen Brüderschaft darstellt. Dr. von Luschan, unser bekannter Berliner Anthropologe, stellte sich auf einen anderen Standpunkt. Er glaubt nicht an eine allgemeine Bruderschaft, sondern hält sie aus naturwissenschaftlichen Gründen für unmöglich. Die primitiven Völker stehen zu weit von uns entfernt, als daß die Rassengegensätze aufgehoben werden könnten. Auf jeden Fall weist er nach, daß das Wort „Wilde" für farbige Eingeborene unsinnig ist, da eine Grenze zwischen Natur- und Kulturvölkern überhaupt nicht zu ziehen ist. In einer seiner Vorlesungen sagte mein verehrter Lehrer Prof. Luschan, daß die einzigen Wilden in Afrika Kolonialbeamte seien, die vom Tropenkoller befallen worden sind.

Alfred Fauillée-Paris betrachtet die Rasse vom soziologischen Standpunkte und empfiehlt äußerste Toleranz in Rassenfragen.

G. Spiller, der Veranstalter des Kongresses, selbst hat eine philosophische Abhandlung über Rassengleichheit beigesteuert. Er verteidigt die allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit und geht sogar so weit, eine Vermischung zwischen den weißen und farbigen Rassen anzuempfehlen.

Franz Boas berichtete über Schädeländerungen bei Einwanderern in Amerika, eine Mitteilung, die wir bereits früher im „T. L." brachten.

Einen sehr weisen Vorschlag machte Prof. Tönnies-Kiel. Er sprach über die Bedeutung der Kultur für den friedlichen Verkehr zwischen den Menschen und kam dabei auf Studentenaustausch zu sprechen. Er stimmte dafür, nicht nur Studenten an europäische und amerikanische Hochschulen zu senden, sondern ihnen Gelegenheit zu geben, in Indien und



Ostasien zu arbeiten, um so die verschiedenen Kulturen in nähere Verbindung zu bringen.

Prof. Felix Adler-New-York trat für eine menschliche Behandlung der primitiven Völker durch die Kolonialbeamten ein und bestand darauf, daß die Beamten sich in viel größerem Maße als bisher bei völkerkundlichen Studien beteiligten, um die Erkenntnis zu fördern, daß es keine Wilden, sondern nur Menschen primitiver Kultur gäbe.

Der Schriftsteller Israel Zangwill-London verteidigte energisch die jüdische Rasse.

Das Negerproblem in Afrika und Amerika behandelten Sir Harry Johnston, der berühmte englische Forscher, der Zulukaffer J. Tengo Jabavu und die farbigen Doktoren Mojola Agbebi DD. und Dr. E. W. B. Du Bois. Der Sioux-Indianer Dr. Karl Alex. Eastmann berichtete über die nordamerikanischen Eingeborenen.

Baron d'Estournelles de Constant prägte ein sehr schönes Wort. Er sagte, daß bisher nur immer von den Rechten der Menschen gesprochen worden ist. Jetzt wäre es Zeit, von den Pflichten gegen die Mitmenschen jeder Rasse zu reden.

Mrs. Annie Besant griff die englisch-indische Regierung sehr scharf an.

Der Rassenkongreß ist in jeder Weise gut verlaufen. Eine ganze Anzahl höchst wichtiger und interessanter Berichte erster Fachmänner sind zusammengekommen, die äußere bleibende Ausbeute des Kongresses. Inwieweit der Rassenkongreß seinem Zwecke, ein besseres Verständnis der verschiedenen Rassen herbeizuführen, nahe gekommen ist, muß die Zukunft erweisen.







Die Prüfung.

Nach einem langen Tage anspruchsvoller Arbeit war ich müde zu Bett gegangen und hatte das Grenzland zwischen Wachen und Schlafen erreicht, wo die Lebensströmungen in sanften und regelmäßigen Wogen zu fließen beginnen, wenn die Geistestätigkeit ruht und das Bewußtsein getrübt und geschwächt ist. Plötzlich fühlte ich die „Kraft". Aus einem verborgenen Grunde meines Wesens quoll und flutete sie in immer wachsender Stärke. Ich wußte, der Meister war nahe, denn das ist ein Zeichen seines Erscheinens. Ständig nahm sie zu, bis mein ganzes Sein von ihrer vibrierenden Lebenskraft erbebte. Soweit war ich schon vorher oft gelangt, das war eine gewohnte Erfahrung; aber diesmal dauerte sie mit zunehmender Stärke fort, bis ich mich durch einen Willensakt zusammenhalten mußte, denn ihre mächtigen Wogen drohten mein Bewußtsein zu verschlingen.

Dann erklang aus der Dunkelheit und der Stille darin eine Stimme, die sagte: „Deine Stunde hat geschlagen! Sammle Deine Kräfte und komme mit mir — ohne Dich zu widersetzen."

„Meister," antwortete ich, „Du bist die Kraft, auf die ich immer vertraut habe, und Du bist bei mir. Welche anderen Kräfte kann ich denn da noch aufbieten?"

„Mein Sohn, in der Prüfung, die Dir jetzt bevorsteht, darf ich Dir nicht helfen. Deine eigene Kraft muß Deine

Aus dem Aprilband 1911 des „Theosophical Quarterly" übersetzt.



alleinige Zuflucht sein. Gerade für diese Stunde habe ich Dich Jahre hindurch geschult, und ich habe die Zuversicht, Du wirst finden, daß das Leid, das Du so geduldig ertragen hast, reiche Frucht bringen wird. Doch die Brüder warten. Komm!"

Ich fühlte, wie mich ein schmerzhafter Ruck durchbebte, als wenn ein steif gewordenes Glied oder eine Muskel losgebrochen würde; dann ein Gefühl der Bewegung wie im Ausschlüpfen aus alten Kleidern, und in einem Augenblick stand ich frei. Zu sehen war ich nicht imstande, aber ich konnte fühlen, daß mich ein Licht und Leben umgab, und das ermutigte mich. Dann ergriff der Meister meine Hand, sagte abermals: „Komm!" Ein Empfinden unglaublich schneller Bewegung folgte für kurze Zeit, und dann befand ich mich in Ruhe, allein. Ich wußte, der Meister hatte mich verlassen, damit ich allem, das mir begegnen würde, allein die Stirn böte. Einige Sekunden lang — wie wir die Zeit berechnen —, während derer ich versuchte, meinen ängstlich aufgeregten Geist zu beruhigen, ein sich steigerndes Gefühl der Angst zu bekämpfen und mein pochendes Herz zu besänftigen, war alles dunkel und still. Erwartungsvoll sah ich dem Kommenden entgegen; alle Geschichten, die ich über Versuchungen und Prüfungen von Schülern gelesen hatte, strömten mir in den Sinn. Ich wußte nicht, hatte ich eine schnell vorübergehende Anforderung an meine Stärke und meinen Mut zu erwarten, oder sollte ich eine langdauernde, anstrengende Probe meines Glaubens und meiner Liebe gewärtigen. Die Lebhaftigkeit meines Geistes wuchs von Augenblick zu Augenblick, bis er wild von Gedanke zu Gedanke flog, die sich in solcher Menge in das Bewußtseinsfeld eindrängten, daß sie einander in Unordnung brachten. Ich bemühte mich, diesen unnützen und ablenkenden Wirrwarr zu zügeln, fand aber, daß es über meine Kraft ging. Ich konnte meinen Geist nicht konzentrieren. Ich versuchte mich zu zwingen an den Meister zu denken, Gebete oder Stellen aus dem Andachtsbuch zu wiederholen, die ich gern habe; jedoch eine Macht, größer als meine eigene, trieb diese

anderen Gedanken in meinen Geist. Das gab mir einen Anhaltspunkt für das Bevorstehende. Ich setzte meine Anstrengungen fort, den Strom der von außen kommenden Gedanken zu hemmen; ich widersetzte mich nach Kräften; und ich wachte und wartete. Bald merkte ich, daß sich die Gedanken in ihrer Eigenart zu ändern anfingen. Zuerst hatten sie sich auf Proben und Versuchungen des Prüflings bezogen was doch der Situation gewiß angemessen war. Obwohl sie eine Konzentration verhinderten, so waren sie doch wenigstens verhältnismäßig harmlos. Indessen nahmen sie bald eine bestimmte Beschaffenheit an, eine rein persönliche Färbung, schwer zu beschreiben. Es waren nicht mehr Erinnerungen allgemeinen Inhaltes, sondern Erinnerungen daran, wie ich gedacht hatte, wie es mir persönlich wohl gehen würde: Würde ich Erfolg haben? Ob meine Mitschüler wohl dieselbe Prüfung durchzumachen hätten? Würde ich es besser machen als sie? Würde es ihnen mißlingen und mir glücken, oder sollten sie durch einen Zufall Erfolg haben und ich unterliegen? Dann folgten Gedanken des Neides, der Eifersucht: Ich erinnerte mich all ihrer Fehler; mein Gemüt wurde ein häßlicher Sammelplatz verwerflicher Gedanken, die darauf abzielten, mich auf Kosten anderer zu verherrlichen. Das ging so weiter, bis ich ein Grausen darüber empfand, fähig zu sein, einem solchen Grad Lieblosigkeit Vorschub zu leisten. Dann plötzlich sank mein Herz vor Entsetzen dahin, als ich entdeckte, daß dieser scheußliche Strudel vollständig ein Werk meiner eigenen Schöpfung war. Ich erkannte alle diese Gedanken als die meinen wieder, und ich erinnerte mich, wann und wo ich viele von ihnen hatte entstehen lassen. Aber diese Erkenntnis verschaffte mir ihr eigenes Abwehrmittel; denn eben dies mein Entsetzen gab mir die Kraft, meine Willenskraft wieder zu sammeln, und ich zwang mein Gemüt, Gedanken entgegengesetzten Charakters in sich aufzunehmen und beizubehalten. Ich erinnerte mich an meine Gefühle des Wohlwollens, meine Hoffnungen für meine Mitschüler, an mein sehnliches Verlangen, sie möchten Erfolg haben, an meine Bemühungen ihnen zu helfen, daran, wie



sie in vieler Hinsicht würdiger waren als ich, an ihre besondere Reinheit und Hervorragenheit von Charakter und Seele. Eine Weile — mir schien es eine lange Zeit — war mein Gemüt ein Schlachtfeld dieser widerstreitenden Meinungen, meiner eigenen Schöpfungen. Doch die guten und edlen Kämpferreihen blieben Sieger. Allmählich sammelten sie sich und wehrten jedem lieblosen, neidischen oder eifersüchtigen Gedanken, der Eintritt in mein Bewußtsein suchte. Ich wußte, die erste Prüfung war vorüber.

Die Bewußtseinsanspannung ließ nach, und ich hatte Zeit frei zu atmen und den nächsten Angriff des Feindes zu erwarten, der, wie mir jetzt bewußt, nur der andere Teil meines Selbst war. Bald bekam ich den Anhalt für die Richtung, aus der der Angriff erfolgen sollte, und ich zitterte, spannte aber meine Kräfte an gegen das, was ich mir bevorstehen fühlte.

In mein Gemüt begann ein fürchterlicher Strom sinnlicher Gedanken einzumünden. Jede schmutzige und schlüpfrige Geschichte, die ich je gehört oder gelesen hatte, jeder unzüchtige Anblick oder ein derartiges Bild, jedes rohe oder unreine Gefühl, jede Erfahrung, die ich einmal im Leben gemacht und die einen Anstrich von diesem Gift hatte. Und diesmal war das alles nicht bloß Gedanke, sondern der dunkle Schleier, der mich umwallt hatte, lichtete sich nach und nach, und wie durch ein vollendetes Kinematoskop trat Bild auf Bild mit lebhaften Farben und in lebenden Formen hervor. Ich wußte, die Dinge waren nicht wirklich, sondern nur Neugestaltungen meiner eigenen Einbildungen und Vorstellungen in der Vergangenheit; aber sie sahen aus, als wären sie wirklich, und waren unbeschreiblich lebhaft und verführerisch.

Die Bilderreihe hielt eine unbegrenzbare Zeit an, ebenso die Gedanken, die sie begleiteten. Ich war mir bewußt, ich hatte mich von ihnen „getrennt“ zu halten, daß ich mein Bewußtsein in der Richtung lenken mußte, daß es aus dem Bereich dieser Bilder und Gedanken blieb und von ihnen etwas Verschiedenes war, während ich gleichzeitig wieder



wußte, daß sie meine eigenen vergangenen Schöpfungen waren. Ich war mir bewußt, verlor ich auch nur für einen einzigen Augenblick die Vorstellung meines Getrenntseins von ihnen und dächte einen dieser Gedanken in dem Sinne, daß ich mich mit ihm identifizierte, so würde ich verloren sein. Wenn für einen unendlich kleinen Teil einer Sekunde einer von ihnen „mein" Gedanke wurde, anstatt ein aus der Vergangenheit heraufbeschworenes Gaukelbild zu bleiben, so würde ich gefehlt haben.

Ich wußte auch, daß der einzigste Schutz gegen solchen Fehlschlag meine bisherigen Anstrengungen mein Gemüt und Herz zu reinigen waren: die unzähligen Male, die ich mit Überlegung und Bewußtsein unreine Gedanken von mir getrieben und unreine Wünsche erstickt hatte; die durch selbstauferlegte Zucht, durch Akte der Versagung, der Selbstbeherrschung und Selbstbeobachtung geschaffene Kraft. Mein Wille war die Zeit über ein Spielball dieser miteinander kämpfenden Mächte und ich ein erschreckter und schamerfüllter Zuschauer des Kampfes.

Aber wieder gewannen die Höheren. Die ganze Masse der bösen Kräfte schien sich in ein Schlußbild unbeschreiblichster und verführerischster Schönheit zu konzentrieren, und als mich auch das nicht bewegte, verblaßte der ganze gemeine Haufe, und abermals wurde ich für einige Augenblicke in Frieden gelassen.

Die Stille hielt länger als vorher an, und für eine ziemliche Weile bot sich ein Merkmal, welcher Art die nächste Prüfung sein würde. Mir wurde unbehaglich, ich geriet in Unruhe, Aufregung. Ich wollte wissen, ob es für mich noch etwas zu tun gab. Mein Unbehagen wuchs; ich wurde ängstlich; kalte Schauer fühlte ich meinen Rücken hinauf jagen. Ich empfand, daß mich eine böse Macht umringte, die immer mehr zunahm. Verschwommene Formen, die Entsetzen erregten, schauerliche Gestalten, Suggestionen von einem furchtbaren Etwas, ungreifbare Vorstellungen von schrecklichen Dingen schwebten vor meinem geistigen Auge. Was, dachte ich, sollte ich aus meiner Vergangenheit zu Hilfe rufen, um



diesen neuen Feind zu bekämpfen? Ich forschte vergebens in meinem Bewußtsein; dies war eine neue Erfahrung. Und dann, merkte ich, war das kein negativer Kampf wie die andern zwei. Ich war nicht mehr ein bloßer Beobachter, der den Ausgang einer Schlacht zwischen miteinander streitenden Kräften abwartet. Diesmal war es ein Kampf zwischen mir und den Mächten des Bösen in der Welt. Ich, das wirklich innere Ich, war ein handelnder, nicht mehr ein untätiger Teilnehmer. Dieser Gedanke steigerte meinen Schrekken, aber diente auch dazu, meinen Willen anzustacheln. Gleichsam als Antwort auf meinen Widerstand schien sich die Macht, die sich mir entgegenstellte, an Ausdehnung und Stärke zu verdoppeln. Sie umwallte mich auf allen Seiten und schloß mich ein, indem sie näher und immer näher kam, bis ich ein Gefühl hatte als würde ich erstickt. Mein Herz schlug wild, Schweiß strömte mir aus jeder Pore, und mein Atem ging in tiefem, unregelmäßigem Keuchen. Ich merkte, solch eine Anstrengung war ich nicht imstande lange auszuhalten.

Dann gewann allmählich aus der Finsternis heraus ein Gesicht Gestalt, wurde deutlicher und deutlicher und kam näher und näher; ein Gesicht von solch unbeschreiblicher Bosheit, solch erbarmungsloser Grausamkeit, solch kaltem Verstande, solch unwiderstehlichem Willen, daß ich vor Entsetzen aufschrie. Ich konnte fühlen, wie mein Blut und Hirn langsam zu Eis fror. Der Wall des Bösen engte mich drükkend immer mehr ein. Ich geriet in wahnsinnige Aufregung, ich wurde verrückt, als diese brennenden Augen näher kamen. Für einen wilden Augenblick versuchte ich die Gegenwart zu „ignorieren", was, wie ich mal gehört hatte, ein Schüler zu tun riet, und ich glaubte einen Strahl des Vergnügens über dieses regungslose, eisige Gesicht huschen zu sehen. Ich es ignorieren? Ihr Götter!

Näher und näher kam es, bis der Druck direkt meine Seele verzehrte und meinen Willen zu Wasser verwandelte. Ein gütiges Vergessen begann über mich zu kommen, gleichwohl wußte ich, ich würde verloren sein, übermannte es mich.



Mein Bewußtsein wurde verschwommen. Ich kann es nur beschreiben, daß ich sage, mein Licht fing an auszugehen. Ich wußte, das war das Ende.

Ich schrie wild zu meinem Meister um Hilfe; und dennoch wußte ich, daß er nicht darauf eingehen konnte. Ich war mir bewußt, daß ich allein diese furchtbare Macht bekämpfen und besiegen mußte, und ich wußte, sie konnte mich beiseite fegen wie der Wirbelwind die Blätter im Herbst zerstreut. Ich war verloren. Eine Schwäche in der Vergangenheit, ein Mangel in der Vorbereitung, ein Versagen der Kraft oder des Willens ließ mich wehrlos, und ich wunderte mich, warum mich mein Meister, obgleich er dies wußte, zu der Prüfung gebracht hatte. Aber sofort war ich mir bewußt, daß das nicht wahr sein konnte; daß irgendwo und irgendwie eine Macht vorhanden sein müßte, die stärker als diese hier wäre, die diese bekämpfen und sie ebenso leicht beiseite fegen könnte wie diese hier mich zu vernichten imstande wäre. Dieser Gedanke gab mir Kraft zu denken. Ich wußte, daß die Mächte des Guten im Weltall stärker seien als die des Bösen; ich wußte, daß mir diese guten Mächte helfen würden, wenn ich sie nur ließ, wenn ich ihnen ein Mittel gäbe, wodurch sie sich offenbaren könnten. Indem ich so meine ganze noch verbliebene Kraft an Körper, Geist und Seele sammelte, machte ich einen wilden, verzweifelten Versuch, einwärts und aufwärts, dieses Meer wohltätiger Macht zu erreichen. Ein Augenblick heftigsten Seelenkampfes, ein Ansturm mächtiger Gewalten, ein blendendes Licht und — ich brach durch. Die bösen Mächte verschwanden wie durch Zauber, und ich hörte den Klang von meines Meisters Stimme, wie er sagte: „Brav." Triumphmusik füllte mit ihren Klängen mein Ohr. Ich lag mit dem Gesicht nach unten, zu schwach, um mich zu bewegen, auf den Stufen eines Altars, vor dem mein Meister stand. Er war nur drei Fuß von mir entfernt gewesen während dieser ganzen schrecklichen Zeit. An jeder Seite saßen viele seiner erhabenen Gefährten, während hinter mir, wie ich später bemerkte, Reihen auf Reihen der niederen Brüder waren, die das Innere des Raumes füllten.



Was folgte, darf ich nicht enthüllen. Die beiden ersten Prüfungen, die ich beschrieben habe, sind die dritte und vierte, die der Prüfling zu bestehen hat. Die letzte gehört einer besonderen Klasse an.

Men-Tek-Nis.



Genie.

Von Jean Wall.

Wer viel' Talente in sich birgt,
Die restlos sich verraten,
Wer Großes schafft und Großes wirkt
In Worten und in Taten,
Wer unnahbaren Geist, geklärt,
Besitzt, sich selbst erkennet,
Der wahrlich ist des Lobes wert,
Das ihn erhaben nennet.



Meinungsaustausch

Unter dieser Rubrik bringen wir Meinung und Gegenmeinung, auch wenn sie nicht mit denen der Redaktion übereinstimmen.

Der Welterlösungsgedanke.

Eine Ergänzung im Lichte der Theosophie.

Armselige Bettler sind wir, solange eigene Erlösung uns noch als Ziel vorschwebt; liegt doch unsere Vollendung nicht darin, daß unsere als getrenntes Ich sich fühlende Persönlichkeit immer stärker und widerstandsfähiger, das Licht ihrer Intelligenz immer schärfer, ihre okkulte Seite immer mehr entwickelt werde. Das hieße nichts anderes als dem Bettlergewande neue Flicken aufsetzen und sich allenfalls noch mit unechtem, glitzerndem Schmuck behängen. Was dem Bettler endgültig helfen kann, ist die Erkenntnis seiner wahren Herkunft. Die Stimme, die ihm dies verkündet, ruft ihm zu: „Du bist königlichen Geschlechts! Verlaß Bettlersinn und Bettlerart, Bettlertisch und Bettlerliebe und laß einkehren das Bewußtsein deines wirklichen Wertes! Nimm Besitz von dem seit Äonen deiner harrenden Erbe, von einem Reichtum, gegen den alle Schätze eines irdischen Machthabers nichts bedeuten!" Aus dem Bittenden, Erwartenden werde ein unablässig Spendender, ein Freier, Unbekümmerter, voll Sieghaftigkeit und überströmender Kraft.

In diesem Sinn von sich selbst erlöst wird aber nur der, der den hohen Pfad der Erlöser betritt. „Erlösung dem Erlöser" lautet das universale Gesetz des göttlichen Mitleids. Wer in die Hochschule der Liebe von den vollendeten Brüdern als Schüler angenommen werden will, der muß „erlöst sein von den Banden des Niedrigen, von den Fesseln des Gemeinen und von den Kleinlichkeiten des Alltäglichen", er muß imstande sein, „das hohe Lied der wahren Arbeit zu singen", er muß sein „ein Freier unter Gefesselten". Dies sind Vorbedingungen für die Aufnahme in die Reihen der Göttlichen. Aber als Wichtigstes tritt außerdem hinzu — er muß reinen Herzens sein und bereit, „seine eigene Seele einzusetzen, damit daraus für den in ihr verborgen liegenden Kern und Keim des Göttlichen Nahrung entstehe"

Vergleiche das letzte Heft des „T. L." (D. Red.)

(Geschichte des Jahres). Rein und wahrhaftig muß er sich verpflichten, nie mehr Liebe zu fordern; er gibt sie fortan.

Aus dem Kreis solcher Schüler erwachsen die wahren Helfer unserer Rasse, die Buddhas und Heilande. Ob ein solcher vom Reich des Unsichtbaren aus oder hier auf Erden im Verborgenen wirkt, oder ob er als ein großer Lehrer erscheint: stets sind es mächtige Ströme der Hilfe, die von ihm ausgehen. Doch kann die Bedeutung des besonderen Einflusses im letzteren Fall als eines ganz besonderen nicht hoch genug geachtet werden. Er mag verglichen werden mit der Wirkung, die das persönliche Erscheinen eines genialen, siegreichen Heerführers auf seine Scharen ausübt. Ganze Geschlechterreihen sind die Erben der von solchen Gottgesandten hinterlassenen Schätze. Dichter und Denker, Künstler und Herren der Tat zehren noch nach Jahrhunderten von den Reichtümern, die uns dadurch zur Verfügung gestellt worden sind.

Für einen persönlichen Gott im Sinn der kirchlichen Dogmen ist in diesem System der Weltregierung kein Platz. Die Menschen sind die alleinigen Herren ihres Schicksals. Während aber die Mehrheit der Menschen keine Ahnung von dieser Verantwortlichkeit hat, haben die älteren Brüder die ganze Bürde derselben auf sich genommen. Sie sind die wissenden Verwalter der göttlichen Gesetze und Kräfte, und in unerschütterlicher Langmut warten sie des Tages, da wir alle die Bestimmung unseres Cyklus erreicht haben werden. Die Tatsache, daß einzelne unserer Brüder diese Höhe erklommen haben, ist aber für die ihnen Nachfolgenden die beste Hilfe und Gewähr dafür, daß auch sie zu ihrer Zeit dort ankommen werden.

Welches aber ist die universale Quelle der in und durch solche Göttliche wirkenden Kräfte? Nur im Licht der Einen Wahrheit, vom Standpunkt der allumfassenden Liebe kann dies beantwortet, kann überhaupt die Frage der Welterlösung betrachtet und in Angriff genommen werden. Die endgültige Erlösung ist der Triumph und die volle Erfüllung des Einheitsgedankens, sie ist die Rückkehr der Pilger zum unergründlichen Urgrund alles Seins, die vollbewußte Vereinigung der Einzelseelen mit der Allseele, die während der Pilgerschaft über jeder ununterbrochen gewacht hat. Damit ist die universale Bruderschaft für unser Geschlecht zur vollendeten Tatsache geworden.

Die Meister der Liebe aber sind heute schon die Verkörperung dieses höchsten Ideals. Und würdet ihr sie fragen, aus welcher Kraft sie solche Stufe der Vollendung errungen, sie würden gerne bezeugen, daß dem ewig verborgenen Urgrund alles Seins ein ununterbrochener Born der Liebe, Kraft und Weisheit entquillt, daß in einer absolut lückenlosen Kette diese Gaben von Hand zu Hand gereicht werden und daß außerhalb dieser Kette keiner zu ihnen gekommnn ist und je kommen wird, so wenig als es dem physischen Menschen möglich wäre, ohne die Sonnenkräfte heranzuwachsen und ohne die Hilfe der Erwachsenen über den Zustand des Säuglings hinauszukommen. Daher die Mahnung in der „Stimme der Stille“: „Wenn



du zur Weisheit gelangen willst, so sei bescheiden." Und „sei noch mehr bescheiden, wenn du sie erlangt hast".

Für die vollendeten bedeutet Erlösung, vollkommene Werkzeuge des Einen Willens geworden zu sein. Ein hehres Band verbindet sie, und tausend unsichtbare Fäden verknüpfen jeden aufrichtig Strebenden mit ihnen. Die Fülle göttlicher Gedanken, erhebender Gefühle und kraftvoller Anregungen, die uns jederzeit zuströmt, ist ihr Werk. Unsere Pflicht aber ist es, das Empfangene weiterzugeben, damit das Wasser des Lebens in uns nicht zum stehenden Sumpf werde. Nur der Gebende wird immer höhere Gaben empfangen, das fordert das eherne Gesetz der Kette der Liebe.

Und der Zustand im Reiche der Vollendung? Wird es ein Paradies im Sinne des Schlaraffenlandes sein? – So erhaben der Glanz und die Kraft des Sonnenlichtes über dem fahlen, kalten Schein des Mondes ist, so über allem Vergleich größer sein wird die Fülle der Gaben eines jeden Vollendeten, wie einst ihrer Gesamtheit, gegenüber dem, was unser heutiges Geschlecht darstellt. Der Vergleich der Zustände innerhalb eines hochgebildeten, von weisen Gesetzgebern geleiteten und von höchstem Nationalgefühl beseelten Volkes mit denen einer wilden, vom Parteihader zerfressenen und durch Unsittlichkeit verkommenen Horde läßt uns ungefähr ahnen, wohin unsere Entwicklung zielt.

Die Erlösung unseres Geschlechts bedeutet den vollen Sieg des Geistes über die Materie, die Befreiung eines jeden von Selbstwahn und Ichsucht, die bewußte Wieder-Erlangung unserer göttlichen Attribute, der Allliebe, Allweisheit und Allmacht innerhalb des Systems unseres Logos. Das wollten auch die wahren Seher und Propheten vergangener Zeiten in der lapidaren Sprache ihrer einfachen Symbole vom Friedensreich ausdrücken.

Das Ideal des Höchststrebenden wird sich damit einst realisiert haben, aber nur, um einem noch höheren Platz gemacht zu haben, von dem er dann weiß, daß es wiederum einem andern weichen wird. Ewigkeiten liegen vor uns, und nur einen Schritt im zeitlosen Kreislauf der Dinge bedeutet das, was heute als Welterlösungsaufgabe vor uns liegt.

K. W.





IV. Internationaler Kongress für Religionsgeschichte. – Im September 1912 findet in Leyden (Holland) an der dortigen Universität der vierte internationale Kongreß für Religionsgeschichte statt. Folgende Sektionen wurden festgelegt: 1. Die Religionen der Naturvölker. 2. Chinesische und japanische Religionen. 3. Ägypten. 4. Die Semiten. 5. Der Islam. 6. Indien und Iran. 7. Die Griechen und Römer. 8. Germanen, Kelten und Slawen. 9. Malayen und Polynesier. 10. Das Christentum.

Die Vortragenden sind Professoren der verschiedenen Universitäten und bekannte Fachleute.

Schlafexperimente. – Unter dieser Überschrift brachte das Feuilleton des „B. T." vor einiger Zeit einen Bericht über französische Forschungen zur Entdeckung des Geheimnisses des Schlafes. Es hieß dort:

„Das Wesen des Schlafs ist trotz aller Bemühungen der Wissenschaft, die alle möglichen Arten der Erforschung dazu aufgewandt hat, noch nicht zuverlässig aufgeklärt worden. Vielleicht tragen zur Klärung die mühsamen Untersuchungen bei, die von den Professoren Legendre und Piéron sechs Jahre lang durchgeführt und in ihren Ergebnissen jetzt der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt worden sind.

„Die Gelehrten haben zu diesem Zweck Versuche an mehr als sechzig Tieren angestellt. Um die Ursachen des gewöhnlichen gesunden Schlafes zu ermitteln ist es für den Forscher nötig, bei dem Wesen, das er beobachten will, das Schlafbedürfnis möglichst zu steigern. Deshalb ist das etwas grausame Verfahren eingeschlagen worden, die den Versuchen dienenden Tiere so lange am Schlaf zu verhindern, bis das Schlafbedürfnis geradezu gebieterisch wurde. Dies währte acht bis zehn Tage. Am besten wären für diese Versuche Affen, als die menschenähnlichsten Tiere, geeignet gewesen, die sich aber ihrer Verwendung nachhaltig zu entziehen wußten. Infolgedessen wurden Hunde benutzt. Diese Tiere wurden in der Nacht spazieren geführt, durften sich übrigens sonst niedersetzen, aber nicht legen. Die Hunde benahmen sich dabei merkwürdig gut. Weder ihre Freßlust noch ihr Gewicht verminderten sich, und Temperatur und Atmung blieben normal. Auch sonst kennzeichneten sich keine krankhaften physiologischen Veränderungen. Das gebieterische Schlafbedürfnis äußerte sich schließlich darin, daß die Hunde nicht mehr imstande waren, ihre Augen auch nur für einige Sekunden offen zu halten. Außerdem knickten sie mit den Vorderbeinen

zusammen. Auch waren stärkere Mittel nötig, um ihre Aufmerksamkeit hervorzurufen.

„Die Untersuchung lehrte nun, daß bei allen Tieren in diesem Zustand Veränderungen in den Nervenzellen vor sich gehen, und zwar ausschließlich in der Stirnwindung des Gehirns, während alle anderen Nervenzellen unverändert blieben. Auch in dem bezeichneten Gehirnteil waren nur die sogenannten Pyramidalzellen und polymorphen Zellen angegriffen. Die Veränderungen bestanden darin, daß der Zellkörper sich verkleinerte, eine Mißform annahm und von Hohlräumen durchsetzt wurde. Der Zellkern war häufig aus der Mitte verschoben oder verdoppelt. Gestattete man dem Tier, sein Schlafbedürfnis ausgiebig zu befriedigen, so verschwanden diese Veränderungen sämtlich.

„Der Sitz des Schlafbedürfnisses kann damit zum erstenmal als sicher festgestellt gelten. Nun aber kommt das eigentliche Merkwürdige. Der Zustand der Schlaflosigkeit läßt sich von einem Hund auf einen anderen überimpfen. Führt man einem gesunden Hund etwas Blutserum eines von heftigem Schlafbedürfnis befallenen Hundes ein, so erscheinen die gleichen Veränderungen der Gehirnzellen, wenn auch in abgeschwächtem Grade. Wird die Impfung mit genügend großen Dosen ausgeführt, so zeigen sich auch schon nach einer halben Stunde die Folgen in einer zunehmenden Entwickelung, die mit der Zeit zu ganz demselben Zustand führt, wie er das Schlafbedürfnis kennzeichnet. Daraus wird der Schluß gezogen, daß sich durch die Ermattung ein Gift bildet, und weitere Versuche haben auch festgestellt, daß sich dies Gift durch eine Erhitzung auf 65 Grad zerstören läßt. Diese Forschungen geben somit einen zuverlässigen Boden für weitere Aufklärung des Schlafrätsels."

Auch bei diesen Forschungen läßt sich wieder erkennen, wie die Wissenschaft nach langwierigen und grausamen (in diesem Falle „wenigstens" keine Vivisektionen) Experimenten sich den theosophischen Theorien nähert. Es ist die Theorie von Prana; man vergleiche z. B. „Meer der Theosophie" (S. 45 ff.), wo von den zwei Klassen der kleinen Lebewesen gesprochen wird, den Zerstörern und den Erhaltern, die von Geburt an in einem beständigen Kampf miteinander liegen.

Entdeckung einer alten Inka-Stadt. — In Peru hat man die Reste einer alten Inka-Stadt nordwestlich von Cuczo entdeckt. Die Yale-Universität in Amerika sandte eine Expedition aus, um die Ruinen zu untersuchen; und diese hat ihre Erwartungen noch übertroffen gefunden. Für die Geschichte der Inkas dürften die Funde von größter Wichtigkeit sein.





Zweig Berlin. – Wir können von einer sehr erfreulichen Arbeit berichten. Der Zusammenschluß der Zweige hat sehr gute Früchte getragen. Die Gästezahl bei den Vorträgen und Versammlungen ist größer denn je, und es herrscht dabei eine eifrige, lebhafte Stimmung. Jetzt wird auch an Studienabenden, bevor zur Fragebeantwortung geschritten wird, diskutiert, und da man an diesen Abenden mehr beim Thema bleibt und das Thema stets ein enger begrenztes ist, so sind diese Aussprachen sehr lehrreich und anregend, die Gäste fühlen sich mehr en famille dabei und bringen allerlei Einwendungen, Bedenken und Bestätigungen. Die Vorträge der Herren Graf, von Perbandt und Buchholz führten uns zum Brahmanismus, ins Reich Christi und die Ideenwelt Platos, und waren sehr interessant.

Einen Vortragsabend größeren Stils veranstalten wir alljährlich am Bußtag. Diesmal fand er in den Sophiensälen statt. Herr Weiß sprach über die Auferweckung des Lazarus. Etwa 200 Zuhörer fanden sich ein.

Während der Mitgliederabende werden alle interessanten Neuigkeiten der Theosophischen Bewegung: interessante Vorträge oder Zeitungsnachrichten oder persönliche Erlebnisse besprochen. Wir spielen ein wenig die Rolle eines kleinen Weltspiegels. Häufig ist der Weltspiegel sehr launig, wozu der gute Kaffee auch seinen Teil beiträgt. Wir sehen einer schönen Sylvesterfeier entgegen, – die schon gewesen ist, wenn Sie dies lesen.

Ein Mitglied versendet regelmäßig Programme an ihm bekannte Adressen und leistet eine sehr nachahmenswerte Propagandaarbeit. Wir empfehlen diese Methode sehr. Der Schriftführer.

Zweig Dresden. Strehlenerstr. 8, II. – Aus dem vergangenen Vierteljahrs-Programm bleiben noch zwei Vorträge zu erwähnen. Frau E. Zippel sprach über „Liebe und Ehe“ und betonte besonders die Heiligkeit der Ehe, wie sie auf Altruismus statt auf Egoismus gegründet sein solle. Sie sollte einen Ausgangspunkt bilden für gute Gedanken und Taten und zur Veredelung dienen. – Fräulein Toepelmann sprach über „Bruderliebe im täglichen Leben“ und führte verschiedene Beispiele und Anregungen an.

Die neue Vortragsreihe im laufenden Quartal wurde von Herrn Tamm eröffnet mit: „Die Sphinx der Theosophie“. In den drei Teilen des Vortrages wurde behandelt: 1. Was lehrt die Theosophie in Bezug auf das Universum; 2. Was lehrt die Theosophie in Bezug auf den Menschen und dessen Bestimmung; 3. Was lehrt die Theosophie in Bezug auf die Pflichten



des Menschen. – An einem anderen Abende las Herr Baumgarten ein Kapitel „Die Jagd nach Glück". – Herr Toepelmann sprach über das Thema „Ein Schlüssel zum Verständnis des Menschen" unter Hinweis auf Philosophen verschiedener Zeiten und auf die siebenfache Konstitution. – „Besteht ein Recht auf die Persönlichkeit?" Hierüber sprach Herr Zippel in einem Vortrage im bejahenden Sinne. Die Persönlichkeit ist berechtigt, ja notwendig, als Werkzeug im Dienste der Seele. –

Aus Rußland sandte uns Herr Dr. Berrenberg einen Aufsatz über „Die Botschaft des Weibes". Die verschiedenen Prinzipien des Mannes als auch der Frau wurden darin besprochen, moderne und mittelalterliche Verhältnisse beleuchtet, sowie Hinweise gegeben bezüglich der besseren Erfüllung der Botschaft des Weibes. – Herr Winter, ein Gast unseres Zweiges, hielt uns einen Vortrag, betitelt: „Frohe Stunden". Redner besprach die verschiedenen Ursachen und Arten der Trauer, sowie ihre richtige Bewertung und wies auf die Mittel zu ihrer Überwindung im Sinne der theosophischen Philosophie hin und damit zur Schaffung von „frohen Stunden". – „Das Geheimnis der Gottseligkeit", Original-Übersetzung aus dem Theosophical Quarterly von Fräulein Schnobel, wurde während zweier Versammlungsabende von der Übersetzerin zur Vorlesung gebracht. Der Aufsatz, von einem Süd-Inder verfaßt, gibt Anregungen und Fingerzeige zur Erhebung und Verlegung des Bewußtseins aus den niederen in höhere Bewußtseinszustände und zur schließlichen Erlangung der Gottseligkeit. –

Fräulein Panizza sprach in ihrem Vortrage über „Licht und Klang" und erzählte verschiedene interessante Einzelheiten von singenden und sprechenden Bogenlampen, nach eigenen Erlebnissen. In ihren Ausführungen Parallelen ziehend zwischen Licht und Klang, kam Vortragende zu dem Schlusse, daß beides nur verschiedene Äußerungen einer und derselben Kraft seien. Ansichten und Urteile von Vertretern verschiedener Fächer über diesbezügliche Erscheinungen waren mit eingefügt. Auch das Farbenhören wurde erwähnt. –

„Welchen Nutzen bieten die theosophischen Lehren bei der Kindererziehung?" Über dieses Thema sprach an einem Abende Frau E. Zippel. Eingeleitet wurde der Vortrag mit einem Ausspruche Nietzsches aus: „Also sprach Zarathustra". Indem Rednerin auf einige Lehren der theosophischen Philosophie hinwies, zeigte sie an verschiedenen Beispielen, in welcher Weise es möglich ist, die Kinder z. B. zum Altruismus hinzuleiten und den Egoismus in der richtigen Weise zu bekämpfen u. a. m. Andere Beispiele zeigten, wie oft gedankenlose Erziehung Kindern schwere Schäden bringen kann. Der Wiederverkörperung mit Bezug auf die enge Verknüpfung und das richtige Verhältnis zwischen Eltern und Kindern wurde besonders Erwähnung getan.

Allen Vortragsabenden schlossen sich lebhafte Aussprachen an. Einige Versammlungsabende waren dem Studium des „Schlüssels zur Theosophie" gewidmet. –

K. T., Schriftführer.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.

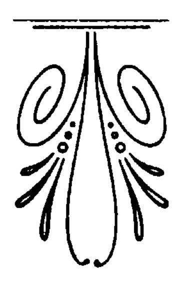




Nr. 11. — Februar 1912. — Jahrg. XIV.

„Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal mehr das Auge darauf haben, das keiner den andern abrug Tue, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden."

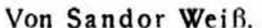
Berühmte Marginalverordnung Friedrichs des Großen von 1740.





Die Erweckung des Lazarus.

Von Sandor Weiß.



Jesus, der tatsächliche Messias, verkündete das Reich Gottes und wirkte durch seine okkulten Kräfte Wunder. Man kann seine Taten nicht Wunder nennen in dem Sinne, daß er Naturgesetze gewaltsam durchbrochen hätte. Er hatte Kräfte, die stärker waren als jene, die wir auf der materiellen Welt wirksam sehen, konnte sie also aufheben, hemmen oder verstärken. Die okkulte Welt hat auch ihre Naturgesetze, an die jeder Okkultist und Meister gebunden ist und die auch er nicht durchbrechen darf und kann. Deshalb konnte Christus seinen Jüngern sagen, daß sie noch größere Wunder als er werden vollbringen können. Leider scheinen seine Jünger nicht die Fähigkeiten gehabt zu haben, in alle Tiefen der Geheimlehre Christi einzudringen. Das Wandeln auf dem Wasser, das Erwecken Toter wird auch von anderen Meistern, von Krishna z. B., berichtet. Buddhas Jünger konnten sich nach Belieben in die Luft erheben. Ich nehme deshalb die meisten Wunder Christi wörtlich. Jedoch nicht nur wörtlich, sondern auch ihrem inneren Sinne nach muß man sie erfassen, da das ganze Leben Christi eigentlich ein symbolisches Leben ist, gewissermaßen die Bildersprache innerer Vorgänge, die eine jede Seele, also auch alle, die wir hier versammelt sind, einst werden durchmachen müssen, wenn wir die Schwelle der Göttlichkeit betreten werden.

Vortrag, gehalten bei Gelegenheit der großen öffentlichen Versammlung von Zweig Berlin am Bußtag 1911.



Mein eigentliches Thema heißt: Die Auferweckung des Lazarus.

Nehmen wir dies Geschehen rein äußerlich und lassen Sie es uns erklären, wie es möglich ist, Menschen von den Toten zu erwecken.

Wir wissen, daß sich Fakire oft wochenlang im zugeschütteten Grabe aufhalten können und dann wieder in das Leben zurückgerufen werden. Das Leben war nicht ganz verloschen, sondern ein Lebenszentrum, das der heutigen Wissenschaft unbekannt ist in dieser Funktion, unterhält das Leben weiter und verhindert es, daß der Astralkörper, das Gespenst des Menschen, sich vom Körper ganz entferne. Solange diese astrale Verbindung besteht, ist es einem Okkultisten möglich, den Astralkörper ganz in den Körper des Toten zu plazieren und von der großen Lebenskraft, deren Quelle für ihn offen steht, dem Auferweckten so viel zu geben, als er zum Leben braucht. Dies tat Jesus, als er seinen Freund Lazarus, der in der Begräbnishöhle lag, von den Toten erweckte. Es war in diesem Sinne durchaus kein Wunder, sondern nur etwas, was eben nicht alle Menschen können.

Was aber hat das Wunder mit Lazarus für unser Seelenleben zu bedeuten, was stellt es symbolisch dar?

Schon die griechischen Philosophen Pythagoras, Empedokles und andere bezeichneten den Körper als den Tod der Seele oder als den Sarg der Seele. Der Körper und das körperliche Leben waren für sie Hades oder die Unterwelt, das Reich der Schatten, das Reich des freudlosen Dahinträumens.

In seinem berühmten Ausspruche: „Laß die Toten ihre Toten begraben" wiederholt Christus diese Lehre der alten griechischen Philosophen. Es kann keine unsterbliche Seele nach dem Tode geben, die nicht schon vor der Geburt unsterblich wäre. Die göttliche Seele des Menschen ist wie Christus, sie lebte von Ewigkeit her bei Gott und steigt von dort zeitweise zur Erde, in ihr irdisches Grab hinab. Man kann sagen, wenn der Körper geboren wird, stirbt die Seele



aus dem Himmel hinweg. Die Mächte der Erde, des Wassers und der Luft machen ihn zum Sklaven ihrer Elemente, binden ihn durch die Begierde und durch Furcht und zwingen ihn, ihnen Dienste zu tun. Diesen Sklaven, diesen „lebenden Leichnam", wie Tolstoj ihn vielleicht nennen würde, stellt Lazarus dar. Seine zwei Schwestern repräsentieren einen höheren Teil seiner Natur, unserer aller Natur. Martha ist die menschliche denkende Seele, die durch Pflichterfüllung das Göttliche verehrt, jedoch ohne klare Erleuchtung der Seele. Maria ist der höchste Teil der menschlichen Seele, die ungeheure Kraft des Glaubens, die das Unsichtbare fühlt, der Stimme Stille lauscht, die wunderbare Kraft, die das Unsichtbare verehrt. Sie repräsentiert den Menschen, der in der Liebe und im Glauben zu dem Göttlichen betet; den Menschen, in der Meditation versunken. Maria ist die Brücke zwischen Gott und Mensch, zwischen dem lebendig Toten und Christus.

In einem Büchlein „Licht auf den Weg" heißt es, daß es keine Erlösung von der Leidenschaft, von der Qual der Begierde gibt, als einzig die, Aug' und Ohr zu richten auf das, was unsichtbar und unhörbar ist. An einer Stelle im Neuen Testament wird beschrieben, wie Martha, die emsig an der Arbeit ist, um den Heiland zu bewirten, vorwurfsvoll erwähnt, daß Maria nichtstuend zu den Füßen des Meisters sitzt und seinen Worten lauscht. Welch herrliche Darstellung unseres Wesens! Der aktive Mensch, der nicht nur Brot verdient, sondern auch Geld anhäuft, der sich quält, sorgt und abmüht, der, wie die indische Weisheit sagt, für sich ausruft, heute habe ich dies geleistet, morgen werde ich das leisten, ich bin groß, ich besiege morgen so viele Feinde, gestern habe ich so viele besiegt, absorbiert seine Kraft in einer eigennützigen Arbeit und vergißt dabei das Göttliche. Beten erscheint ihm als etwas unnützes. Wenn er betet, dann verlangt er von Gott alles mögliche, was ihm angenehm ist, gute Ernte, Gesundheit, ob nun für sich oder seine Freunde, den Untergang seiner Feinde und was dergleichen schöne Sachen mehr sind. Die Beschäftigung mit der Mystik erscheint ihm



absurd, und wie Martha die Maria, wenn auch nicht geradeheraus, doch im Herzen faul schimpft, so erscheinen ihm Mystiker für Leute, die ihre Zeit und ihre Lebenskraft vergeuden, für Toren und faule Menschen. Es muß hier gesagt werden, daß allerdings sehr oft Faulheit, Habsucht und Charlatanerie sich hinter die Maske frommen Wesens versteckt, um die dumme Welt auszubeuten; merkwürdigerweise aber rennen diese ehrgeizigen, aktiven Menschen, wenn sie schon einmal sich dem Gebiete der Mystik zuwenden, solchen Schwindlern nach. Der Grund ist einfach. Der intelligente Europäer und Amerikaner ist ganz gerne geneigt, eine unsichtbare Welt anzuerkennen, wenn diese gut genug ist, um seiner Habsucht, seinem Ehrgeiz, seiner Sehnsucht nach Zerstreuung und Amüsement zu dienen. Wenn man mit Hilfe von Hellsehen und Hellhörerei und allerlei Tricks unterirdische Wasserquellen und Erzadern entdecken, gestohlenes Gut ohne Detektiv finden, durch Gedankenübertragung andere beeinflussen, mit Hilfe der Astrologie gute Geschäfte machen und vor allem Macht über andere erlangen könnte; ja unter dieser Bedingung ist er bereit, die okkulte Welt anzuerkennen und sich mit dieser Mystik, wie er es nennt, zu befassen. Er läuft Charlatanen und Bösewichtern, die ihm etwas von diesem oder alles dieses versprechen, nach und läßt gerade die echten Mystiker rechts liegen.

Mögen nun Weltmenschen höhnen und Vorwürfe machen, dennoch hat Maria zu den Füßen des Meisters recht. Christus rechtfertigt sie, indem er zu Martha sagt: Du gibst dir viel Mühe, aber Maria hat den besseren Teil erwählt. Aber sollen wir nun in steter Untätigkeit leben, während des ganzen Tages knien oder sitzen und beten? So ist es nicht gemeint. Martha und Maria sind Schwestern; beide Naturen sind in uns, beide müssen wir betätigen, um von den Toten auferweckt zu werden. Unser ganzes Leben aber soll ein Gebet sein. So soll das Leben ein Gebet sein, daß Martha die Oberhoheit Marias anerkennt und alles im Sinne Marias tut, Maria aber soll unablässig der Stimme unseres Gottes, der Stimme des Meisters, dem Christus lauschen,



und nicht eine Silbe soll ihrer gespannten Aufmerksamkeit entgehen. Unser Herz soll friedlich in Gott ruhen, während unser Körper und Verstand unsere tägliche Pflicht erfüllt. Maria ist das Herz, Martha der Verstand.

Wenn dem Herzen sein Recht zugestanden wird, wenn das Herz den Verstand beherrscht und der Verstand, durch die Liebe besiegt, den Willen des Meisters tut, statt des blinden Eigenwillens, dann erstehen wir zu einem neuen höheren Leben; innerhalb dieses irdischen Staubes sind wir unsterblich, innerhalb aller Krankheit, allen Vergehens und Verwehens des menschlichen Lebens schauen wir das ewig Bleibende, die geistige Sonne, aus der alles Leben quillt, und statt durch Furcht und Begierde getrieben und gelenkt, übersehen wir klaren Blickes unser Leben und formen es mit eigenen Händen nach dem Willen Gottes. Unsere ganze Natur wird dann verändert, wiedergeboren werden. In der Welt werden wir doch nicht von der Welt sein. Mutig werden wir sein wie der Löwe und friedlich wie das Lamm. Wahrlich Löwe und Lamm werden zusammen weiden und ein kleines Kind wird sie führen. Wir werden eine Verkörperung des Paradieses werden, wie wir jetzt eine Verkörperung des Todes sind.

Um dies die Menschen zu lehren, und um ihnen zu helfen das zu werden, hat Christus gelebt.

Ich fasse Christus sowohl als eine historische, wie als eine geistige Individualität, wie auch als das Symbol einer universalen, in allen lebende Kraft auf.

Er ist das Symbol der reinen Gottseele im Menschen, die, unberührt von allen Taten der menschlichen Seele, diese nur überwacht und als Stimme des Gewissens leitet.

Weil in jedem von uns ein solcher Gott steckt, sagt der Psalmist und das Johannisevangelium. „Stehet nicht geschrieben, ihr seid Götter?" und weil ein solcher Gott in uns steckt, wird von uns verlangt, daß wir ein göttliches Leben führen sollen, fordert uns der Christus im Matthäusevangelium auf: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."



Christus ist das Symbol jener göttlichen Welt, in der unsere göttlichen Seelen schon jetzt wohnen, und zu der wir emporsteigen sollen; nicht nach dem Tode, nein, jetzt während des Lebens.

Weshalb aber müssen Mittler und Erlöser, wie Jesus und Buddha, erscheinen, wenn wir solche Götter in uns haben? Die Antwort darauf scheint mir diese zu sein:

Der Mensch ist bei allem auf die Hilfe anderer angewiesen. Trotzdem er ein Gott ist, braucht er Eltern, um einen physischen Körper zu erhalten und diesen zu schützen, er braucht eine ganze Reihe Lehrmeister und Freunde, die ihn unterrichten und ihm vorwärtshelfen, bis er das geworden ist, was er werden sollte und wollte. Hat er es nun zu einer gewissen Höhe der Entwicklung gebracht, tritt dieselbe Pflicht an ihn heran; er muß anderen helfen und sie belehren.

Die Menschen sind ja eigentlich nichts als ältere und jüngere Brüder. Und ältere Brüder ist der Name der Meister und Adepten, die unsterblich geworden sind. Alle vom göttlichen Gesetz erlaubte Hilfe gewähren sie den Menschen; ihre Existenz überhaupt ist schon Hilfe; denn sie spenden innere Wärme und inneres Licht von unsichtbaren Ebenen her und lassen das göttliche Feuer im Herzen der Menschen nicht ausgehen. Wäre unser Gehirn fähig, wie ein stiller, klarer Bergsee die Sonne wiederspiegelt, das göttliche Licht des Herzens wiederzuspiegeln, dann wäre ihr Heraustreten in die irdische Welt nicht notwendig. Jedoch unser verbildetes, überhastetes, unruhiges und selbstsüchtiges Gemüt ist dazu nicht fähig. Starke Effekte sind notwendig, um es zu überzeugen.

Nun tritt ein Meister hervor.

Sein Herz zieht viele Herzen an, und die Menschen kommen zu ihm. Und da erkennt auch das Gehirn der Jünger und Zuhörer, daß das Göttliche keine Phantasie, keine bloße Ahnung, sondern handgreifliche Realität ist.

Die Jünger und Gläubigen konzentrieren nun ganz und ungeteilt ihr ganzes Wesen auf ihren Meister, auf das Göttliche, das durch ihn leuchtet. Und da sie nun ihren ganzen



Willen anspannen, wächst ihr Glaube und ihre Liebe in kurzer Zeit zur großen Stärke; sie selbst werden immer göttlicher. Ihr Licht ist angezündet an dem Lichte des Meisters und vermehrt dessen Strahlenglanz. Auch sie wurden Zeugen und Repräsentanten der Göttlichen Welt, und ziehen noch mehr Gläubige zum Meister. Wie eine einzelne Fackel einen ganzen Wald anzünden kann, so kann die Göttlichkeit eines Meisters ganze Nationen zur göttlichen Liebe und zu göttlichem Wirken entflammen. Das Gehirn wird durch mancherlei überzeugt, auch durch Wunder, die solche Meister vollbringen; daher produzieren sie Phänomene und zeigen dem Gemüte die Kräfte Gottes. Je nach den Umständen variieren ihre Phänomene. Auch müssen dem Gemüte der Gläubigen ethische Regeln, Verhaltungsmaßregeln gegeben werden. Aber auch wenn die Menschenherzen schon in göttlicher Liebe brennen, ist der Meister immer noch nötig, um das Feuer vor Sturm, Frost und Wasser zu schützen. Dies bezwecken die Meister mit ihrem öffentlichen Auftreten. Was im Menschen leider getrennt ist, die Stimme des Herzens und die Stimme des Gemütsverstandes, das vereinigen sie. Krishna, Osiris, Buddha traten auf, und ihrem Wirken folgten die großen religiösen Neubelebungen von Nationen, begleitet von einer großen äußeren Kultur. Im Vergleiche zu diesen Bewegungen war die religiöse Neubelebung, die Christus hervorgerufen hat, nicht so groß. Seine Schuld war es nicht. Denn seine Liebe, so sagen die Meister, welche der Theosophischen Gesellschaft nahe stehen, war so groß wie die eines Buddha. Jedoch er hatte mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Während die gläubigen Inder ihrem Meister einen schnellen, tiefen Glauben, große Liebe, eine eifrige Wißbegierde und Vorliebe zum reinen Leben entgegenbrachten, hatte Christus mit dem Materialismus, dem Unglauben, dem pharisäischen Dünkel und philosophischer Unfähigkeit der jüdischen Rasse zu kämpfen. Selbst seine intimsten Jünger verstanden ihn anfangs recht wenig, und selbst am Ende nicht ganz.

Der einzige Johannes scheint ihn richtig verstanden zu haben; aber selbst dieser erstarrte später zu Zeiten des



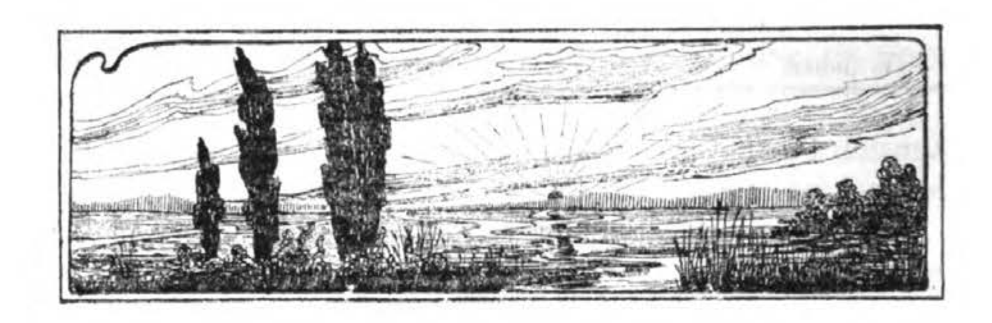
Apostels Paulus in der nationalen dogmatischen Starrheit des Judenchristentums.

Ja, einer seiner Jünger verriet ihn sogar. Einer, Judas Ischariot, der ein materielles Paradies, eine sozialpolitische Umänderung erwartete. Als der Haß gegen Christus stark war, da erfaßten diese bösen Gedankenwellen den Judas, löschten sein Herzlicht aus, erweckten seinen Rachedurst gegen die Römer, seine Sehnsucht nach irdischem Glück; er sah nun in Christus den Hemmschuh nationaler und sozialer Freiheit. Alle Teufel, die gegen Jesus kämpften, hausten in ihm, und er wurde zum Werkzeug dieser bösen Kräfte. Es war mehr Böses in den Juden als Gutes. Das Gute des Judentums verkörperte sich später in Paulus.

Doch das ist nicht ganz richtig, es war eine Anstrengung des Christus selbst, die den Paulus zur Entfaltung brachte; des Christus, der unermüdlich seine innere Arbeit fortsetzen muß, damit das Licht nicht ausgeht. Heute noch, wie vor zweitausend Jahren, leidet er, trägt er die Bosheit derer, die ihm gehören, und wird heute noch fortwährend gekreuzigt.

Die volle Auferweckung der europäischen Welt ist noch nicht gelungen; dieser Lazarus ist noch immer tot; aber Christus weiß, daß er nur schläft, und arbeitet weiter, um den toten Lazarus zu erwecken, zum göttlichen Leben zu erwecken.





Friedrich der Grosse.

Von Leopold Corvinus.

Er saß auf der Terrasse von Sanssouci.
Eine ferne Melodie — —
Die Sonne sinkt.

Sein großes Auge blickt hinaus in die Gluten. Die Jahre rollen zurück. Gestalten der Vergangenheit tauchen auf: Zeiten bitterer Pflichterfüllung — lange, davor sonnige Tage in Rheinsberg, in denen er sich selber fand, davor die Katastrophe von Küstrin.

Eine ferne Melodie —
Die Sonne sinkt.
„Ich habe als Philosoph gelebt und —"

Sein großes Auge blickt größer hinaus in die Gluten. Die Jahrhunderte rollen zurück. Andere Gestalten erscheinen in dem flammenden Rot. Wie zum Willkommen! Und dazwischen die Wolken —. Ist das nicht der große Abtrünnige im Purpurmantel, Julian? — Und weiter, dort der Stoiker auf dem Kaiserthron? — Die Gestalten drängen sich. Andere Völker. Andere Zeiten. Immer gewaltiger, schattenhafter — — Könige der Weisheit — — ägyptische Sonnengötter — —?





Aus den Quellen am Pfade.

Das Ziel zu bestimmen ist deine Angelegenheit; die Wege aber sind Gottes Sache.

Stets bedenke, daß der Pfad immer gefahrvoller ist, als du anzunehmen geneigt bist. Aber auch die Hilfe ist mächtiger, als du zur Stunde wähnst.

Was uns an den Wegen Gottes nicht gefällt, das sind unsere eigenen Schritte.

Gewaltigste Wirkungen gehen von denen aus, die darauf verzichtet haben, zu wissen, was und wo sie wirken.

Suche nichts, und du findest alles.

Suche alles, und du findest dich.

Der Prophet gilt bloß in seinem geistigen Vaterland.

Im Schweigen liegt Macht, wenn hinter ihm die Kraft gewaltiger Rede ruht.

Füge dich ins Ganze, und das Ganze fügt sich dir.

Naht die Weisheit dem modernen Menschen, so erhebt sich zunächst der Intellekt, und bevor diesem nicht der geforderte Tribut bezahlt ist, gibt er die Türe zum Herzen nicht frei. Bei gar vielen aber schließt sich dann erst endgültig die Herzenspforte und öffnet sich noch weiter das allzeit willige Tor der Ichsucht.

Je tiefer du in dich gehst, desto näher gelangst du zu allem außer dir.

Ein Gesetz will, daß die Reserven in dir erst dann in Tätigkeit treten, wenn der Kampf schon entbrannt ist, nicht früher. Und das ist weise Taktik.

Sage in Ruhe: „Ich verzichte auf Ruhe.“

Nun du erkannt hast, daß du nichts weißt, bist du unter die Wissenden getreten.

Suchst du Frieden, so folge dem Ruf: „Komm herein!“

Fange an mit Gott und ende in Gott.

Nicht dein Gehirn, dein Herz übe in der Konzentration. Ersteres erhält damit auch seine Weisungen.

Der wahre Mut besteht darin, ins Licht zu schauen, Wunschlosigkeit auf sich zu nehmen und Gehorsam gegen das Gewissen zu üben.

Wer nie mehr sich selbst entschuldigt, der wird nie mehr über irgend etwas sich einen Vorwurf machen.

Eine alte Wahrheit, rein im eigenen Spiegel geschaut, das ist Intuition.

So hoch bist du über dem Schmerz erhaben, als du gelernt hast, dich von der persönlichen Freude zu trennen. Wohl dir, wenn damit Hand in Hand nach demselben Gesetz sich höchstes Mitleid und ewiges Glücksgefühl entwickelt.

Die suchende Seele findet die Wahrheit, eine wünschende nie.

Es ist das Werden allein, das dich dem Göttlichen näher bringt.

Jede Intuition hat das Streben, in überquellender Daseinsfreude in alle Weiten zu wirken und fügt sich nur ungern der Fessel unserer Sprache.

Wahre Liebe ist stets treu. Welchen Grund hätte sie auch zur Untreue? Und wem sollte sie untreu sein?

Je näher der Quelle du eine Wahrheit fassest, desto reiner ist sie. Die Quelle aber bist du.

Ob du stark oder schwach seist, groß oder klein? Überflüssige Frage. Treue sei deine Stärke, deine Größe.

Die ewige Liebe will mit beiden Armen umschlungen sein; mit einem nur wirst du sie nie fassen.

Wandle stets mit Gott! Steh immer vor deinem höchsten Richter! Sei immerdar bei dir!

Wer wissend sucht, findet Wissen.

K. W.





Inspired Millionaires.

Von Paul Borchardt.

Der englische Nationalökonom Gerald Stanley Lee*) hat vor kurzer Zeit ein Werk „Inspired Millionaires" mit dem Untertitel „Eine Studie des Genies im Geschäftsleben" herausgegeben, welches verdient, in den weitesten Kreisen gelesen zu werden.

Lee behandelt unser Zeitalter, das Zeitalter der Maschine. Er beklagt bitter, daß die Maschine die Menschen beinahe selbst zu Maschinen gemacht hat. Die Menschen fangen an, das Denken zu verlernen, sie verlieren ihre Individualität. Wo aber die Individualität, wo die Intuition zerstört wird, da muß das Volk vergehen.

Doch besser als jeder andere malt uns Lee eine Zukunftsvision von freien freiwilligen Arbeitern, reichen und armen, welche ihren Platz in jeder Weise ausfüllen:

„Doch wenn wir ins Einzelne gehen, so müssen wir zugeben, daß das Ideal des typischen Engländers oder Amerikaners der Aristokrat und Edelmann ist. Wir müssen aber diese Schwelle überschreiten und uns zu einer höheren Ansicht aufschwingen. Der Aristokrat der Zukunft ist ein reicher oder armer Mann, der der größten Uneigennützigkeit und sozialer Schaffenskraft fähig ist, der Mann, der sich mit den Interessen und Ansichten seines Volkes identifizieren kann.

Der Mann, welcher der Aristokrat zu sein scheint, der Gutes schafft, der das schaffende Traumgesicht des Volkes

*) Grant Richards Ltd. London SW. 1911.



ist und in England oder Amerika am höchsten geachtet wird, ist jener, der eine Persönlichkeit ist und doch der Allgemeinheit mit jeder Faser seines Herzens angehört.

Es würde unsinnig sein, diese Vision einer höchst individuellen, aber doch brüderlichen Gemeinschaft als unser alleiniges Eigentum zu betrachten. Sie scheint mir in der Tat international zu sein, denn sie ist Gemeingut der Menschheit, sie ist der Kriegsruf, der große Einsatz aller Wesen für den menschlichen Charakter und die Ehre Gottes.

Alles das Große, das die Vergangenheit der Zukunft übergibt, alle Güte und Schönheit, die moralische und ästhetische Lebensanschauung, die Kathedralen und die großen Männer, die hohen Charaktereigenschaften, sie sind das gemeinschaftliche Erbe aller Nationen.

Im Erhalten des Feuers auf dem Altar der Persönlichkeit, der Meisterschaft, der Aufopferung, sowie in der Vervollkommnung unseres Geistes verteidigen wir nicht nur uns, unser Rassentemperament oder unsere nationale Persönlichkeit, sondern wir unterstützen den großen Fortschritt, die innere Hoffnung und das Gebet aller wahrhaftigen Menschen dieser Erde.

Bei solcher Arbeit werden wir mit einer Kraft vorwärtskommen, die nicht unsere eigene ist. Die Kraft der gemeinsamen Wünsche und aufgeschobenen Hoffnungen der ganzen Welt, der müden Nationen wird unser Helfer sein."

Wann hat wohl je ein Nationalökonom solch schöne Worte und Gedanken niedergelegt, um die soziale Entwicklung unseres Maschinenzeitalters zu schildern? —

Doch lassen wir uns von Lee weiterführen! — Er wirft in seiner Arbeit die berechtigte Frage auf, warum so viele arbeitende Menschen die Religion, wie sie ihnen heute von der Kirche geboten wird, nicht gebrauchen können.

„Ich ging eines Abends vor kurzer Zeit mit einem Bischof der anglikanischen Kirche zu einem „coffee smoke" in ein Atelier im Londoner Künstlerviertel, wo sich einige Leute versammelt hatten, um darüber nachzuforschen, warum sie den Kirchenbesuch vernachlässigten. Der verbreitetste Ein-



wand schien, daß die Kirche es nicht verstände, sich ihnen notwendig zu machen.

Wir sprachen auf unserem Heimwege darüber, was wohl die Kirche tun müsse, um sich dem Volke wieder als notwendig zu erweisen.

Am nächsten Morgen versuchte ich einen allgemeinen Grundsatz niederzulegen, einen einzelnen Satz, wenn möglich eine Glaubensregel, welche, wenn Priester und Kirchen daran glaubten und sich danach richteten, die Kirche (Religion) wieder den Menschen zur Notwendigkeit machen würde. Ich kam dabei zu folgendem Glaubensbekenntnis:

„Die Bedeutung jedes menschlichen Berufes erkennen und erheben ist Religion.“ [The interpretation and exaltation of every man's calling is religion.]

Die größte und erstaunlichste Neuigkeit dieser Welt ist, daß es Menschen gibt, welche gewöhnliche und irreligiös aussehende Arbeit auf ideale Weise vollbringen, Menschen, welche durch ihre tägliche Arbeit beweisen, daß sie die Goldene Regel befolgen.

. . . .

Der Grund, daß die Kirchen und Priester ihren Halt zu verlieren beginnen, liegt vielleicht darin, daß sie die Goldene Regel für schön, aber ungenügend halten. Diese Menschen aber, welche beweisen, daß diese Goldene Regel im Geschäftsleben ausreichend ist, um schlechte und verderbliche Arbeitsweisen erfolgreich zu bekämpfen, sind es, die das Schicksal der Kirche unseres modernen Zeitalters in den Händen halten, sie sind es, die die Lage der Kirchen, ihrer Altäre und Priester in dem Zeitalter des Volkes, der Wissenschaft, der Tatsachen, der Geschäftsleute und Maschinen bestimmen.

Das Ziel, welches diese Geschäftsleute der Kirche gesetzt haben, ist, daß letztere sie leiten soll. Moderne Geschäftsleute können aber nur von einer Kirche geleitet werden, welche ihnen Neuigkeiten über sie selbst gibt, von einer Kirche, welche höhere und bessere Ideale verehrt als sie selbst.

Ich kenne große, bedeutende Geschäftsleute, andererseits



kenne ich unsere Kirchen. Aus diesem Grunde fühle ich mich zu dem Geständnis veranlaßt, daß es mir unbekannt ist, was die Kirchen und ihre Priester mit ihrer jetzigen Stellungnahme für solche Menschen tun könnten.

Ich sehe eine Mehrheit von Priestern, welche keinen intelligenten, glühenden Glauben zu materialen Dingen oder zur Idee hat, daß diesen Dingen Geist eingeflößt werden kann, während ich Geschäftsleute von Tag zu Tag beobachtet habe, die mir im großen Weltkampfe und Trubel wie Kirchen und Kathedralen ihrem Inneren nach erschienen.

Einige dieser Männer setzen ihre ganze Kraft, ihren ganzen Glauben an gewöhnliche Alltagsarbeit, sie wagen jeden Tag mit Bewußtsein Vermögen für das, was sie glauben.

Doch unsere Frage steigt wieder auf: Wenn diese Menschen mehr als die Kirchen und Bischöfe glauben, was kann dann die Kirche für sie tun? Und wenn sie finden, daß die Kirchen ihren Hilfsschrei geringschätzen, was kann sie veranlassen, zu ihnen zu halten? Ich habe eine Zeitlang versucht, meine Augen zu verschließen, aber ich kann die Meinung nicht länger verbergen, daß eine große Anzahl schaffender Geschäftsleute unserer modernen Welt, Geschäftsleute, welche von Erfolg gekrönt sind, weil sie an große und hohe Dinge glauben, weil sie sich täglich auf spirituelle Glaubensregeln stützen, sichtbar ihre moralische Anschauung, ihr Ideal der Arbeit, das Niveau ihrer Gefühle erniedrigen müßten, um Sonntags morgens anderthalb Stunden in der Kirche einem Durchschnittsprediger zuzuhören. Der große Mann, welcher glaubt, und der ermüdete, welcher aufgehört hat zu glauben, sie sind beide zu demselben Urteil über das Evangelium gekommen, wenn sie in der Kirche voll Hoffnung sitzen und vergeblich warten. Sie wünschen eindringliche Beweise für den wachsenden Erfolg Gottes in dieser Welt, Beweise, daß geistige Wahrheit siegen und zum Siege bei alltäglichen Dingen verhelfen muß.

. . . .

Ich glaube, daß die Wirksamkeit der Kirche in unserem modernen Leben eine andere sein würde, wenn eine Art



Auskunftsbureau für religiöse Angelegenheiten (Religious News Bureau) bestehen würde, welches die Kirchen, die Prediger, sowie alle Welt, die Interesse an diesen Dingen nimmt, über die religiösen Ereignisse, über das Auftauchen neuer Persönlichkeiten, über festgestellte Tatsachen, über bessere geistige Arbeitsweisen und über die öffentlichen religiösen Gefühle unterrichten würde.

Die beste Art, die Goldene Regel zu predigen, ist, Menschen mit Menschen zusammenzubringen, die dieselbe in ihrem Leben stets anwenden. Nur ein großer Geist kann die Arbeit der Goldenen Regel in einem Buche erkennen, die Allgemeinheit aber wird sie nur in der Anwendung durch Mitmenschen lernen.

Das Hauptergebnis des modernen, begeisterten Evangeliums ist — den Menschen die Wirksamkeit des Guten und Geistigen in dieser Welt zu zeigen.

Wenn den Menschen in den Kirchen Neuigkeiten über ihre Person, über ihr eigenes Leben mitgeteilt würden, wenn höhere, geistigere Neuigkeiten in den Kirchen erworben werden könnten, so würde sie wohl nichts vom Kirchengehen abhalten.

Unsere Priester würden dann wieder die Pfadfinder werden, die Vorkämpfer der Wahrheit, wie in den Tagen, als sie groß dastanden, anstatt die öffentliche Aufmerksamkeit zu suchen und anzuflehen, wie sie es heutzutage tun. Sie würden dann die überzeugende Darlegung wirklicher Religion geben, sie würden die Sammler und Aussäer wahrhaftiger Religion werden, von den Kanzeln her und durch Zeitungen, durch Bücher wie durch Arbeitsämter, durch Fabriken und Hochschulen. Die Religion würde das Gespräch der Straße und der Klubs werden. In Bankräumen und Bureaus, in Läden und am heimischen Kamine würde die Religion das tägliche Gespräch und die tägliche Arbeit der Welt werden.

Jede Generation wird von einer großen Anzahl Tatsachen bedrückt. Die meisten Menschen sind von diesen Tatsachen so bedrückt, daß sie nichts anderes erkennen. Jene Wirklichkeiten aber, die die Menschheit groß und frei machen



könnten, werden nur von einer ganz kleinen Minderheit erfaßt. Die große Arbeit der Weltenbauer, in der Kirche und in der Außenwelt, ist es, diese Wirklichkeiten und diese kleine Minderheit, welche sie erkannt haben, aufzufinden, denn diese Menschen müssen bisher das schwere Joch der Welt allein tragen. In den verschiedensten Winkeln und Ecken der Welt halten sie sich verborgen und setzen ihre ganze Kraft für diese großen Ideale ein. Jeder dieser Menschen gehört und bedarf des anderen. Sie alle aber gehören zu uns. In den Idealen, welche diese großen Geister schweigend ausarbeiten, in diesen Wirklichkeiten werden wir die geheime Geschichte, die Macht und die Schönheit, die ungeschriebene Bibel unseres modernen Lebens finden."

Man muß jedem Schriftsteller danken, der dem Leser eine weihevolle Stunde bereitet, doppelt aber danken, wenn er ihm den geheimen Pfad, der zum Glücke führt, weist.

Eine große Anzahl von Strebenden halten es für unmöglich, diesen geheimen Pfad zu gehen und doch „gewöhnliche, irreligiös aussehende Arbeit" zu verrichten. Lee zeigt uns aber, daß wir trotz alledem diesen Weg gehen können. Danken wir ihm, daß er zu jenen Menschen gehört, die diese Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen bestrebt sind.

Brüssel, Inst. de Sociologie.





Glaube und Wissen

in den Upanischaden und in dem Neuen Testament.

Von Charles Johnston, M. R. A. S.

II.

Wenden wir uns jetzt von Indien nach Palästina, von den Upanischaden zum Neuen Testament. Hier finden wir den Kampf zwischen Glauben und Werken wieder, den beiden rivalisierenden Wegen zur Erlösung. Und der Konflikt zwischen den Anhängern der beiden Erlösungswege hallt durch die größere Zahl der Episteln wieder, gerade so, wie wir ihn in den Upanischaden, der Bhagavad Gita und dem Tevijja Sutta fanden.

Das traditionelle Opfersystem Palästinas war dem brahmanischen System sehr ähnlich, das auf den Vedischen Hymnen aufwuchs. Wie das indische System hatte es seine heiligen Bücher, die Wort für Wort für inspiriert galten und ebenso Wort für Wort sorgsam gehütet wurden. Gleich dem indischen System war es in einem heiligen, durch die Überlieferung geweihten Lande entstanden. Wie das indische System hatte es seine Opfer und Brandopfer, seine Feste am Neumond und Vollmond, seine Verherrlichungen heiliger Monate. Wie das indische System war es der hochgeschätzte Besitz einer beschränkten Gruppe von Stämmen, einer engen religiösen Vereinigung. Wie im indischen System wurde der Eintritt in diese religiöse Körperschaft durch einen sakramentalen Brauch kenntlich gemacht: in dem einen Falle durch die Beschneidung, was die Erinnerung an die Verheißung Jehovahs gegenüber



Abraham wach halten sollte, und in dem andern durch die Upanayana oder das Umgürten mit der heiligen Schnur.

Von jüdischen Eltern geboren und unter Juden aufgewachsen, erfüllte Jesus in allen Dingen das jüdische Gesetz von der Beschneidung bis zum letzten Passah. Seine Jünger, vielleicht mit Ausnahme des Simon von Kanaan, waren auch Juden, die das Gesetz der Juden in allen Einzelheiten erfüllten, außer in gewissen unbedeutenden Dingen, was als Angriff gegen sie ausgenutzt wurde. Aber nichtsdestoweniger hielten sie sich für fromme Juden. Ferner, Jesus stützte ausdrücklich das jüdische Gesetz, wenn er sagte: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen", oder wenn er, gefragt nach dem Wege zur Erlösung, antwortete: „Halte die Gebote!", das heißt die Vorschriften des jüdischen Gesetzes.

Deshalb hielten sich bis zu und nach der Kreuzigung die Jünger für gesetzbeobachtende Juden — und sie waren es in der Tat auch —, die alle Vorschriften des jüdischen Systems ohne Frage erfüllten, während sie gleichzeitig die Vorschriften und Lehren ihres Meisters zu befolgen suchten. So weit die Fähigkeit eines der Jünger inbetracht kam, würde die Lehre, an der sie festhielten, weiter die Lehre einer kleinen, jüdischen Sekte geblieben sein, „der nazarenischen Ketzerei", wie sie genannt wurde; und dem Eintritt in ihre Vereinigung wäre notwendigerweise der Eintritt in die jüdische religiöse Gemeinschaft durch den Ritus der Beschneidung vorangegangen und hätte die Verpflichtung mit eingeschlossen, alle Bräuche der jüdischen Religion mitzumachen und alle ihre Feste zu halten.

Was aber überbrückte die Kluft und machte aus der Lehre einer kleinen jüdischen Sekte eine Weltreligion? Was verwandelte die „Ketzerei der Nazarener" in das Christentum? Es ist vielleicht ein Gemeinplatz, wenn man sagt, Paulus habe die Kluft überbrückt, seine Herzensgröße und tiefere Bildung hätten ihn veranlaßt, die Schranken niederzubrechen und die Kirche zu öffnen, so daß Erlösung erlangen sollte „der Jude vornehmlich und auch der Heide".

Ich meine, diese Annahme verschließt sich einer ernsten



Untersuchung nicht, und einfach dargestellt, wie ich es getan habe, ist sie unwahr. Um dies klar zu machen, darf ich mir vielleicht eine kurze Abschweifung gestatten.

Der „Weg des Glaubens“ oder der „Weg der Weisheit“, wie er in den Upanischaden und der Bhagavad Gita verstanden und dargestellt ist und auch wie er von Buddha dargelegt wurde, verstand, wie wir sahen, unter Erlösung spirituelles Wachstum, ein Sicherweitern und Vertiefen des Bewußtseins, bis es schließlich eins mit dem göttlichen Bewußtsein wird, mit dem Bewußtsein des Ewigen. Aber niemals wurde diese Ausdehnung für ein plötzliches Aufblitzen aus der Unendlichkeit gehalten, für eine spirituelle Umwälzung, sondern vielmehr für einen Entwickelungsprozeß, ein allmähliches Wachsen, langsam erreicht und nach vielen Stufen vollendet. Und gewisse große Stationen des Weges wurden in den Upanischaden oder der Lehre Buddhas hervorgehoben und beschrieben; gewisse hervorragende Stufen sozusagen in dem herrlichen Blühen des göttlichen Bewußtseins. Und in den Upanischaden und der späteren indischen Lehre war der Standpunkt vertreten, daß diese großartigen Abschnitte des Bewußtseins jeder sein passendes Gewand hätte, beginnend mit dem „Anlegen der Farbe der Sonne“, die sogleich nach dem Tode von der gereinigten Seele angezogen wird, die durch reinere und feinere Gewänder psychische und spirituelle Körper entwickelt. Dies ist in der Tat ein ergänzender und notwendiger Teil der Lehre vom „Wege des Glaubens“, vom „Wege der Erleuchtung“ und kann überall als ein Teil derselben gefunden werden. Ferner wird in den Upanischaden angedeutet und in den späteren Systemen ausdrücklich gelehrt, daß diese psychischen und spirituellen Körper ihre eigenen Empfindungsvermögen hätten, ihre eigenen Organe, ihre eigenen Kräfte beim Erklimmen der Stufen der Erhabenheit und Geistigkeit. Deshalb würde es jedem Anhänger der indischen Weisheit völlig einleuchtend sein, daß jemand, der diese Weisheit bemeistert hat, einen vollendeten spirituellen Körper mit wunderbaren und dennoch vollständig natürlichen Kräften besitzen soll, wie sie beispielsweise in den Yoga Sutras oder in dem Akankheya Sutta des



Buddhismus aufgezählt sind. Solch einem Jünger indischer Weisheit, der an den Pfad der Sonne, den Pfad der Befreiung glaubt, würde es etwas Selbstverständliches sein, daß sich auf einer gewissen Stufe spiritueller Entwicklung solch ein spiritueller Körper mit seinen höheren Kräften entwickeln sollte, und daß der befreite Meister, wenn er den irdischen Leib ablegt wie die auf einen Ameisenhügel geworfene Schlangenhaut, unsterblich auferstehen soll, um an den Mächten des Göttlichen teilzuhaben.

Im Lichte dieser Lehre ist die Auferstehung eine natürliche und rein wissenschaftliche Tatsache, deren Gesetze klar vorgeschrieben sind, und die als das unvermeidbare Ergebnis der Vertiefung des Bewußtseins und als die Entwickelung des feineren Gewandes für dieses tiefere Bewußtsein folgt. Und ebenso würde es hiernach völlig natürlich und logisch sein zu glauben, Jesus, so mit dem spirituellen Körper der Auferstehung bekleidet, dem „Gewand von der Farbe der Sonne", könnte und würde das Werk fortsetzen, das infolge der Kreuzigung unterbrochen worden war.

Dies, oder etwas dem sehr Ähnliches, war der Glaube von Paulus; und er sagt ausdrücklich, daß die Öffnung der Kirche für die Heiden nicht Paulus', sondern Jesu Werk war. Und man kann hinzufügen, daß sie den tiefsten Vorurteilen und Überzeugungen des Paulus zum Trotz zur Ausführung gebracht wurde; denn war er nicht ein Hebräer von den Hebräern, ein Pharisäer und der Sohn eines Pharisäers?

Das Verhör des Paulus vor Agrippa wurde zweifellos genau von Lukas damals aufgezeichnet, der mit Paulus zusammen war. Paulus erzählt dem Agrippa, daß Jesus, der ihm auf dem Wege nach Damaskus erschien, zu ihm folgendermaßen gesprochen habe:

„Ich bin Jesus, den du verfolgst. Stehe auf und stelle dich auf deine Füße; denn ich bin dir zu dem Zweck erschienen, um dich zu einem Diener und Zeugen zu machen sowohl der Dinge, die du gesehen hast, als auch der Dinge, in denen ich dir erscheinen will, um dich von dem Volke und von den Heiden zu befreien, unter die ich dich jetzt sende,



ihre Augen zu öffnen und sie von der Finsternis zum Licht zu kehren und von der Gewalt des Satans zu Gott, daß sie Vergebung ihrer Sünden erlangen mögen und das Erbe unter denen, die durch den Glauben an mich geheiligt sind."

Diese Erscheinung und dieser Auftrag, die den Weg für die großartigste Tatsache der Geschichte freilegten, nämlich die Verwandlung der „Nazarenischen Ketzerei" in die Weltreligion Christentum, wird von Paulus der direkten und persönlichen Vermittelung des Meisters selbst zugeschrieben. Und wenn wir die Idee des „Weges der Weisheit" annehmen, was das Wachsen des Bewußtseins und seine Höherentwickelung in immer feinere Gewänder anbetrifft, so können wir sehen, daß Paulus vielleicht einen ganz natürlichen und wissenschaftlichen Vorgang beschreibt: Die Offenbarung des Meisters im spirituellen Körper und die Fortsetzung seines Lebenswerkes in diesem Körper.

Doch um wieder auf das Hauptthema dieses Aufsatzes zu kommen: Die Erscheinung des Paulus und seine Überzeugung, daß die Lehre Jesu den Heiden mitgeteilt werden sollte, datiert ungefähr vom Jahre 35, wenn wir die gewöhnliche Zeitrechnung annehmen, wie sie auf Lukas' Zusammenstellung der Zeitereignisse beruht, ungefähr sechs Jahre vor der Erscheinung des vom Himmel herabgelassenen Tuches, das dem Petrus dieselbe Botschaft brachte. Aber während Paulus sofort, gehorsam seiner himmlischen Erscheinung, zu predigen und lehren begann, wie er uns erzählt, scheint Petrus kein irgendwie wirksames Werk als Folge der Erscheinung in Joppe sechs Jahre später unternommen zu haben. Meistens blieb er in Jerusalem, und hier lebte er weiter in der jüdischen Atmosphäre, die aus der Lehre Jesu nichts weiter als eine „Nazarenische Ketzerei" zu machen drohte. Es würde der Wahrheit nicht entsprechen, wollte man sagen, die Gemeinde der Jünger in Jerusalem habe geglaubt, die Erlösung, wie sie sie verstanden, könnte einzig und allein durch die Befolgung der Vorschriften des jüdischen Gesetzes erlangt werden; dagegen ist es wahr, daß sie kaum daran dachten, die Erlösung könne ohne Erfüllung des Gesetzes gewonnen werden.



Diese Ansicht wurde nicht von Petrus, sondern in erster Linie von Jakobus, Jesu Bruder, vertreten; und hier kommen wir zu einer der vergessenen Geschichten des Neuen Testaments. Wenn wir hier und da Einzelheiten aus den Evangelien, der Apostelgeschichte, den Briefen des Paulus entnehmen, so können wir die hervorragende Gestalt des Jakobus und die weniger auffallende des Judas erkennen, des jüngeren Bruders von Jesus und Jakobus. Jesu Brüder waren ihm, sogar bis zur Stunde der Kreuzigung, wenn auch nicht direkt feindlich gesinnt, so doch wenigstens in keiner Hinsicht Jünger seiner Lehre. Aber bei Jakobus muß sich ein ebenso bemerkenswertes Ereignis und ein Umschwung vollzogen haben, wie die Erscheinung des Paulus auf dem Wege nach Damaskus. Der Meister erschien dem Jakobus, wie Paulus sagt; und in der Folge finden wir Jakobus als eifriges Mitglied in der Gruppe der Jünger zu Jerusalem. Während vier bis fünf Jahre nach der Kreuzigung finden wir Jakobus auf derselben Rangstufe mit Petrus, den in Jerusalem aufzusuchen Paulus für wesentlich erachtete; und ein wenig später stellt Paulus Jakobus mit Petrus und Johannes auf dieselbe Stufe als Grundpfeiler der Kirche in Jerusalem. Jakobus war mehr als das; er war der nachdrücklichste Verfechter der Idee, man müsse, um Christ zu werden, zuerst Jude werden. Oder um es vielleicht etwas gemäßigter auszudrücken, er war der Ansicht, das jüdische System stelle den Weg des Rechten so vollständig dar, daß man, ohne ihm zu folgen, unmöglich wirklich richtig handeln könnte.

Mittlerweile arbeitete Paulus unter der griechisch sprechenden Bevölkerung des Nordens, in der Nachbarschaft seiner eigenen Stadt Tarsus und auch auf Zypern. Immer scheint er seine Belehrung mit der Schilderung von Jesu Erscheinen auf dem Wege nach Damaskus begonnen zu haben, mit der daraus folgenden Gewißheit, die Seele sei unsterblich. Die Erlösung bestand nach seiner Auffassung und Lehre erstens in dem Glauben an des Meisters erhöhtes Leben und zweitens in einem gewissen spirituellen Zustand, der diesem Glauben folgte. Dieser spirituelle Zustand war seinem Wesen nach



eine Entwickelung des Bewußtseins, das, hatte es seinen Höhepunkt erreicht, ein Verschmelzen mit des Meisters Bewußtsein bedeutete, ein Eingehen in das Bewußtsein des Meisters. Und drittens: Paulus beschrieb mit einem kühnen und schönen Sprachbilde die Verwandlung des Bewußtseins vom Irdischen zum Geistigen (Spirituellen) als eine Art Sterben, eine Kreuzigung und Auferstehung, wobei der Jünger die Kreuzigung des Meisters und ebenso seine Auferstehung teilt. Es ist offensichtlich, daß wir es hier mit einem Wachsen des Bewußtseins, einer Vertiefung spirituellen Lebens und Seins zu tun haben und nicht mit der Erfüllung eines rituellen Systems zeremonieller Bräuche. Wir haben es mit dem „Weg des Glaubens" zu tun, um einen Ausdruck des Ostens zu gebrauchen, und nicht mit dem „Weg der Werke".

Doch der „Weg der Werke" hatte in Jerusalem seine eifrigen Anhänger, an ihrer Spitze Jakobus, und ein Zwist, zeitweilig unvermeidlich, brach zwischen den Anhängern der beiden „Wege" aus. Auf dem Konzil zu Jerusalem, um das Jahr 52, wurde die Frage von Anfang bis zu Ende erörtert, und gewisse Punkte dieses Konzils sind mit Hinsicht auf spätere Ereignisse von hoher Wichtigkeit. Es scheint, als wäre Petrus der erste Sprecher gewesen und als hätte er auf Grund seiner Vision in Joppe, ungefähr sechs Jahre nach der des Paulus bei Damaskus, die Verbreitung der Kirche bei den Heiden verteidigt. Darauf, als die Frage vollständig durchgesprochen worden war, wurde die Entscheidung des Konzils von Jakobus, Jesu Bruder, verkündet, der für die Kirche in Jerusalem gesprochen zu haben und in gewissem Sinne ihr eifrigstes Mitglied gewesen zu sein scheint, dessen Einfluß auf Petrus und die anderen Jünger tiefgehend und herrschend war. Auf jeden Fall hören wir Jakobus sagen, als er das Urteil des Konzils verkündet: „Mein Urteil lautet . . ." usw.; er zeigt auf diese Weise, daß die Jünger keineswegs Petrus als eine derartige herrschende und unfehlbare Autorität anerkannten, wie die Theorien des Vatikans es verlangen wollen.

Ferner, die Entscheidung des Konzils wurde durch allgemeine Meinungsübereinstimmung erzielt und stellte so das



vereinte Bewußtsein der Kirche dar; und um uns eines Ausdrucks aus späterer Zeit zu bedienen: Die Kirche stimmte in drei Abteilungen ab, „die Apostel, die Ältesten und die ganze Kirche". Es wurde beschlossen, die Kirche den Heiden zu öffnen, ohne von ihnen zu verlangen, daß sie die Bräuche der Juden mitmachten.

Hier nimmt Paulus die Geschichte auf: „Und da sie erkannten die Gnade, die mir gegeben war, Jakobus und Kephas und Johannes, die für Säulen angesehen waren, gaben sie mir und Barnabas die rechte Hand und wurden mit uns eins, daß wir unter die Heiden, sie aber unter die Beschneidung gingen; allein daß wir der Armen gedächten, welches ich auch fleißig gewesen bin zu tun. Da aber Petrus gen Antiochien kam, widerstund ich ihm unter Augen; denn es war Klage über ihn kommen. Denn zuvor, ehe etliche von Jakobus kamen, aß er mit den Heiden; da sie aber kamen, entzog er sich und sonderte sich, darum daß er die von der Beschneidung fürchtete. Und heuchelten mit ihm die anderen Juden, also daß auch Barnabas verführt ward, mit ihnen zu heucheln. Aber da ich sah, daß sie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Petrus vor allen öffentlich: So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebest und nicht jüdisch, warum zwingest du denn die Heiden, jüdisch zu leben? Wir sind von Natur Juden und nicht Sünder aus den Heiden; doch weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum, so glauben wir auch Jesum Christum, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum und nicht durch des Gesetzes Werke; denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht."

Ein wenig weiter schreibt Paulus im selben Briefe: „Ich bin mit Christo gekreuziget. Dennoch lebe ich; aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir", dadurch erklärend, daß die Erlösung sich durch eine Vertiefung des Bewußtseins vollzieht, durch ein Verschmelzen des Bewußtseins des Jüngers mit dem des Meisters, so daß er sagen konnte: „Christus lebet in mir"; geradeso wie er zu seinen Jüngern in Galatien



sagt, daß er sie „mit Ängsten gebäre, bis daß Christus in ihnen eine Gestalt gewinne“.

Für dieses spirituelle Bewußtsein gebraucht Paulus das Wort Glauben, geradeso wie wir es viele Jahrhunderte früher in den großen Upanischaden angewandt finden. Indem er dann mit Glauben unter anderen Vorstellungen ein Nichtzweifeln an spirituellen Dingen bezeichnet, entwickelt er gegen die Anhänger des Gesetzes einen Beweis, den er in späteren Jahren immer wieder anführt. Dieser Beweis ist einzigartig und bemerkenswert, da er zeigt, daß Abraham selbst, der Vater des auserwählten Volkes und Empfänger des Bundes und der Verheißung, den Weg des Glaubens und nicht den der Werke wandelte:

„Gleichwie Abraham hat Gott geglaubet, und es ist ihm gerechnet zur Gerechtigkeit. So erkennet ihr ja, daß, die des Glaubens sind, das sind Abrahams Kinder. Die Schrift aber hat es zuvor gesehen, daß Gott die Heiden durch den Glauben gerecht macht; darum verkündigte sie dem Abraham: In dir sollen alle Völker gesegnet werden. Also werden nun, die des Glaubens sind, gesegnet mit dem gläubigen Abraham.“

Das war ganz entschieden ein Angriff gegen Jakobus und die Anhänger des Gesetzes. Von Petrus Reise nach Antiochien und seinen späteren wissen wir wenig. Vielleicht darf man mutmaßen, daß er sich eine Zeitlang in Kleinasien aufhielt; Paulus spricht nämlich in seinem Briefe von Ephesus an die Korinther von Apollos und Kephas nacheinander; denn Apollos war ja einige Zeit in Ephesus. Vielleicht war es infolge solch einer Reise durch Kleinasien, daß wir den ersten Brief des Petrus an die Jünger in dieser Gegend gerichtet finden. Wenn wir aus der Tatsache schließen können, die Lukas berichtet, daß nämlich Paulus kurz vor seiner Gefangennahme Jakobus besuchte, während Petrus nicht erwähnt wird, so würde sich die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß Petrus nach Jerusalem zurückgekehrt war; war er doch offenbar zur Zeit der Gefangennahme des Paulus wahrscheinlich im Jahre 59 nicht dort. Schließlich können wir auch vermuten, daß Petrus aus Kleinasien nach Rom ging; denn während weder Lukas



noch Paulus seine Anwesenheit dort erwähnen, spricht Petrus in seinem zweiten Briefe selbst von Paulus und seinen Briefen, so daß es augenscheinlich ist, daß er Paulus in Rom nahe war.

Es gewinnt deshalb den Anschein, daß Petrus von Kleinasien nach Rom gegangen sein mag und daß er einer von denen gewesen ist, die dort die Kirche von Beginn aufbauten. Vielleicht gab Petrus' Anwesenheit in Rom Paulus Veranlassung zu der Befürchtung, der „Weg der Werke“ könnte mit seinen gefährlichen Folgen den neuen Jüngern in Rom gelehrt werden; und vielleicht ist das der Grund, daß er wieder mit Eifer an die Klärung der ganzen Frage ging, als er um das Jahr 59 von Ephesus an die Römer schrieb:

„Denn das ist nicht ein Jude, der äußerlich ein Jude ist, auch ist das nicht eine Beschneidung, die äußerlich am Fleisch geschieht, sondern das ist ein Jude, der es innerlich verborgen ist, und die Beschneidung ist eine Beschneidung des Herzens, die im Geiste und nicht im Buchstaben geschieht.“

Hier fällt er wieder der Partei des Jakobus in den Rücken und dem Gesetz und sucht das kühne Paradoxon zu beweisen, daß der „Weg der Werke“ in Wahrheit der „Weg des Glaubens“ und die Erlösung eine Sache inneren spirituellen Lebens und nicht äußeren Rituals sei. Und wieder gebraucht er seinen kühnen Beweis mit Abraham:

„Ist Abraham durch die Werke gerecht, so hat er wohl Ruhm, aber nicht vor Gott . . . Denn wir sagen, daß Abraham sei sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet . . . Das Zeichen aber der Beschneidung empfing er zum Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens, welchen er hatte, als er noch unbeschnitten war . . . Und er ward nicht schwach im Glauben, sah auch nicht an seinen eigenen Leib, welcher schon erstorben war, weil er fast hundertjährig war, auch nicht den erstorbenen Leib der Sarah; denn er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre . . . Darum ist's ihm auch zur Gerechtigkeit gerechnet.“

Dann macht Paulus die Schlußfolgerung, auf die er hingesteuert hatte:



„Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum"; wie immer, die Lehre, daß die Erlösung durch spirituelles Bewußtsein vor sich geht, das nach und nach zu einer Einheit mit dem Bewußtsein des Meisters, des Göttlichen, emporsteigt.

Der Streit zwischen den beiden Wegen, dem Weg des Glaubens und dem Weg der Werke, hallt durch die Briefe wider, die Paulus von Rom aus schrieb. Seinen hauptsächlichen Ausdruck indessen findet er in einem andern Dokument, dem Briefe an die Ebräer, und besonders in dem berühmten Kapitel, das beginnt:

„Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet . . ."

Der Schreiber will zeigen, daß von Anfang an der Glaube das wesentliche Element spirituellen Lebens gewesen ist, daß Abel, Enoch und Noah durch den Glauben erlöst wurden. Dann entwickelt er den Beweis mit Abraham, den, wie wir gesehen haben, Paulus zweimal anwendet:

„Durch den Glauben empfing auch Sarah Kraft, daß sie schwanger ward und gebar über die Zeit ihres Alters; denn sie achtete ihn treu, der es verheißen hatte. Darum sind auch von einem, wiewohl erstorbnes Leibes, viele geboren wie die Sterne am Himmel . . ."

Schwerlich kann man glauben, daß dieses außergewöhnliche Bild, daß Abraham Vater wird, als er schon so gut wie tot war, zwei verschiedenen Schreibern als Beweis bei der Verteidigung des Glaubens gegen die Werke eingefallen sein sollte. Indessen mag dies sein, wir fanden es Paulus in dem Briefe an die Römer anwenden, und jetzt wird es von dem Verfasser des Briefes an die Ebräer wiederholt. Er sucht ferner zu zeigen, daß Isaak, Jakob, Josef und Moses durch den Glauben erlöst wurden; sogar Moses, der Gesetzgeber. Und am auffallendsten von allem nennt er die Rahab von Jericho als eine von denen, die durch den Glauben erlöst wurden.



Man kann nicht umhin, den Brief des Jakobus als eine Antwort auf diesen letzten Beweis anzusehen, und nebenbei gesagt ist es interessant, die übrig bleibenden Briefe in dieser Reihenfolge angeordnet zu finden: Jakobus, Petrus, Johannes. Dieselbe Reihenfolge, in der wir Paulus die „Säulen" der Kirche in Jerusalem aufzählen fanden, wie wenn in der Meinung derer, die die Dokumente ordneten, Jakobus Petrus überwog. Doch um zurückzukommen. Notwendig muß man glauben, daß Jakobus dem Verfasser des Briefes an die Ebräer antwortet und eine letzte Lanze für den „Weg der Werke" bricht, wenn wir ihn schreiben finden:

„Willst du aber erkennen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke tot sei. Ist nicht Abraham, unser Vater, durch die Werke gerecht worden, da er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte? . . . Desselbigengleichen die Hure Rahab, ist sie nicht durch die Werke gerecht worden, da sie die Boten aufnahm und ließ sie einen andern Weg hinaus? Denn gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, also auch der Glaube ohne Werke ist tot."

Die Stellen, die ich angeführt habe, scheinen mir offenbar die Zeugnisse eines langen und hitzigen Streites zwischen den Anhängern des Glaubens und den Anhängern des Gesetzes zu sein; oder genauer: Ein Streit zwischen Paulus und Jakobus, der von den Tagen vor dem Konzil zu Jerusalem tobte, bis das letzte Wort, soweit unsere Dokumente gehen, von Jakobus in der eben angeführten Stelle gesprochen wurde. Dies scheint mir einen neuen Leitfaden für das Verhältnis der Schriften des Neuen Testaments zueinander an die Hand zu geben und im besonderen bedeutsame Tragweite für die Beurteilung der Stellung und des Zwecks des Briefes an die Ebräer und die Antwort des Jakobus auf seine Beweise zu haben.







200. Wiederkehr des Geburtstags Friedrichs des Grossen. – „Der Philosoph von Sanssouci", so nannte er sich selbst, und ob wir ihn nun unter dem Gesichtspunkte des Herrschers, des Denkers, des Dichters, des Privatmannes betrachten, – seine Gestalt erhält durch diese Bezeichnung ihr charakteristisches Gepräge.

Wir wollen nicht die Bedeutung Friedrichs für uns darlegen. Vorzügliche Schriften sind über ihn in den letzten Monaten erschienen, – vorzügliche Sammlungen von Aussprüchen und Anekdoten. Wir wollen nur einige Stellen aus seinem Testamente anführen, die zur Erinnerung an ihn dienen mögen.

„Unser Leben ist ein flüchtiger Übergang von dem Augenblick der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Manneszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen.

Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohltätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalsamiert werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an dem ersten besten Orte und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

Ich überlasse meinem . . . .

Meine letzten Wünsche in dem Augenblick, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Hinsicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!"





Vereinigung Deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Quittungen.

Vom 15. November 1911 bis 15. Januar 1912 gingen folgende Beiträge ein:

Von den Herren W. Christe 3 M., Kempt 3 M.

Für Quarterly: Frau Decker-Segisser 10 M., von den Herren Boldt 1 M., L. R. 1 M.

Dankend quittiert

der Schatzmeister Ernst John,
Lankwitz-Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 122, I.

Zweig Berlin.

Für die Renovation unseres Heimes gingen weitere Beiträge ein von: Frl. Miemitz M. 1,–, Fr. Mann-Nötel M. 1,–, Frl. Wolters M. 5,50, worüber dankend quittiert

Der Vorstand von Zweig Berlin.
I. A.: Oskar Stoll, Kassierer.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.


Theosophisches Leben.

Nr. 12. März 1912. Jahrg. XIV.

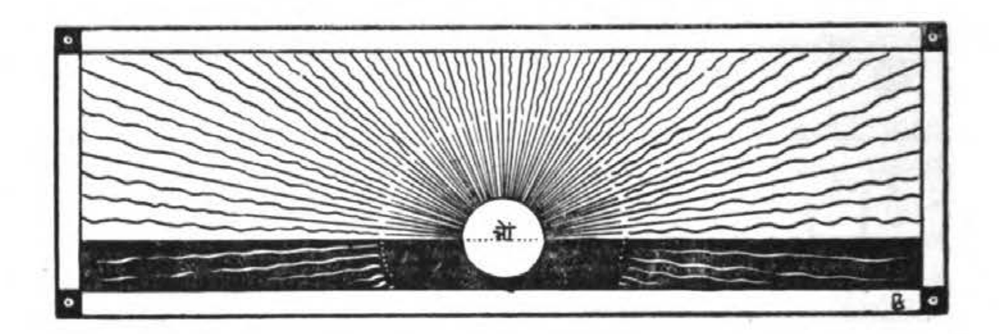
Seuses Anfang.

Des Dieners erster Anfang geschah in seinem 18. Lebensjahre. Und obgleich er davon fünf Jahre geistliches Gewand getragen hatte, war dennoch sein Gemüt ungesammelt. Wenn Gott ihn nur vor den meisten Fehlern, die seinem Leumund schaden könnten, behüte, so deuchte ihn, es möchte wohl so in gewöhnlicher Weise fortgehen. Davor wurde er jedoch von Gott bewahrt. Er fühlte nämlich, zu welchen Dingen, die ihm begehrlich erschienen, er sich auch wenden mochte, in sich ein Unbefriedigtsein, und es war ihm, als müßte es wohl etwas anderes sein, das sein wildes Herz zum Frieden bringen sollte. Und es ward ihm weh in seiner unruhigen Weise. Er fühlte allezeit ein schmerzliches Widerstreben und konnte sich doch selbst nicht helfen, bis ihn der milde Gott durch eine plötzliche Bekehrung davon befreite. Man wunderte sich ob der plötzlichen Änderung, die mit ihm vorgegangen sei, und sprach der eine dies, der andere das. Wie es aber in Wirklichkeit war, das traf niemand, denn es war ein verborgener lichtreicher Zug von Gott, der erwirkte plötzlich die Umkehr.

(Beginn seiner Selbstbiographie.)







Erlebnisse mit H. P. Blavatsky.

Mrs. Vera Johnston, geb. Jelihovsky, eine Nichte H. P. Blavatskys, hat im letzten Jahre bei uns in Berlin geweilt und an einem Abende – es war der 24. September – im kleinen Kreise einiges aus ihren Erlebnissen mit ihrer Tante erzählt. Einer der Anwesenden hat das Gehörte später niedergeschrieben und es Mrs. Johnston zur Korrektur geschickt. Die einleitenden Gedanken über Tibet hat Mrs. Johnston selbst niedergeschrieben und mitgeschickt; wir haben sie übersetzt. Wir hoffen, unseren Lesern mit dem Aufsatze eine besondere Freude zu bereiten.

Die Redaktion.

Ich werde manchmal gefragt, ob es wahr ist, daß Madame Blavatsky in Tibet war, oder ob es wahr ist, daß sie im italienischen Freiheitskriege mitgekämpft hat. Ich kann auf diese Fragen nicht mit ja und nein antworten. Was ich aber für wichtig halte und verstanden wissen möchte, ist der Gedanke, daß man Persönlichkeiten wie die meiner Tante nicht richtig würdigen und abschätzen kann, wenn man nach den äußeren Tatsachen geographischer Entfernungen und korrekter Chronologie mißt. Mit jedem Jahre wird es mir gewisser, daß das Potentielle in einer Persönlichkeit wichtiger ist als das Aktuelle und daß es sogar wirklicher ist.

Ist Madame Blavatsky in Tibet gewesen? Ich war damals überhaupt noch nicht auf der Welt, und als ich in Berührung mit ihr kam, hatten wir beide immer etwas Wichtigeres und Notwendigeres zu besprechen. Ich habe ihr persönlich diese Frage nie vorgelegt und habe sie weder mit „ja“ oder mit „nein“ antworten hören; aber ich kenne mehrere vertrauens-



werte Personen, die mir sagten, diese Frage sei ihnen bejahend beantwortet worden. Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle. Nicht immer ist die konkrete Seite die wahrere. In dem Einfluß, den ihre beste Einsicht, Absicht und Arbeit auf uns ausgeübt haben und auf andere ausüben werden, direkt und indirekt, war Tibet und alles, was damit verbunden ist, wirklich Tibet und sein Einfluß auf uns war wirklich Einfluß. Hier liegt die Wahrheit, und so ist denn Madame Blavatsky in Tibet gewesen und, was wichtiger ist, sie hat uns mitgenommen und wird andere mit sich nehmen, wenn wir alle tot sind. Gegenüber der Wirklichkeit dieser Tatsache für unser inneres Leben hat die bloße Tatsache, ob Madame Blavatskys äußerer Körper in dem äußeren Tibet gewesen ist und wann das geschehen ist, jede Wichtigkeit für mich verloren.

Ist es Kasuistik von mir, so zu urteilen? Nein, ich werde durch die Bedeutung von Dingen und Persönlichkeiten in unserem Leben geleitet. Nehmen wir an, ein sehr gelehrter deutscher Professor hätte wirklich bewiesen, daß es keine Jungfrau von Orleans in der Geschichte gegeben habe, — weder Frankreich, noch Schiller, noch Sie oder ich wären, was wir sind, ohne Jeanne d'Arc.

Wer also hat Recht? Manche Legende, die um den Namen eines Heiligen oder Helden erwuchs, ist wahrer als die genaue Adresse des Geschäftes, wo er seine Schuhe kaufte und der genaue Preis, den er dafür bezahlte.

So hat denn eine Frage, wie: Ist Madame Blavatsky in Tibet gewesen? keine wirkliche Wichtigkeit für mich. Ebenso viele andere Fragen, welche die Menschen über sie zu stellen pflegen, in der Hoffnung, irgend einen Vernunftbeweis für ihr Vertrauen in sie zu erhalten und für die Möglichkeit, durch sie vorwärts zu kommen. Es ist unwichtig, ob diese Fragen mit „ja" oder „nein" beantwortet werden. Und die Aufmerksamkeit, die ihnen geschenkt wird, ist mehr ein irreführender Trick unseres begrenzten Verstandes, der unbegrenzte Dinge verdunkelt.

Mit dem Namen Blavatskys wird häufig der Name von Oberst Olcott zusammen erwähnt. Die Arbeit der ersten zehn



Jahre von Olcotts Bekanntschaft mit meiner Tante sind für uns von unschätzbarem Werte, und wir müssen ihm sehr dankbar dafür sein. Er hob eine große Menge kleiner Schriftstücke auf: Einladungen zum Diner, Zeitungsausschnitte usw. Außerdem schrieb er sowohl, wie Madame Blavatsky ganz kurze Bemerkungen über das tagsüber Vorgefallene nieder. Olcott sammelte das alles und gab es in drei dicken Bänden „Old Diary Leaves" heraus. Vor seiner Bekanntschaft mit Blavatsky lebte Olcott in der Familie der Eddys, einer Familie von Medien.

In seinem Buche „People from the other World" schreibt er noch von H. P. Blavatsky als von einem Medium, sah aber später ein, daß er darin Unrecht hatte und die Phänomene, die ihm Blavatsky zeigte, eine Belehrung über okkulte Tatsachen für ihn sein sollten. Der erste Band der „alten Tagebuchblätter" ist ausgezeichnet. Die Tatsachen sind sehr zu schätzen, obzwar man seine Beurteilung Blavatskys und anderer Personen nicht zu teilen braucht. Man kann ihm seine Auffassung lassen, kann aber selbst eine andere haben.

Ich mußte das alles voraussenden, um nicht ein Zerrbild zu geben, wenn ich meine etwas spaßigen Erlebnisse mit H. P. Blavatsky zum Besten gebe. . . . . . .

Als ich drei Jahre alt war, fuhr Madame Blavatsky oft mit mir aus. Sie machte mir kleine Häubchen und die dazu gehörigen Blumen selbst, wie sie überhaupt im Blumenmachen sehr geschickt war und reizende kleine Rosenknöspchen machte. . . . . . .

1886 lag meine Tante krank zu Elberfeld bei den Gebhards. Sie konnte nicht gehen, da sie hingefallen war und ihr Bein verletzt hatte. Sie schrieb an meine Mutter, sie möchte doch zu ihr kommen. Damals hatte ich nicht viel Sympathie für Theosophie, die ich nur, wie dies ja noch heute bei vielen der Fall ist, von der Seite der bekannt gewordenen okkulten Phänomene kannte. Zu jener Zeit veröffentlichte Solovieff, der als Novellist bei den jungen Leuten beiderlei Geschlechts beliebt war, seine Angriffe gegen Madame Blavatsky in einer sehr ernst zu nehmenden Zeitschrift.



Theosophie gereichte mir auch deshalb zum Verdruß, weil es das Tagesgespräch war, und unsere Tänzer, wenn wir auf einem Ball waren, statt sich mit uns über Dinge zu unterhalten, die uns interessierten, d. h. also, statt sich mit unserer sehr schätzbaren Person zu befassen, uns fragten, wie es doch eingentlich mit dem „Tassenverschwindenlassen“ stehe.

Als nun das Schreiben kam, hatten wir Angst, unsere Mutter allein reisen zu lassen, da zu befürchten war, daß doch etwas Wahres an dem sei, was von Madame Blavatskys Hexerei erzählt wurde, und dies unserer Mutter vielleicht schaden könnte. Eines der „weisen“ jungen Mädchen sollte also mit. Merkwürdigerweise schrieben die Gebhards gleichzeitig einen Brief und ersuchten unsere Mutter dringend, zu kommen, die Tante von Madame Blavatsky und, wenn möglich, ein oder zwei junge Damen mitzubringen. Mit den jungen Damen waren wir, die Töchter, gemeint.

Der Familienrat entschied sich dafür, Mutter und Tante hinzuschicken und mich ihnen als Beschützer vor Hexerei mitzugeben. Ich hoffte, Madame Blavatsky durch weise Belehrung auf bessere Wege zu leiten.

Unsere Reise führte durch Berlin, das ich damals zum erstenmal sah. Wir hatten wenig Ruhe während der langen Fahrt, und meine Nerven waren deshalb überreizt, als wir in Elberfeld ankamen. Alles kam mir unproportionell, riesengroß vor; die starken, neuen Eindrücke dieser fremdartigen neuen Welt, die uns in der Stadt empfing, all die wunderlichen Erker, Giebel und Dächer lasteten schwer auf mir.

Aber alle Qual und Unruhe war plötzlich gewichen, als wir morgens gegen fünf Uhr bei meiner Tante ankamen, und gaben einem tiefen Frieden Raum. Alles in mir war wieder in Harmonie.

Die Begrüßung zwischen den „Alten“ war sehr zärtlich. Es gab viel Thränen, wiederholte Umarmungen — etwa fünf Minuten lang. Dann kam die Reihe an mich.

Unvergeßlich bleibt mir der erste Eindruck, den Madame Blavatsky auf mich machte: die mächtigen Augen, ihr großer Kopf und ihre breite Gestalt. Ich fühlte in ihr etwas so Großes



und Wahres, daß die bloße Erinnerung daran mich in vielen späteren Prüfungen aufrecht erhalten hat. Das erste, was sie mit mir nach der Begrüßung tat, war, mir heimlich 200 Mark in Zwanzigmarkstücken in die Hand zu drücken als Taschengeld, damit ich mich frei bewegen, kommen und gehen könnte nach meinem Wunsche.

Ich hatte es mir gleich verbeten, irgend welche „Phänomene“ vorgeführt zu bekommen, da ich diese nicht leiden konnte. Ich war eine religiöse Natur und es kränkte mich, daß meine Tante an den Tatsachen des religiösen Lebens vorbeiging, wie ich damals glaubte. Seither habe ich einzusehen gelernt, daß sie Tausenden gerade zur wahren Schätzung jener religiösen Tatsachen verholfen hat. Aber damals wußte ich das nicht, und da ich von dem amerikanischen Schriftsteller Emerson und seinem religiösen Leben sehr entzückt war, fragte ich meine Tante in vorwurfsvollem Tone: „Warum liest du nicht Emerson?“ Ein minder großes Herz hätte mich zurechtgewiesen, sie aber sagte ruhig: „Ja, siehst du, bis jetzt habe ich keine Zeit dazu gehabt, aber sowie ich Zeit habe, werde ich ihn lesen.“ Als ich nach Jahren meine Tante in London auf ihrem Krankenbette wiedersah kurz vor ihrem Tode, kam sie auf diese Unterhaltung zurück: „Du meinst, ich habe mein Versprechen vergessen, Emerson zu lesen? Nein, aber bisher hatte ich wirklich keine Zeit, jetzt aber kannst du mir deinen Emerson mal herbringen.“ Kurz vor ihrem Tode las sie Emersons Essay über Plato..........

Drei Tage nach unserer Ankunft in Elberfeld konnte Madame Blavatsky aufstehen und arbeiten.

Eines Tages saß ich in einer großen Entfernung von Madame Blavatsky und schrieb meinem Bruder einen Brief. Der Bericht fiel nicht zum Nachteil meiner Tante aus, die ich eigentlich ganz normal fand und die meiner Meinung nach nur zu viel aß. Als ich meinen Bericht fertig hatte, rief sie mich und wollte den Brief vorgelesen haben.

Ich hatte schon damals einige Novellen aus meiner Feder veröffentlicht, hatte ein gewisses schriftstellerisches Talent und konnte daher die kritische Stelle bezüglich des Zuviel-



essens geschickt weglassen und die Lücke überbrücken. Madame Blavatsky lächelte und sagte: „Du hast dir okkulte Phänomene verbeten; aber damit du siehst, daß du vor mir nichts verbergen kannst, will ich dir den Brief vorlesen, wie ich ihn per Distanz gelesen habe.“ Und sie sagte mir die ausgelassene Stelle her, Wort für Wort. Dies war das einzige okkulte Phänomen, das ich in jener Zeit von Madame Blavatsky erlebte.

Es kamen sehr viele Menschen zu Besuch aus allen Teilen der Welt. Alle diese Besucher nahmen entschieden für oder gegen Blavatsky Partei. Ihr Charakter zwang alle dazu. Man mußte wählen; gleichgültig konnte man ihr gegenüber nicht sein.

Sie hatte damals die „Geheimlehre“ in Vorbereitung. Die Manuskripte waren in Würzburg in großer Unordnung und das neue Material arbeitete sie der vielen Besucher halber des Nachts aus. Die Gräfin Wachtmeister hat in ihrem Werke die Berichte mehrerer Augenzeugen gesammelt; auch ich habe meine Erlebnisse beigesteuert. Das folgende Erlebnis wirft auf die Arbeitsweise H. P. Blavatskys Licht; ich habe es im Buche der Gräfin beschrieben.

Eines morgens fragte meine Tante: „Sag mir, was ist ein π?“

„Pie, das ist ein englischer Apfelkuchen.“

„Nein, es muß etwas in der Geometrie sein; du bist ja ein so großer Pundit (Gelehrter) der Mathematik.“

„Ach, du meinst Pi! Das ist das Zahlenverhältnis des Durchmessers zum Kreise, 3,14159.“

„Weißt du auch ganz bestimmt, daß das Komma nach der Drei kommt?“

„Aber natürlich, ganz sicher.“

„Na, das ist recht, ich hab das Komma nach der Eins gesetzt.“

Wir siedelten mit meiner Tante nach Ostende über, wo der erste Band der „Geheimlehre“ fertig wurde. Wir wohnten auf derselben Etage, in derselben Wohnung, also dicht beisammen. Ich weiß es deshalb ganz genau, daß Madame Bla-



vatsky nicht im Besitze vieler Bücher, am allerwenigsten wissenschaftlicher Bücher war.

Aber sie hatte Monatshefte und französische Romane, die sehr durcheinander lagen, und davon will ich noch etwas erzählen. Sie bat mich, diese einmal zu ordnen, und ich versprach ihr das. Eines Tages erinnerte sie mich an mein Versprechen, und ich erklärte mich bereit, am nächsten Morgen die Arbeit zu tun. Sie wollte aber am Morgen bei ihrer Arbeit ungestört sein und sagte deshalb, sie wolle mich lieber am Nachmittag bei sich haben. Da ich nun am Nachmittag gerne ausging, um alle Berühmtheiten von Ostende, König Leopold und andere, zu sehen, gab ich die verdrossene Antwort: „Ja, einmal hast du keine Zeit und dann hab ich keine Zeit." Sie willigte darauf ein, daß ich es des Morgens tat, unter der Bedingung jedoch, daß ich mich ganz still verhalte und sie nicht störe. Das versprach ich ihr heilig.

Als ich am nächsten Tage im besten Ordnen war, vergaß ich mein heiliges Versprechen und fing, wie es meine Gewohnheit bei solchen Arbeiten ist, an, ein russisches Volkslied zu singen. Es war ein Lied, das alle Kinder meiner Heimat kennen.

Das Lied singt von einer kleinen jungen Ziege, die in den Wald geht. Sie sieht dort einen Hasen. „O du kleines graues Tier, wirst du mich fressen, bist du mein Tod?" Der Hase tröstet die kleine Ziege und versichert ihr, daß er durchaus nicht die Absicht habe, sie zu fressen. Dann trifft sie einen Fuchs; auch der tut ihr nichts. Und dann einen Wolf. Ich war gerade an der Stelle, wo die kleine Ziege fragt: „Willst du mich fressen, bist du mein Tod?" Da fiel mir mein Versprechen ein, und fürchterlich erschrocken hielt ich inne und sah mich nach meiner Tante um. Ich sehe noch ihr Gesicht vor mir, die großen Augen weit geöffnet und auf mich gerichtet, als horchte sie auf etwas ganz Außergewöhnliches. Und mit einer Stimme, die das größte Interesse verriet, fragte sie: „Hat er sie gefressen?" ....

Eine solche Seele war sie; rührende Kindlichkeit bei all dem großen Ernst. Ja, sie bleibt für uns, die wir nicht auf

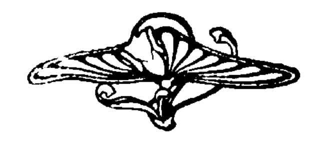


ihrer Entwicklungsstufe stehen, stets ein Rätsel; man kann sich kein vollkommenes Bild von ihr machen, noch ein Maß finden, mit dem man die Ereignisse ihres Lebens abmessen und als Lüge oder Wahrheit bestimmen könnte. Wir verstehen sie ebensowenig, wie ein zweidimensionales Wesen ein dreidimensionales begreift.

Mr. Charles Johnston machte zu der Korrektursendung von Mrs. Johnston folgende briefliche Bemerkung:

Die Frage ist so schwierig, daß einige Stellen in V. J.s Brief nicht ganz klar sein konnten. Vielleicht kann ich Ihnen helfen, etwas Licht darüber zu erhalten.

Wenn wir von einem Jünger, wie Madame Blavatsky, sprechen, dann sollten wir uns stets fragen, ob wir von dem äußeren Selbst sprechen, welches die Persönlichkeit ist, oder von dem inneren Selbst, welches der wahre Jünger ist. Wir sollten uns daran erinnern, daß wir sehr wenig von den Kräften des inneren Selbstes wissen, von solchen Dingen, wie z. B. seinem Bewußtsein von sich selbst und von anderen, ob im Körper oder außerhalb des Körpers; oder seiner Beziehung zum Raum, zum dreidimensionalen wie zum vierdimensionalen; oder seiner Beziehung zur Zeit, zur irdischen sowohl als zur spirituellen Zeit, welche auch die „vierdimensionale" Zeit genannt worden ist. Bis wir diese Dinge wissen, können wir nicht gut sagen, ob ein gewisser Jünger (sagen wir Madame Blavatskys „inneres Selbst") zu einer gewissen Zeit in Verkehr mit einem Meister stand, dessen Wohnung in Tibet ist, oder nicht. Wissen wir überhaupt, ob man sagen konnte, daß das „innere Selbst" sich in Tibet, in Ägypten oder in irgend einem anderen bestimmten Platz befand? Wenn z. B. das innere Selbst des Meisters, den wir als Jesus kennen, Paulus in der Nähe von Damaskus anredete, können wir da sagen, daß der Meister in der Nähe von Damaskus war? Es ist also besser, wenn wir warten, bis wir mehr wissen, bis wir die Fähigkeiten besitzen, durch welche Probleme über Schülerschaft gelöst werden können. Mit anderen Worten, wir müssen wiedergeboren werden und „lebendig kommen", dann werden wir mit der Zeit verstehen.







Träumerei.

Von Jul. Rud. Kaim.

Liegt ein See in tiefem Grün,
Sah ihn, wie er nimmer schien,
Sah ihn golden glänzen.

Fuhr ein Windstoß durch die Kronen,
Wollte keine Blüten schonen:
Windesbraut in Lenzen.

Über den See mit grünem Wasser
Schreitet ein Fährmann, ein blasser,
Kommt aus Himmelsgrenzen.

In Dämmerungssonne, in tiefem Grün
Sah ich den See, wie er nimmer schien,
Sah ihn golden glänzen.





Das Märchen vom blauen Mantel.

Sophia, die Ewige, hatte wieder einmal ihre himmlische Heimat verlassen, um ihren in Dunkelheit lebenden Brüdern, die sie so sehr liebte, ihre lichten Gaben zu bringen. Sie hatte zu diesem Zweck über ihren heiligen Körper drei Gewänder geworfen. Das äußerste davon war ein Mantel, dessen in wunderbarem Blau schimmernder Grund mit allerlei orientalischen Zeichen verziert war. Ihre treueste Dienerin begleitete sie.

Sie kam in das Land der Dunkelheit. Das herrliche Blau des göttlichen Mantels fiel auf; aber die ungewöhnlichen Zeichen darauf bewirkten, daß die meisten die hehre Schwester als eine Fremde mieden.

Einige, die das Gewand besonders bewunderten, ließen sich nach diesem Vorbild ähnliche verfertigen. Aber nur wenige waren es, die ihren Blick hinaus über das prächtige Kleidungsstück zum Antlitz der Himmlischen richteten. Von diesen folgte ihr, angelockt von dem wundersamen Blick ihrer Augen, eine kleine Anzahl hin zur stillen Stätte ihrer Wohnung. Sie vernahmen dann in der Stille von der in der Öffentlichkeit so Schweigsamen Worte der tiefsten Wahrheiten. Und was diese Vertrauten nicht sogleich verstanden, wurde ihnen dann von der in alle Geheimnisse ihrer Herrin eingeweihten Dienerin in klarer Weise erläutert.

Aber diese ergebene Magd und Gehilfin starb, und obwohl aus den Reihen der Treuen sich viele zum ferneren Dienste anboten, verließ die göttliche Sophia bald darnach



Stadt und Land, da ihre äußere Mission erfüllt war. Die Schar ihrer Getreuen zerstreute sich nunmehr auch, um im Auftrag und Sinn der hohen Lehrerin in der Stille weiterhin zu wirken. Diese hatte an der Stätte ihres Wirkens nichts zurückgelassen als ihren prächtigen Mantel. Unter denen, die diesen vor allem andern geschätzt hatten, erhob sich jetzt ein Streit, wem er wohl gehöre. Da sie sich nicht einigen konnten, rissen sie sich darum, so daß er in Stücke ging.

Wer nun ein solches Stück auf diese Weise erhalten hatte, der nahm noch andere Stoffe dazu und machte sich ein Gewand daraus, ähnlich dem der Sophia und mit ähnlichen Verzierungen. Nur machten manche die Zeichen mehr nach moderner Art. Dann verkündete jeder mehr oder weniger laut, daß er das echte Kleid der königlichen Weisheit trage und forderte die andern auf, sich auch nach seiner Art zu kleiden. Darauf wurde es bald überall Mode, sich in derartigen Kleidern zu zeigen.

Die wahren Anhänger der Himmlischen aber wußten wohl, daß der blaue Mantel nur die äußerste Hülle ihrer Göttin gewesen war. Ihnen hatte sie ihre übrigen Gewänder zurückgelassen, die weit herrlicher waren und auf welchen nur ein einziges Zeichen in überirdischem, unvergänglichem Glanze prangte —

das Zeichen der Liebe.

K. W.





Westlicher Okkultismus.

Zur Erinnerung an W. Q. Judges Todestag, 21. März, bringen wir einen der wichtigsten Briefe aus dem soeben erschienenen 2. Bande der „Briefe, die mir geholfen haben". Vergleiche „T. L.", S. 257.

Ich sende Dir dies, und Du wirst es aufbewahren und später gebrauchen, wenn ich es Dir sage. Später wird es von mir eine Überschrift erhalten.

Die theosophische Bewegung wurde begonnen als ein Werk der Bruderschaft, deren Mitglied H. P. B. ist und in deren Reihen der große Initiierte, den sie Meister nannte, einer der Führer ist.

Im Westen wurde die Bewegung durch Bewohner des Westens eingeführt; die beiden Hauptagenten waren H. P. B., eine Russin, und H. S. Olcott, ein Amerikaner. Auch der Ort gehörte dem Westen an, – die Stadt New-York.

Doch obschon die Bruderschaft selbst derart die Bewegung ins Leben gerufen hatte, muß sie doch – als eine Gesellschaft – ein freier Sammelplatz bleiben; ihre Mitglieder, als Individuen, müssen völlige Freiheit haben, jeden Glauben anzunehmen und zu vertreten, den ihr Gewissen ihnen vorschreibt, vorausgesetzt, daß er die allgemeine Bruderschaft nicht abstreitet. Deshalb haben sie auch völlige Freiheit, an die Loge dieser Bruderschaft und ihre Sendboten zu glauben oder nicht, die Lehren über des Menschen Wesen, Kräfte und Bestimmung anzunehmen oder abzulehnen, die von diesen Boten im Namen der Loge ausgegeben werden.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die theosophische Be-

wegung, wie erwähnt, dergestalt in der westlichen Hemisphäre ins Leben trat, in dem Lande, wo die Vorbereitungen für die neue Wurzel-Rasse begonnen wurden, in dem diese Rasse selbst einst erscheinen wird. Dies geschah nicht, um irgend ein Land, irgend eine Rasse vor den übrigen hervorzuheben oder andere damit herabzusetzen, sondern dies geschah und geschieht im Einklang mit dem Gesetz der Kreisläufe, welche ein Teil der Evolution sind. Vor jenem großen Gesetz ist kein Land das erste oder letzte, keins neu oder alt, keins hoch oder niedrig, sondern jedes dient zur rechten Zeit der Aufgabe, die ihm gesetzt worden ist. Jedes Land ist mit den anderen verbunden, und eines muß dem anderen helfen.

Diese Bewegung hat unter anderen einen bestimmten Zweck, den wir nicht außer Acht lassen dürfen. Es ist die Verschmelzung des Westens mit dem Osten. Im Osten die Wiederbelebung seiner einstigen Herrlichkeiten, im Westen die Entwicklung eines seiner Eigenart angepaßten Okkultismus, auf daß nun der Westen seinerseits jenen Menschen aus älterem Blut eine helfende Hand entgegenstrecken kann, jenen, die in einseitigen Ideen erstarrt, von der Höhe ihrer Spiritualität herabgesunken sind.

Seit manchem Jahrhundert wurde auf diese Vereinigung hingearbeitet, und nach dem Westen sind Arbeiter gesandt worden, den Grundstein zu legen. Vor dem Jahre 1875 konnte keine ausgedehnte öffentliche Anstrengung versucht werden; aber dann trat die Theosophische Gesellschaft ins Leben, weil nunmehr die Zeit reif und die Arbeiter bereit waren.

Organisationen können ebenso wie Menschen in ein Geleise, eine Art ausgetretene Bahn mentalen und psychischen Handelns hineingeraten, die, wenn einmal vorhanden, schwer zu beseitigen ist. Um solche Bahnen oder Geleise in der theosophischen Bewegung zu vermeiden, sorgten ihre Hüter dafür, daß von Zeit zu Zeit notwendige Erschütterungen den Gleichtakt störten, um immer wieder zu neuer Einigkeit aufzurütteln, um Kraft zu verleihen, wie die Eiche sie erwirbt, weil sie dem Sturm trotzt, und um somit auch all diese Geleise des Gemüts, des Tuns oder Denkens zuzuschütten.



Die Bruderschaft erwartet nicht, daß Mitglieder der theosophischen Bewegung, die von ihrem Recht, an die Boten und ihre Botschaft zu glauben, Gebrauch machen, nun nach Indien pilgern sollten. Solche Auffassung zu verbreiten war weder H. P. B.s Aufgabe, noch ihr Wunsch. Auch wünscht die Loge nicht, die Mitglieder sollten nun annehmen, daß östliche Methoden befolgt, östliches Wesen angenommen oder der jetzige Osten zu einem Vorbild oder Ziel gemacht werde. Der Westen hat seine eigenen Aufgaben und Pflichten, sein eigenes Leben, seine eigene Entwicklung. Diese sollte er erfüllen, diese erstreben und befolgen, nicht aber versuchen, nach anderen Gebieten zu jagen, wo die Pflichten anderer Menschen zu erfüllen sind. Wenn die Aufgabe, die jetzt ganz erniedrigte, ja fast erstickte Spiritualität Indiens zu heben, leicht wäre, – wenn das solchergestalt leicht Errungene die Welt mit seinem Glanze erfüllen und erleuchten könnte, dann freilich wäre es Zeitverlust, im Westen zu beginnen, da doch in den älteren Landen sich ein schnellerer, kürzerer Weg böte. In Wirklichkeit jedoch ist es schwerer, Eingang in Herz und Gemüt von Menschen zu finden, die durch langes Verharren in starrem metaphysischen Dogmatismus auf der psychischen und psychischmentalen Ebene eine harte und undurchdringliche Hülle um sich her errichtet haben, als Einlaß zu finden bei den Abendländern, die zwar Fleischesser sein mögen, aber noch keine tief im Mystizismus gewurzelten Anschauungen haben und sich nicht auf einen, durch Jahrtausende ererbten Stolz stützen.

Die neue Ära des westlichen Okkultismus begann endgiltig im Jahre 1875 mit dem Wirken jener edlen Frau, die ihren Körper vor kurzem erst verließ. Das bedeutet nun nicht, daß der westliche Okkultismus etwas ganz anderes sein oder sich in einen Gegensatz stellen soll zu dem, was so viele als den Okkultismus des Ostens kennen oder zu kennen glauben. Er soll die westliche Seite des einen großen Ganzen sein, von dem der wahre Osten die andere Hälfte darstellt. Seine Mission, – zum größten Teil der Theosophischen Gesellschaft anvertraut, – ist es, dem Westen das zu geben, was der östliche Okkultismus ihm niemals zu geben vermag; in dem



Kreislauf der Evolution, der nun dem Westen zueilt, soll er jenes Licht entfachen und emporheben, das jeden Menschen erhellt, der die Welt betritt, das Licht des wahren Selbsts, das der eine wahre Meister für jedes menschliche Wesen ist; alle anderen Meister sind ja nur Diener dieses Einen, Wahren, in ihm haben alle wirklichen Logen ihre Gemeinschaft.

Leid aber wartet jener, – nicht nach dem Willen der Meister, sondern infolge des Naturgesetzes – die mit H. P. B.s Hilfe den Weg begonnen haben und dann in irgend einer Weise versuchen, sie und ihr Werk herabzusetzen – ihr Werk, das bisher nur wenig verstanden oder gar falsch verstanden worden ist. Nicht, daß einer bloßen Persönlichkeit sklavisch gefolgt werden sollte! Aber sie aus dem Weg schieben wollen, sie herabzusetzen, leere Erklärungen austüfteln, mit denen man das beiseite schieben kann, was einem an dem, was sie sagte, nicht gefällt, – das heißt: das Ideal antasten, heißt, dem Lehrer ins Gesicht speien, der uns Wissen und Gelegenheit zum Lernen gab, – heißt, den Quell verschlammen, der uns klares Wasser spendete. Sie war und ist einer jener Diener der Universalen Loge, dem Westen gesendet, um dort die Arbeit aufzunehmen, und sie war sich wohl bewußt der Schmerzen, der Lästerungen, der tiefsten Seelenkränkungen, – und die sind wahrlich am schwersten zu tragen! – die von Anbeginn an ihrer gewiß waren. „Die sie nicht verstehen können, sollten besser nicht versuchen, sie zu erklären, – die sich nicht stark genug fühlen für die Aufgabe, die H. P. B. von Anfang an klar genug dargelegt hatte, sollten lieber davon bleiben!" Sie wußte, – und auch Euch ist es schon gesagt worden, – daß hohe und weise Diener der Loge seit vielen Jahrhunderten dem Westen zur Seite stehen, um ihm zu seiner Mission, zu seiner Bestimmung zu verhelfen. Wohl den Mitgliedern der theosophischen Bewegung, wenn sie diese Arbeit aufnehmen, ohne davon abzuweichen, ohne Aufregung, ohne in Extreme zu verfallen, ohne sich einzubilden, daß Wahrheit etwas mit Längen- oder Breitengraden zu tun hat! Die Wahrheit vom Leben der Seele hat nichts mit den Himmelsrichtungen zu tun; überall auf dem



rollenden Erdball finden wir sie; aber der, welcher nur in einem bestimmten Winkel danach sucht, wird sie nicht finden. — —

(Dieser Brief trägt mit Rotstift in Mr. Judges eigener Handschrift den Vermerk „Unvollendet". Er endet eigentlich mit dem Worte „wird", aber bei einer früheren Veröffentlichung einzelner Teile desselben wurde der Eigentümer vom Verfasser ermächtigt, die drei Worte hinzuzufügen, die ungeschrieben geblieben waren, weil man ihn eilig abrief und er nachher den Brief unbesehen schloß, um die Post nicht zu versäumen.)



Aphorismen.

Ich will! Und dieser Kraftstrom wird
Durch alle Zeiten wallen,
Wird Arme breiten sehnsuchtsvoll
Und Fäuste drohend ballen.
Ich will! Und wenn mein trotziger Mund
Auch längst im Tode schwieg,
Ich will! Und ewig ist mein Kampf,
Und ewig ist mein Sieg!

Bruno Wille.

Der Sternenliebe
Ergib dich ganz!
So wirst du selber
Zu Sternenglanz.

Bruno Wille.





Siegfried.

Von F. Bjergström.

I.

Mögen Skeptiker den Kopf mißliebig schütteln, wie Mime, der törichte-kluge Schmied, — die Mystik, die wir in Wagner finden, ist nicht hineingeheimnißt, nicht untergelegt, sondern wirklich da.

Am schönsten leuchtet sie mir in „Siegfried".

Mag das Nibelungenlied gar keine mystische Tendenz gehabt haben, — möglich — aber Wagner hatte sie und legte sie halb bewußt, halb unbewußt in seine Dichtungen hinein. Wir wissen ja, daß Schopenhauer vom Buddhismus und Brahmanismus aufs stärkste beeinflußt war, und Wagners Weltanschauung auf die Philosophie Schopenhauers zu bauen versuchte.

Schopenhauers Philosophie ist eine halbe Philosophie, und deshalb konnte Wagner sie nur als intellektuelle Anregung benutzen, den positiven Teil schuf er meiner Ansicht nach unbewußt, kraft seines Genius und kraft jenes Lichtes, das von Zeit zu Zeit die Mittelregion zwischen Himmel und Erde beleuchtet und das Gemüt sensitiver Künstler mit frohen Farben und Klängen erfüllt. Jetzt scheint es nicht mehr auf jener Region zu wirken, und wir zehren nun von den klassischen Resten jener Epoche.

Sehr richtig bemerkte Herr Uhlig, der den Nibelungenring als ganzes nach seiner inneren Bedeutung hin untersuchte,*)

*) „Richard Wagners Ring des Nibelungen." Verlag Paul Raatz. (Vorher im „T. L.", Jahrg. XII erschienen.)



daß Wotan die göttliche Monade darstellt, die in Berührung mit dem Irdischen Einzelbewußtsein erlangt und sich dann empor, zurück zum Göttlichen wendet.

Das Bewußtsein der Persönlichkeit wird durch Siegmund dargestellt. Wotan erzieht die Persönlichkeit durch seinen Zorn; durch den Kreislauf der Notwendigkeit, aus dessen Elend nur ein Weg hinausführt. Wotans Speer, auf welchen bindende Vertragsrunen geschnitzt sind, ist Karma — die Runen die Verpflichtungen, die wir durch unsere Taten und Wünsche auf uns genommen haben, die Schulden, die bezahlt werden müssen, und an diesem gewaltigen Gesetz, an diesem Speere Wotans zerspringt Siegmunds Schwert, zerspringt der schwache Eigenwille der Persönlichkeit.

Das Göttliche ist eingeschlafen, — das dritte Auge, das Seherauge, verschwand, als die Rasse tierisch wurde, und das finstere Feuerprinzip, identisch mit dem feuerigen Cherub vor dem Paradiese, hält die Schlafende umfangen. Nur der kühne Held, der im Feuer besteht, kann die göttliche Kraft wecken.

Das Himmelreich leidet Gewalt, sagt der Meister aus Nazareth, und die Starken reißen es an sich.

Dieses brennende Feuer ist das Leidenschaftsprinzip, die Hölle der Christen, und der eigentliche Jehova, der zürnende, eifernde, strafende Gott.

Samsara ist es, die Leidenschaft, von der Buddha sagt: „Alles brennt, es brennt im Feuer der Sinneslust."

Die Persönlichkeit hat aus dem Leiden, das Karma ihm brachte, gelernt; ein nicht zurückdrängbarer Wunsch nach seinem leuchtenden Ursprung, nach dem „Lichtalbenheim" treibt ihn an. Der höhere Wille, der reine, regt sich gewaltig in ihm — damit beginnt das Stück „Siegfried".

Die Aspiration ringt mit der Täuschung. Mime ist der kunstreiche Schwätzer, Mara die Täuschung, die dem Menschen vorlügt, sie sei uns „Vater und Mutter zugleich".

Ekel erfaßt die Seele, die, wie der verlorene Sohn, in einer häßlichen Höhle festgehalten wird.

Da naht das Göttliche — Wotan. Nicht als Zorn, nein,



als das Lichtprinzip, die Liebe; wonach Gott allein sich den wahren Gott nennt. Mime unterliegt im Rätselraten.

Nun schmiedet Siegfried sein Schwert, den Willen des Sonderseins zerfeilt er ganz, schmilzt ihn im Feuer des Göttlichen, und schmiedet dann das Schwert aufs neue; das scharfe Schwert, das den Ambos durchschneidet.

Wer seinen Eigenwillen zerbricht und sich Gott ergibt, in dem gebiert Gott einen neuen Willen, den Streiter und Meister, dessen Streiche niemals fehlgehen.

Der von persönlichen Wünschen gereinigte Wille ist die allmächtige Handhabe der Seele, das Schwert der Erkenntnis, mit dem, wie Krishna, der Meister, gebietet, Arjuna alle Zweifel durchhauen soll.

Wer nichts haßt, fürchtet nichts, und so ist der rein Liebende der Siegfried, der Schwertschmied.

„Nur wer das Fürchten
nicht erfuhr
schmiedet Notung neu.“ . . . . .

„Notung! Notung!
Neu und verjüngt!
Zum Leben weckt' ich dich wieder.
Tot lagst du in Trümmern dort,
jetzt leuchtest du trotzig und hehr.
Zeige den Schächern
nun deinen Schein!
Schlage den Falschen,
fälle den Schelm! —
Schau, Mime, du Schmied:
so schneidet Siegfrieds Schwert.“

Im zweiten Aufzug sehen wir die Seele, die kühn aus der dumpfen Behausung ihres irdischen Körpers heraustritt, im Walde, in der Öde. Es ist die Wüste, in welcher der Wille dem tierischen Leben absterben soll.

Mime führt Siegfried vor die Neidhöhle, in der Fafner in Gestalt eines Lindwurms den Nibelungenhort bewacht: den Ring, der seinen Herrn zum Weltherrscher macht, und die Tarnkappe, die den Besitzer unsichtbar macht.



Fafner, der Riese, symbolisiert die mittlere Welt, die leidenschaftliche Astralebene.

Es heißt in „Stimme der Stille“: „Drei Hallen, o müder Wanderer, leiten dich ans Ende der Mühen. . . . . . . Der Name der ersten Halle ist Unwissenheit (Mimes Höhle) . . . . Der Name der zweiten ist die Halle des Lernens (der Prüfung). In ihr wird deine Seele die Blüten des Lebens finden, aber unter jeder Blume ist eine Schlange verborgen.“ Die Mutter aller Schlangen, den feurigen Drachen, die listige Schlange und den alten Satan soll nun Siegfried erschlagen.

Einer meiner Freunde machte mich darauf aufmerksam, daß der Wurm hervorbricht, nachdem Siegfried in sein Horn bläst, und daß dies die Reaktion des Leidenschaftsprinzipes auf unsere freudige Aspiration nach dem Göttlichen bedeutet.

Fafner, der Titan und Götterstürmer, symbolisiert den perversen astralen Menschen, der, schlimmer als das Tier, nicht nach Erfüllung der von der Natur geforderten Lebensgesetze, nicht nach Befriedigung gesunder tierischer Instinkte strebt, sondern den Genuß sucht und ihn im Besitze, in der Erhaltung seines Sonderbewußtseins findet. Die Gier nach Macht, der Ehrgeiz ist es, der alles jedem neidet.

Als ihn Wotan weckt, gähnt er:

„Ich liege und besitze: —
laßt mich schlafen.“ —

Es heißt weiter in „Stimme der Stille“: „Bevor du diesen Weg betreten kannst, mußt du deinen Mondkörper zerstören, deinen Gedankenkörper säubern und dein Herz reinigen.“

Siegfried erschlägt den Riesen, seinen Mondkörper, und damit verschwindet seine Unwissenheit ganz. Das Blut des Drachen, das seinen Finger wie Feuer brennt, eröffnet sein spirituelles Gehör. Er lauscht nun der Stimme der Stille, die ihm alle Geheimnisse der Tarnkappe und des Ringes verrät. Er versteht nun auch die Sprache der Täuschung, die, während sie immer vorgibt uns zu lieben, unser Bestes zu wollen, nur unsere Kraft vampyrisiert und unseren spirituellen Tod will. Es war ein genial lustiger Gedanke, den



Mime seine boshafte Absicht, Siegfried zu töten und den Ring zu erringen, mit lachender Grimasse ausschwatzen zu lassen.

Vor dem Kampf schied Mime von Siegfried mit den heuchlerischen Worten:

„. . . . dann dankst du mir, der dich führte,
gedenkst, wie Mime dich liebt.“

Nun kommt er mit einem Gifttrank im Horn zurück, um ihn Siegfried zu reichen, damit er sterbe.

Das Waldvöglein warnt Siegfried:

„O traut er Mime,
dem treulosen nicht!
Hörte Siegfried nur scharf
auf des Schelmen Heuchelgered;
wie sein Herz es meint
kann er Mime verstehn;
so nützt ihm des Blutes Genuß.“ . . . .

Siegfried: „. . . . . Der mich ihn morden hieß (Mime),
den haß ich mehr als den Wurm.“

Mime: „Nur sacht! Nicht lange
siehst du mich mehr;
zu ew'gem Schlaf
schließ ich die Augen dir bald!
Wozu ich dich brauchte,
das hast du vollbracht;
jetzt will ich nur noch
die Beute dir abgewinnen: –
mich dünkt, das soll mir gelingen;
zu betören bist du ja leicht.“

Siegfried: „So sinnst du auf meinen Schaden?“

Mime: „Wie, sagt ich das? –
Siegfried, hör' doch, mein Sohn!
Dich und deine Art
haßt' ich immer von Herzen . . . . . .“

Siegfried: „So willst du mein Schwert
und was ich erschwungen,
Ring und Beute mir rauben?

Mime: „Was du doch falsch mich verstehst!
Stammle ich und fasle wohl gar?

Die größte Mühe
geb ich mir,
mein heimliches Sinnen
heuchelnd zu bergen,
und du, dummer Bube,
deutest alles doch falsch.
Öffne die Ohren
und vernimm genau ......

....

Drum mit dem Schwert,
das so scharf du schufst,
hau' ich dem Kind (Siegfried)
den Kopf erst ab:
dann hab' ich mir Ruh' und den Ring."
(Er kichert wieder.)

Nun schlägt aber Siegfried Mime mit einem Schwertstreich zu Boden. Die Stimme der Stille rät ihm, das Göttliche aufzusuchen, Brunhilde aus dem Schlaf zu küssen, da soll er das Fürchten lernen, das er bis jetzt nicht kannte.

Siegfried ist nun im Stadium eines Menschen, der zu individuell unsterblichem Leben erwacht, aber noch nicht das universal göttliche Leben errungen hat. Er hat, wie uns der Meister im „Licht auf den Weg" befiehlt, dem Gesang des Lebens gelauscht. In seinem Gedächtnis die Melodie, die er hörte, bewahrt. Die Lehre der Harmonie daraus gelernt.

Er steht nun aufrecht, dem Streiter gehorsam.

Er betrachtet ernsthaft das Leben um sich.

Er sieht unparteiisch ins Herz der Menschen.

Er betrachtet ernsthaft sein eigenes Herz und das hervorbrechende Licht.

Er hat Wissen und die Sprache erlangt.

Der Meister hat ihm seinen Frieden gegeben. Nachdem er den Gebrauch der inneren (spirituellen, nicht astralen) Sinne erlangt, die Begierden der äußeren Sinne besiegt, die Begierden der individuellen Seele besiegt und Wissen erlangt hat, bereitet er sich vor, den Pfad in Wirklichkeit zu betreten.

„Der Pfad ist gefunden," sagt der Meister im „Licht auf den Weg", „bereite dich vor, ihn zu gehen."



Das Waldvöglein flattert voran, und Siegfried folgt jauchzend:

„So wird mir der Weg gewiesen:
Wohin du flatterst
folg' ich dem Flug!"

II.

Am Walkürenfelsen steht Wotan und ruft Erda, die wissende Wala aus ihrem Schlummer empor. Sie scheint mir nichts anderes als ein Aspekt Karmas zu sein, jener Geister, die alles aufzeichnen, was geschieht.

„Mein Schlaf ist Träumen,
mein Träumen Sinnen,
mein Sinnen Walten des Wissens.
Doch wenn ich schlafe,
wachen Nornen;
sie weben das Seil
und spinnen fromm, was ich weiß: –
was frägst du nicht die Nornen?"

Während sie das aufgespeicherte latente Karma darstellt, sind die Nornen die Kräfte, die das latente Karma zur Tätigkeit bringen; sie spinnen, während Erda schläft.

Erda prophezeit dem Wotan die Götterdämmerung.

Von vorne herein ist der ganze Nibelungenring auf einer Darstellung des Falles der Götter angelegt.

Die reinen Götter, die Lichtalben, sind die manasischen Sonnen-Kinder Fohats, die Kumaras; die Riesen die Mondväter, welche die neue Burg, den Astralkörper, bauen und bezahlt werden durch das Gold der Nachtalben, durch die Berührung mit irdischen Gefühlen, wodurch sich der reine psychische Körper, Fafner, in den Drachen des leidenschaftlichen Gedankenkörpers verwandelt.

Durch Alberichs Gold werden die Götter wohl Herrscher über die irdische Welt, doch entschwindet ihnen das göttliche Bewußtsein, sie werden gemein wie die Nachtalben, daß selbst Loge sie verachtet, und die Götzendämmerung, die Vernichtung der Atlantier bricht herein; dies deutet Erda an,



und dies ist, was Wotan nicht mehr fürchtet, weil das Irdische ihn so zieht, daß er den Fall selbst wünscht.

Doch zurück zu Siegfried.

Er zerschlägt mit seinem Schwerte den Speer Wotans, er bricht durch den Zwang des zornigen Jehovah und seines Gesetzes hindurch, geht durch das Feuer der Prüfung ein zur göttlichen Braut.

Aber hier kommt eine tragische Wendung.

Siegfried dringt ebensowenig zur Meisterschaft durch wie Zanoni. „An der Schwelle noch weichen Erhobene zurück, unfähig, die Verantwortung zu tragen." Die göttliche Kraft mißbraucht er, zwingt sie zur Dirne des irdischen Menschen herab, begeht geistigen Ehebruch, der schlechter ist als alles andere. Und so verfällt er (der Verrat wird in der Götterdämmerung geschildert) dem bösen Hagen, dem Sohne des Nachtalben Alberich.

Der „Ring" scheint mir ganz genau auf den Fall der vierten Rasse zu passen, die ja auch spirituelle Kräfte mißbraucht und deshalb von der Erde durch die Flut getilgt worden sind.

Es lag nicht an Wagner, daß es so endete, sondern an der psychischen Welt seines Stoffes. Die uns bekannten mystischen Erzählungen der alten Germanen scheinen sich viel mehr auf die Vergangenheit, als auf die Zukunft zu beziehen, und sie konnten Wagners Seele nur so hoch heben, als sie eben nach oben führten, dann fielen sie jäh ab mit ihm.

Seitdem er Tannhäuser und Lohengrin gedichtet hatte, wird wohl seine Seele ihn zur Darstellung der Erlösergestalt gedrängt haben, und nun wird der Einfluß Schopenhauers, der „jüdischen Aberglauben" verabscheute und nicht viel für das Christentum übrig zu haben scheint, ihn gedrängt haben, die Erlösergestalt in der ihm so lieben germanischen Sage, im altgermanischen Wesen zu suchen. Er vertraute sich nun den Geistern der Edda und die hoben ihn hoch; aber hoch oben war ein unsichtbares Glasdach, und er stieß daran wie ein Brummer gegen die Fensterscheibe, unfähig, durchzubrechen.

Es gibt keinen Kanal zwischen der göttlichen Welt und



der irdischen, durch das Alt-Germanentum hindurch; nur da, wo das Germanentum ins Christliche einmündet, ist heute dieser Kanal durch den Meister Christus selbst offen. Wagner mußte dahin zurückkehren, wo er mit Lohengrin aufgehört hatte, — zur Gralsage.

Von hier aus stieg seine Seele nach oben, und hier konnte das Göttliche sich ihm entgegenregen und in ihm die Gestalt des Erlösers als Parsival zur vollendeten Geburt bringen.

In Wagner siegte gottlob die Mystik über den Verstand. Seinem Verstand war durch die Schopenhauersche Philosophie ein durch Schopenhauers Griesgrämigkeit pessimistisch gefärbter Buddhismus klar, der ihn zwar über das Alltägliche weit emporhob, und ihm das Weltproblem klarer beleuchtete als Kirchenlehre und die anderen Philosophien; sie war ein unerläßlicher Faktor seiner Entwicklung, konnte aber ihrer Einseitigkeit halber ihn nie ganz befriedigen.

Da sein Herz fest in christlicher Mystik gewurzelt zu haben scheint, wurde ihm der Irrtum und vielleicht auch das Schicksal seines Verehrers Nietzsche erspart. — Dies scheint mir auch der Weg zum Heile der westlichen Nationen zu sein. Wohl bergen die germanischen Sagen köstliche Erkenntnis; zwischen uns und der großen Loge aber steht der große Meister aus Nazareth.





Atlantis-Forschung. — Wie „Der Forscher", Illustr. Zentralblatt für Deutsche Forschung (Hannover), in Heft 12 von 1911 bekannt gibt, hat der Bund Deutscher Forscher dem „Zweige Dresden" der Theos. Gesellschaft in Anerkennung seiner Förderung der Atlantis-Forschung das Ehrenabzeichen des Bundes der Deutschen Forscher für Verdienste um die Wissenschaft verliehen und es ihm mit entsprechender Widmungsurkunde übersandt. — Bereits zu Anfang d. J. 1910 brachte „Der Forscher" eine Abhandlung von Carl Mandel über „Die Atlantis — ein neues Kolumbusei". Darin wurde mitgeteilt, daß der deutsche Professor Julius Nestler aus Prag im Oktober 1909 von Triest aus nach Bolivia und Peru zu Ausgrabungszwecken abgereist war. Um die Fortführung der Atlantisforschung dieses Gelehrten zu ermöglichen, erließ „Der Forscher" in Heft 6 von 1911 einen Aufruf an alle Freunde deutscher wissenschaftlicher Arbeit zur Unterstützung des Unternehmens. Die Aufnahme dieser die theosophischen Kreise in hohem Maße interessierenden Forschungen durch Vertreter der exakten Wissenschaften bewog den „Zweig Dresden" dazu, diese Sache zu unterstützen. Die ihm dafür gewordene Anerkennung kommt zweifelsohne der gesamten theosophischen Bewegung zugute. — Wenn wir hierbei Bezug nehmen auf die Mitteilungen in Heft 2 des lfd. Jahrgangs d. Bl. (S. 62 u. 63) zur „Entdeckung von Atlantis", so interessiert es im besonderen, daß der Forschungsreisende Leo Frobenius aus Anlaß seiner Funde in Westafrika dort einen Teil der Insel wieder aufgefunden zu haben meint, während Prof. Julius Nestler zufolge seiner Durchforschung der Ruinenstätte von Tinhuanaco — Bolivia — der Ansicht ist, seinerseits Überreste der hohen Kultur von Atlantis entdeckt zu haben. Allerdings wird dabei aber auch der notwendigen Untersuchung der Tangbänke der Sargassosee im Atlantischen Ozean gedacht und dadurch auf diejenige Stelle hingewiesen, wo — also zwischen den beiden gegenwärtigen Forschungsstätten — der Blavatsky'schen Theorie zufolge Atlantis hauptsächlich wohl zu suchen sein dürfte. Auf die weiteren Ergebnisse der Forschungen sind nicht nur die Deutschen Forscher, sondern insbesondere auch die Mitglieder der Theos. Ges. gespannt.

O. Ms.

Zu August Strindbergs 60. Geburtstage. — Unter Beteiligung von ganz Schweden ist der 60. Geburtstag von Schwedens größtem Dichter gefeiert worden. Wir haben des öfteren Strindbergs freundliches Verhältnis zur indischen Gedanken- und Sagenwelt (in einigen seiner

kleineren Dramen) im besonderen und zur theosophischen Philosophie im allgemeinen (in seinem „Blaubuche", besonders im ersten Bande) gestreift.

Der Wert solcher Bekenntnisse, wie der in seinem „Blaubuche", wo er teilweise selbst die theosophische Terminologie benutzt, — der Wert solcher Bekenntnisse für die Ausbreitnng der theosophischen Gedanken ist natürlich garnicht abzuschätzen. Hoffentlich bringt ihn die Zuknnft in noch engere Berührung mit der theosophischen Bewegung.

Svante Arrhenius über die Milchstrasse. — Der berühmtn schwedische Astrophysiker Svante Arrhenius hat nun auch seine Ansicht zum Milchstraßenproblem veröffentlicht (vgl. „B. T." Nr. 17). Der Schlußteil seiner Ausführungen lautet:

„Denken wir uns nun die Masse unserer Sonne nach allen Seiten gleichförmig in eine enorme Nebelkugel ausgebreitet, die bis zum nächsten Fixstern und Zentrum, das heißt zehntausendmal weiter als die Neptunbahn sich ausdehnte, gegen einen anderen gleichartigen Nebel mit der Geschwindigkeit von zwanzig Kilometern pro Sekunde zusammenstoßend. Wenn das Gas aus Wasserstoff bestände, würden die Moleküle im Mittel nach weniger als einem Monat mit Molekülen des anderen Nebels zusammengestoßen sein. Bei schwereren Molekülen würde diese Zeit auf ein paar Jahre verlängert werden. Aber auf alle Fälle würden die beiden Gasmassen zu einer einzigen zusammenschmelzen, deren Massen im allgemeinen um eine zentrale Achse wirbeln müßten. Auf diese Weise würde eine spiralförmige Bildung entstehen.

„Es ist, wie Easton besonders hervorgehoben hat, äußerst wahrscheinlich, daß unsere Milchstraße aus einem Spiralnebel sich entwickelt hat. Man kann sich dann fragen, ob sie in der geschilderten Weise entstanden ist. Offenbar ist ihre Masse milliardenmal größer als diejenige unserer Sonne. Dies ist auch ohne Zweifel der Fall mit den zwei Kapteynschen Sternentriften. Wahrscheinlich ist also die Milchstraße durch den Zusammenschluß von zwei solchen mächtigen Strömen in ihrem nebligen Urzustand gebildet worden.

„Die planetarischen Nebel haben nach Keelers Messungen inbezug auf das Milchstraßensystem größere Geschwindigkeiten (im Mittel etwa 25 Kilometer pro Sekunde) als auch die ältesten Sterne. Da sie im ursprünglichen Nebelstadium sich befinden, müssen sie als Eindringlinge von außen betrachtet werden. Solche Eindringlinge sind bisweilen mit den außerordentlich dünnen Gasmassen der Milchstraße zusammengestoßen und haben die ursprüngliche Spirale stellenweise zerbrochen und mit kleineren spiraligen Verzweigungen ausgestattet. Solche Wirbel zweiter Ordnung sind in vielen Gegenden der Milchstraße beobachtet worden."







Heinrich Seuses Deutsche Schriften. In 2 Bänden. Übertragen und eingeleitet von Walter Lehmann. Preis brosch. M. 10,–, geb. M. 13,–.

„Das Dominikanerkloster in Konstanz, in dem die stillen Betrachtungen des Dichters Heinrich Seuse zum größten Teil geboren sind, ist heute in ein elegantes Hotel verwandelt, das das gesellschaftliche Leben unserer Zeit wiederspiegelt, und an der Stätte des Klosters Töss bei Winterthur, in dem des Dichters geistige Freundin und Mitarbeiterin an seinen Dichtungen, Elsbeth Stagel, lebte, erheben sich mechanische Werkstätten, die den Rhythmus unseres heutigen Arbeitslebens wiedergeben."

Der Gedanke, daß Seuse der Dichter in dem Dreigestirn der deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts gewesen, zieht sich durch die ganze Einleitung dieser Diederichs'schen Seuse-Ausgabe. Und auch wir möchten diesen Gedanken besonders betonen. Viele, denen poetisches Empfinden Herzensbedüfnis ist, werden es stets danken, auf die Mystik Seuses aufmerksam gemacht worden zu sein. Denn Suso (viele werden Seuse nur mit seinem lateinischen Namen kennen) war ein Dichter. Und in poetischer Beziehung hat dieser Dichter unter den Mystikern Ähnlichkeit mit einem Mystiker unter den Dichtern – mit Novalis. Dieselbe unendliche Zartheit der Empfindungen, dasselbe innere Lauschen auf Unhörbares und Ungehörtes.

Der erste Band bringt Seuses Autobiographie mit ihren tiefen Bekenntnissen, die erste Autobiographie in deutscher Sprache; der zweite Band die weiteren philosophischen Schriften, Briefe etc. C.

Von dem Verkehr der Seele mit Gott. Von Kenneth S. Guthrie, Ph. D. Autorisierte Übersetzung von Georg Priem. 1912. Verlag für vergleichende Literatur und Religionswissenschaft E. R. Herzog in Meerane i. S. Br. M. 1,50; geb. M. 2,50.

Das Büchlein bietet in wohlgelungener deutscher Übersetzung die Quintessenz der reinsten Religiosität, wie wir sie in der Psalmenfrömmigkeit, dem Evangelium und der besten Mystik finden. In der Form gleicht es der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen. Einen Wegweiser zur Reinigung, Heiligung und Erleuchtung des menschlichen Herzens zu geben, ist ja der Zweck vieler Bücher ähnlicher Art. Aber wie wenige leisten, was sie versprechen! Entweder wirken sie ermüdend durch endlose Wiederholungen und geschmackloses Variieren ein und desselben Motivs, oder sie leiten zu einem geisttötenden Quietismus. Hier ist im Text kein Wort



zuviel, keine unangenehm berührende Wendung. Das Ganze ist ein Kunstwerk aus einem Guß. Mich erinnert das Werkchen an J. G. Fichtes unvergängliche „Anweisung zum seligen Leben“. Nach dem großen deutschen Philosophen ist das selige Leben die Kraft und Freude der Gottesliebe, das Sichergreifenlassen vom Ewigen und Höchsten; Seligkeit ist Liebe. Um sie zu erlangen, muß der Mensch das Hinfällige und Nichtige fahren lassen, dann wird das Ewige mit seiner Seligkeit zu ihm kommen. „Das Himmelreich ist im Inneren des Herzens,“ sagt unser Autor, und Gott läßt er zum Menschen sprechen: „Komme zu dir selber, und du wirst an Meiner Brust liegen.“

Toleranz ist die Seele des Buches, aber wahre Toleranz, welche auch die alte Form schont. Darum kann es nicht nur der Theosoph, sondern auch der freidenkende sowohl wie der positive Christ, wenn ihm Religion mehr ist als die äußeren Gnadenmittel der Kirche, zu seinem Freund und Begleiter wählen.

Lic. K. P. Hasse.

Die Geschichte Jesu und die Astrologie. — Von D. Dr. Heinrich G. Voigt, a. o. Prof. der Theol. in Halle. — Preis brosch. Mk. 5,—; geb. Mk. 6,—.

Das Christusproblem ist das Interessanteste des letzten Dezenniums gewesen. Viele Gelehrte, besonders Theologen, versuchen die Mystagogie und die Astralphilosophie in den Bereich ihrer Forschung zu ziehen. — Von ganz besonderen Gesichtspunkten aus geht der gelehrte Verfasser dieses Werkes, der mit großem Scharfsinn das sehr heikle Thema „Die Weisen aus dem Morgenlande“ behandelt.

Die Kenntnis der seltenen Konjunktion von Jupiter, Saturn, Mars und der anderen Planeten im Widder, resp. in den Fischen, kann es nur gewesen sein, die die Magier auf die Meinung brachten, daß ein ganz besonderer Volksbeglücker geboren würde. Natürlich ist der Streit über das Datum des Ereignisses der Geburt Christi zwischen Astronomen und Theologen interessant. Die Geburt müßte mit dieser seltenen Himmelserscheinung im Jahre 6 v. Chr. zusammenfallen. Diese Untersuchung zeigt wieder zur Genüge, wie wichtig die Kenntnis der Astrologie zur Klarstellung historischer Ereignisse ist.

Max Klix.

Das Horoskop als Schlüssel zum Erfolg. Von Geo Wilde.

Diesem englischen Astrologen bleibt das Verdienst, zur Ausbreitung dieser Wissenschaft in Deutschland sehr beigetragen zu haben.

Und er versucht es durch gute Interpretationen aus englischen Originalen, diese Wissenschaft der Vergessenheit zu entreißen. Er ist ein Mann seiner Zeit, einer Zeit, die mehr äußere Erfolge sucht. Für solch' Strebende ist dieses Werk geschrieben, denen Gelegenheit geboten wird, die Einflüsse der Gestirne zu ihren Unternehmungen sich nutzbar zu machen. Für jeden Okkultisten ist es unentbehrlich.

Max Klix.



Meditationen. Ein Andachtsbuch von Hermann Rudolf. Preis elegant gebunden Mk. 3.–.

Ein schön ausgestattetes, gut gemeintes Buch, das aber leider unseren Beifall nicht finden kann. Es kann dem Leser nichts bieten als im besten Falle die „Lehre des Auges“, d. h. äußeren Religionsdienst, es kann dem Leser keinen Impuls der „Lehre des Herzens“ geben; im Gegenteil, es liegt eine gewisse Gefahr in der praktischen Befolgung und Ausübung der hier angegebenen Anrufungen des „Atma“. Denn keine Persönlichkeit ist imstande, die unmittelbare Vereinigung mit Atma zu erlangen; wenn man es dennoch versucht und immer wieder versucht, so kann es geschehen, daß die Brücke, welche die Persönlichkeit mit Atma, dem Höheren Selbst verbindet, zerstört wird und der persönliche Mensch seelenlos bleibt und ungeboren im Geistigen.

Der Autor ist kein Schüler von H. P. Blavatsky, Beweis hierfür ist, daß er ein angebliches Gelübde der Schüler von H. P. B. veröffentlicht; wäre er ein Schüler, so würde er dergleichen nicht tun. Der Geist, der dies Buch durchweht, hat große Ähnlichkeit mit dem Südbuddhismus.

P. R.

Illustrierter deutscher Vegetarier-Kalender 1912. Herausgegeben von Dr. W. Hotz. Preis M. —,75.

Das mit Bildern reich geschmückte Bändchen enthält u. a. Aufsätze von dem Herausgeber (über „Ärztliche Ratschläge für Freunde der natürlichen Lebensweise“), von C. Breuer (über „Harmonische Gymnastik“), Arno Treufried (über „Wandern und Reisen“), — ferner im Anschluß an die Monate kleine Abhandlungen über Winterkuren, Wintersport, Frühjahrskuren, Abhäutungskuren, Kräuterkuren, Luftbad, Sonnenbad etc. etc.

Studien über die Edda. Von Kurt Siegfried Uhlig. Preis br. M. 1,—.

Ein Separatdruck der vorzüglichen Abhandlung, die in den ersten Heften dieses Jahrgangs des „T. L.“ erschien. Unseren Lesern stehen nun die beiden wichtigen Abhandlungen (über Wagners Ring des Nibelungen und über die Edda), die beide einander ergänzen, in handlichen Ausgaben zur Verfügung. Auch Mr. Johnston hob in einer Ansprache, die er über die Theosophische Arbeit in Deutschland auf der letzten Konvention der „T. G.“ zu New-York hielt, die im Anschluß an Wagners Musikdrama und die Edda geleistete Arbeit hervor.







Die Konvention der „Theosophischen Gesellschaft"
findet in diesem Jahre am Sonnabend den 27. April in New-York statt.

Alle Zweige unserer „Vereinigung etc." werden gebeten hiervon Notiz zu nehmen und rechtzeitig (Anfang April) die Namen ihrer Delegierten für die Konvention nach New-York bekanntzugeben, falls persönliche Teilnahme nicht möglich ist.

Mit freundl. Gruß

Paul Raatz,
Sekretär der Vereinigung.

Die Generalversammlung der „T. G." Zweig Berlin

findet am 30. März in den Gesellschaftsräumen Wilhelmstr. 120, I, **abends** $8^1/_2$ Uhr mit folgender Tagesordnung statt:

1. Eröffnung.
2. Berichte des Vorstandes.
3. Beamtenwahl.
4. Wahl der Delegierten
   a) zur Konvention der Theosophischen Gesellschaft in Amerika;
   b) zur Konvention der Vereinigung Deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.
5. Anträge und Verschiedenes.

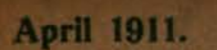
Der Vorstand.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.

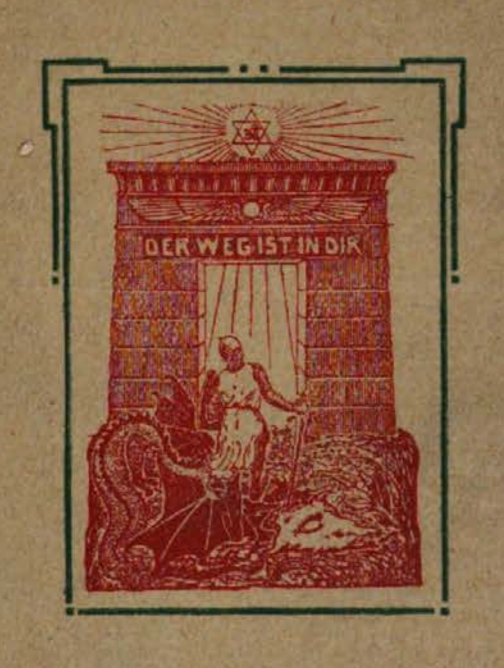


April 1911. Jahrg. XIV. Nr. 1.





Theosophisches Leben



Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben"

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie. Religion und Wissenschaft.


„Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit." *


Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben" bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben" ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
als die Wahrheit.“ 

**Organ der Vereinigung deutscher Zweige
der Theosophischen Gesellschaft.**

**Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.**

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

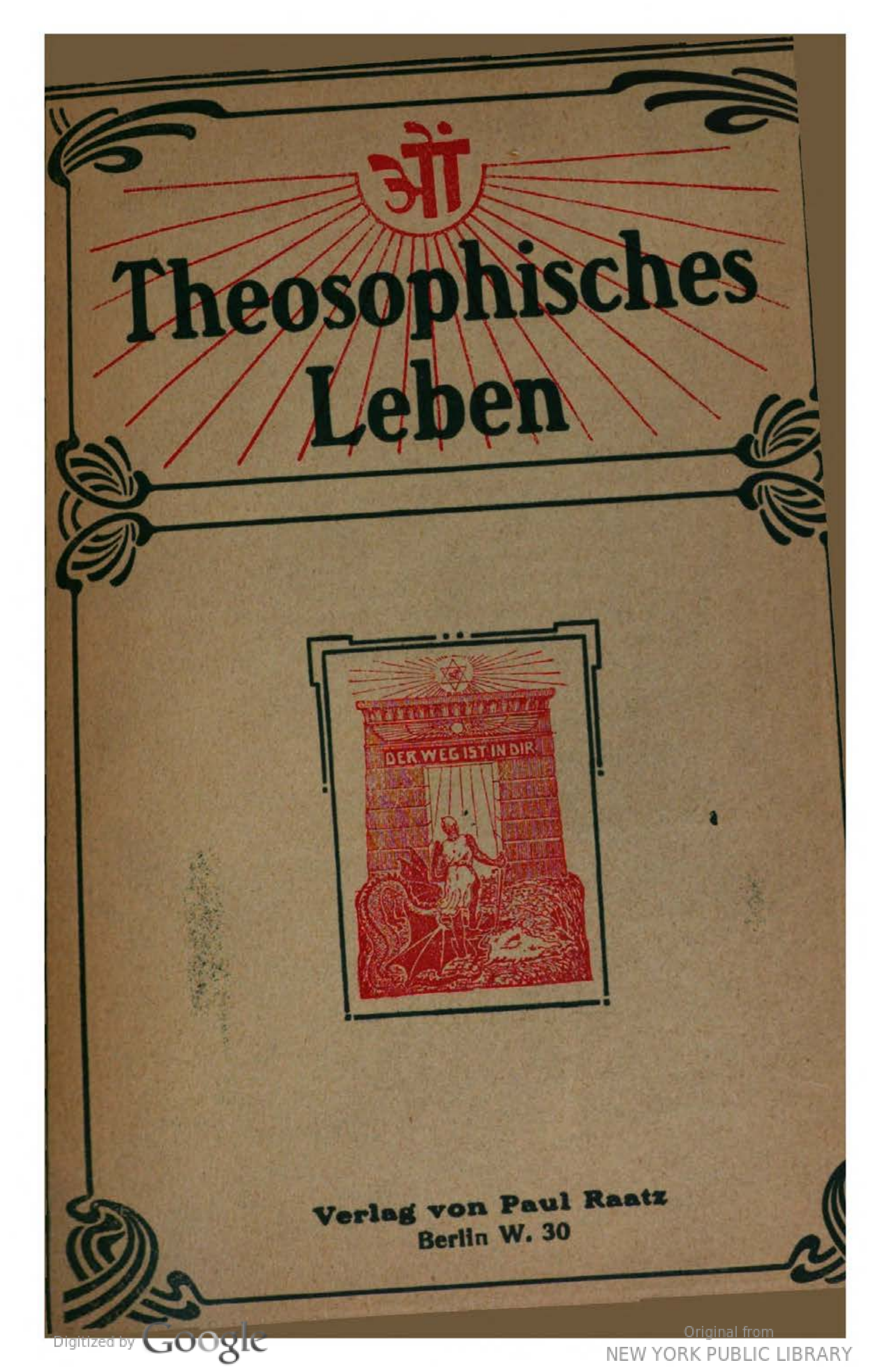
Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:

Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:




ओं
Theosophisches
Leben
DER WEG IST IN DIR
Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit.“ * 

Organ der Vereinigung deutscher Zweige
der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:

Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:




ओं
Theosophisches
Leben
DER WEG IST IN DIR
Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
als die Wahrheit.“ 

**Organ der Vereinigung deutscher Zweige
der Theosophischen Gesellschaft.**

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

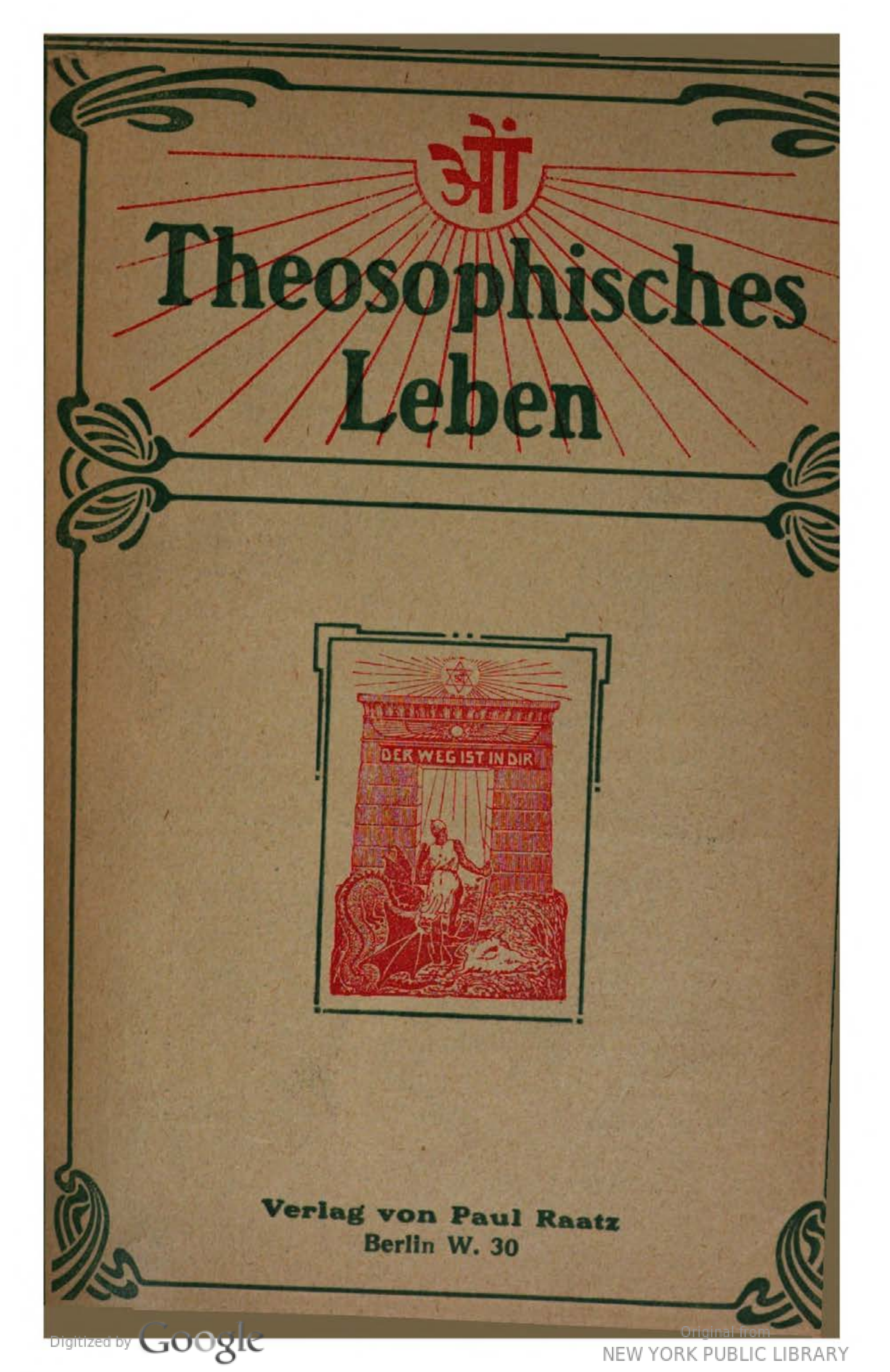
„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:


ओं
Theosophisches
Leben
DER WEG IST IN DIR
Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30
Digitized by Google
Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher als die Wahrheit.“ 

Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



März 1912. Jahrgang XIV. Nr.





Theosophisches Leben



Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30



„Theosophisches Leben"

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher als die Wahrheit." 

Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen. Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben" bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

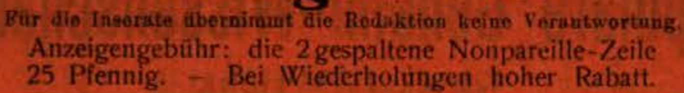
Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben" ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:







Anzeigen-Teil.

Für die Inserate übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Anzeigengebühr: die 2gespaltene Nonpareille-Zeile 25 Pfennig. — Bei Wiederholungen hoher Rabatt.

Verlag von Paul Raatz, Berlin W. 30,
Starnbergerstr. 3.

Briefe,

die mir geholfen haben.

Band II.

Von **W. Q. Judge** geschrieben,
von **Jasper Niemand** und **Th. Green** gesammelt
und herausgegeben.

Preis: **2,50** Mk. broschiert, **3,50** Mk. gebunden.

Im Theosophical Quarterly schreibt Charles Johnston:

„Dies ist bei weitem das wichtigste theosophische Buch, welches in den letzten Jahren veröffentlicht wurde, und wird wahrscheinlich den Schülern der Mystik noch wertvoller erscheinen, als der unschätzbare erste Band der Briefe. Das Buch ist die intime Offenbarung einer großen Seele, eines erleuchteten und mutvollen Geistes, eines der Größten, der in den letzten Jahrhunderten den Pfad durch sein Heldentum und seine Weisheit erleuchtet hat.“



Populäre Geheim-Wissenschaft.

Von **C. F. Wright,**
Sekretär H. P. Blavatskys.

Aus dem Englischen übersetzt von Helene Frink.

Preis br. M. 4,—; geb. M. 5,—.

In diesem Werke wird uns das ganze System der Indischen Geheimwissenschaft dargelegt, soweit es überhaupt jemals veröffentlicht wurde. Man könnte das vorliegende Werk eine Verbindung zwischen Blavatskys „Schlüssel zur Theosophie“ und der „Geheimlehre“ nennen. Und hierin liegt auch sein unbeschreiblicher Wert! Die „Geheimlehre“ war für viele zu kostspielig, für viele zu umfassend. Hier ist ein Werk, das uns das ganze System der „Geheimlehre“ in einer klaren Darstellung wiedergibt. Es führt uns in dieselben unergründlichen Tiefen der Urweisheit, behandelt dieselben Themata, bis auf Einzelheiten, wie das „Geheimnis des Mondes“, die Bedeutung der Lunar Pitris, Solar Pitris etc.

Der Verfasser ist Sekretär Blavatskys in ihren letzten Lebensjahren gewesen. Er hat die Erlaubnis erhalten, manches in seinem Werk zu veröffentlichen, was Blavatsky noch geheim gehalten hat, z. B. die Lehre vom „zweiten Tode“. Für eine sachgemäße Darstellung des Systems bürgt also die Person des Verfassers.

Verlag Lebensreform (Rudolf Leichter)

Schöneberg-Berlin — Eisenacher Strasse 66.

Titel	Preis
Beauclair, de, A. W., An die Jugend. Sieben Spaziergänge. Mit einem Nachtrag: Vaterschaft	0,50
Bewegungs- und Unterhaltungsspiele im Lichtluftpark	0,20
Bilfinger, Dr., Sanitätsrat, Genickstarre, Kinderlähmung und Impfung	0,60
— Eine ernste Volksgefahr	0,50
Fellenberg-Egli, Die Kolonie Heimgarten	0,50
Gorki, Maxim, Der Mensch	0,25
Hammer, W., Lebensreform und Politik	0,40
Heermann, Theo, Die Merle	1,—
Horst, Hans, Nervosität und Lebensüberdruß	0,50
Jahn, F. L., Deutsches Volkstum	0,75
Jugenderziehung und Alkoholfrage	0,25
Krecke, Hermann, Die Schöpferkraft des Menschen	0,50
Ohneland, H., Worauf warten wir Proletarier?	0,30
Schirrmeister, P., Das Recht auf Arbeit	0,10
Sponheimer, J., Der Vegetarismus eine wirtschaftliche Notwendigkeit	1,50
Springer, A., Vegetarisches Kochbuch, gebunden	1,50
Stoll, O., Der harmonische Mensch, 3. Auflage	0,60
Strecker, Erzeugt der Alkoholgenuß Verbrechen?	0,20
Trojan, E. W., Renaissance des Liberalismus	1,—
Wachsmann, Berta, Billig und gut! 2. Auflage	0,25
Westland, E., Universität, Politik und Dummheit	1,75
Wiesenthal, Dr., Hch., Aus Natur und Technik	0,75
Winsch, W., Mein Christusbild	0,50

„Die Lebensreform“, Halbmonatsschrift für Gesundung der persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Probe-Nummern versendet **kostenfrei** der Verlag.

Ausführlicher Prospekt gern **kostenfrei.**



Vivisektion.



Es ist nicht gut noch geraten, etwas wider das Gewissen zu tun oder — zu unterlassen!

! Keine Tierquälerei ist so furchtbar, wie die qualvollen, verbrecherischen Versuche, die von Männern der „Wissenschaft“ an Tieren vorgenommen werden. Keine Scheingründe können sie vor dem Richterstuhle edlerer Menschlichkeit und strenger Gerechtigkeit rechtfertigen. Daher fordern wir alle Tier- und Menschenfreunde auf, unserem Verein beizutreten. Der Jahresbeitrag ist freigestellt; von 3 Mk. ab erhält jedes Mitglied die Monatsschrift

„Der Tier- und Menschenfreund“

(jährlich 2 Mk.), sowie Flugschriften kostenfrei geliefert.

Der Vorstand

des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter (Vivisektion)
(Deutsche Hauptstelle des Weltbundes
zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion)

Dresden, Albrechtstraße 35.

Meditation.

Der Weg zur Selbsterlösung und Einswerdung mit Gott.

Von Prof. **H. B. Mitchell** (Columbia-Universität New-York).

Preis brosch. M. 1,—; elegant geb. M. 1,75.

Eine tiefernste und doch lichtvoll klare, leichtfaßliche Arbeit über das bis jetzt völlig unklare und doch so überaus wichtige Thema der Meditation. Bis jetzt existiert keine Originalarbeit, welche das Wesen der Konzentration, Kontemplation und Meditation, sowie ihre Bedingungen und Wirkungen auf das innere und äußere Leben des Menschen zusammenhängend bearbeitet hätte.

Dieses Buch hilft einem dringenden Bedürfnis ab, indem es eine nicht hoch genug zu schätzende Arbeit über diese Fragen bietet. Die rechte Meditation bildet die wesentlichste Anstrengung des nach Erkenntnis spiritueller Wahrheiten strebenden Menschen, sie stellt seinen Verkehr mit Gott dar.

Die Bergpredigt.

Von **Charles Johnston,** M. R. A. S. Preis brosch. M. 1,—; eleg. geb. M. 1,75.

Die Bergpredigt ist zweifellos die **Essenz der Lehren Christi,** von deren richtiger Auffassung das Verständnis des Wesens der christlichen Religion abhängt. Hier liegt eine Interpretation der Bergpredigt vor, welche uns die Ideale des Christentums näher bringt, den Weg zu ihnen beleuchtet und uns zeigt, wie der Mensch sich fähig machen kann, den glorreichen Gipfel des Gottmenschentums zu erklimmen.

Christus richtete seine Worte an seine Schüler, denen der innere Sinn derselben ganz oder teilweise verständlich war, und von diesem Standpunkte aus interpretiert der Verfasser die Meisterworte. Gerade in unserer Zeit sollte das Werk ganz besonders beachtet werden.







Geheim-Buddhismus.

Von A. P. Sinnett.

Preis Mk. 4,—; geb. Mk. 5,—.

Das Werk enthält eine Reihe von Grundgedanken über wesentliche Wahrheiten und wirkliche Tatsachen der menschlichen Entwicklung, die dem Verfasser durch die Weisen des Morgenlandes mitgeteilt worden sind.

Das Lied von der weissen Lotos.

Niedergeschrieben von M. C.

Preis Mk. 1,80; geb. Mk. 2,80.

In formschöner Sprache spiegelt diese Dichtung den Werdegang des Menschen wieder zu seinem höchsten Ideale, der Selbsterkenntnis, deren Symbol der erblühte Lotos ist. Die Gesänge sind durchweht von religiösem Geiste und wirken darum auf empfängliche Herzen erhebend und veredelnd.

Das Gesundheitsproblem. Der Rhythmus d. Lebens.

Von Dr. Archibald Keightley.

Preis brosch. Mk. 0,50.

In der gegenwärtigen Zeit, wo es unzählige Wege und Methoden gibt, um gesund zu werden, wird es gewiß von Interesse sein, zu wissen, was ein hervorragender Theosoph, der gleichzeitig ein erfahrener Arzt ist, über dies Thema denkt.

Waldmärchen.

Von Kurt Siegfried Uhlig, mit einer Zeichnung von Ekkehard Kohlund.

Preis geh. Mk. 1,—; eleg. geb. Mk. 1,75.

Die großen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten nimmt der Verfasser zum Hintergrund von drei Versdichtungen, in denen der tiefere Sinn dieser Feste zum symbolischen Ausdruck kommt. Es liegt in diesem Buche eine wundersame Mischung von Märchenwelt und Wirklichkeitswelt, die uns die Gestalten desselben besonders nahe bringt.

Die Okkulte Welt.

Von A. P. Sinnett.

Preis Mk. 3,—; geb. Mk. 4,—.

Eins der interessantesten Werke, welche die Theosophische Literatur bietet. Es enthält Experimente der okkulten Wissenschaft, welche genaue Beweise von der Beherrschung der Naturkräfte liefern. Den wertvollsten Teil bilden die vielen Briefe von Adepten, welche philosophisch und okkultistisch unübertrefflich sind.

Schlüssel z. Theosophie.

Von H. P. Blavatsky.

Preis Mk. 5,— ; geb. Mk. 6,50.

Eines der wichtigsten Bücher, welches die Theosophische Literatur besitzt. Es enthält in der Form von Frage und Antwort wissenschaftliche und philosophische Erklärungen aller gegenwärtigen Probleme der Ethik und der Religion.

Richard Wagners „Ring des Nibelungen“.

Von Kurt Siegfried Uhlig.

Preis geheftet Mk. 1,—.

Der Verfasser legt in dieser Abhandlung den theosophischen Gedankengehalt von Wagners Tetralogie dar.

Die theosophische Methode. (Was die Theosophische Gesellschaft nicht ist.)

Von Charles Johnston, M. R. A. S.

Preis Mk. 0,20.

Eine vortreffliche Aufklärungsschrift.

Bhagavad-Gita.

Aus dem Sanskrit von Dr. Franz Hartmann.

Preis Mk. 1,60; geb. Mk. 2,50.

Die Bhagavad-Gita wird die „Bibel der Adepten“ genannt. Ihr Wert liegt darin, daß sie auf alle Menschen eine wunderbare Wirkung ausübt, die nur der Wahrheit zu entspringen vermag. Diese Ausgabe ist besonders wertvoll, weil sie Parallelstellen von den christlichen Mystikern enthält.

Okkultist. Bibliothek.

Der Okkultismus ist ein dunkles Labyrinth, in dem der Ungeleitete sehr leicht zu Grunde gehen kann. Um den Lesern einen verläßlichen Leitfaden zu bieten, hat der Verlag nachstehende Serie okkultistischer Schriften herausgegeben. Jede Nummer kostet 30 Pfg., 4 Nummern 1,— Mk.

Bisher sind erschienen: Band 1: Bedingungen zum Eintritt in okkulte Schulen. Von H. P. Blavatsky. — Band 2: Das wandernde Auge. — Die verräterische Bildergallerie. Zwei okkulte Erzählungen. Von W. Q. Judge. — Band 3: Okkultismus und okkulte Künste. Von H. P. Blavatsky. — Band 4: Gespräche mit H. P. Blavatsky über Okkultismus. — Soll man Hellsehen lehren?

Die Fragen des Königs Menandros.

Aus dem Pāli übersetzt von
Dr. phil. Otto Schrader.
Preis brosch. 5,— M.; eleg. geb. 6,— M.

Mit diesem zum ersten Mal von einem hervorragenden Kenner des Buddhismus in eine europäische Sprache übersetzten Werk ist der Öffentlichkeit ein Buch von unschätzbarem Wert übergeben.

Das Werk, welches einzig in der Weltliteratur dasteht, und von Professor Rhys Davids als „das Meisterstück der indischen Prosa" bezeichnet wurde, ist unentbehrlich für jeden Gelehrten und Freund indischer Religionsgeschichte. Es bildet eine Quelle der Weisheit, und in seiner praktischen Nutzanwendung einen sicheren Weg zur inneren Erkenntnis der großen Wahrheiten.

Ein Umriss der Geheimlehre.

Von Charles Johnston. M.R.A.S.
Preis brosch. 1,50 Mk.

Die abstrakten metaphysischen Gedanken der Kosmogenesis (Band I der Geheimlehre) werden durch Zuhilfenahme anschaulicher Vergleiche dem Fassungsvermögen so nahe gebracht, als dies nur möglich ist. Das Werk ist deshalb besonders als Einführung in das Studium der Geheimlehre sehr empfehlenswert.

Durch das goldene Tor.

Von M. Collins. Gedankenbruchstück über den Weg zur Unsterblichkeit. Zweite Auflage. Preis 1,50 Mk., eleg. gebd. 2,50 Mk.

Dieses Buch ist von äußerstem Werte für jeden, der den Weg zur Unsterblichkeit nicht nur als eine hübsche Theorie betrachtet, sondern den Wunsch hegt, ihn noch in diesem Leben zu betreten. Das Buch wird ihm den Schlüssel liefern zum Durchgang durch das „Goldene Tor", das in das Reich der Unsterblichkeit einläßt, und ihm das Geheimnis der Kraft enthüllen.

Wille und Liebe in der Lehre Buddhas.

Von Dr. phil. Otto Schrader.
Zweite Auflage. Preis 80 Pf.

Diese Schrift, eine Einführung in den Buddhismus, zeigt diesen von einer bisher noch nicht betrachteten Seite indem gezeigt wird, daß der Buddhismus den Begriff der positiven Liebe (Nächstenliebe) kenne. Für Theologen und Laien ist die Anschaffung des kleinen Werkes eine Notwendigkeit.

Schlafende Sphären

oder: Das Leben der Seele nach dem Tode. Eigene Erfahrungen eines Gestorbenen und ins Leben Zurückgekehrten. Von Jasper Niemand.
Preis 1 Mk., eleg. geb. 1,75 Mk.

Noch niemals ist ein gleich wertvolles und interessantes Werk über dieses Thema veröffentlicht worden, da es nicht, wie alle bisher erschienenen, auf unkontrollierbaren Mitteilungen Verstorbener oder auf Hypothesen und Spekulationen basiert, sondern die tatsächlichen Erfahrungen eines noch heute lebenden bekannten und sehr geachteten Okkultisten schildert.

Östliche und westliche Physik.

Von T. E. Willson. Mit einer Vorrede von Charles Johnston. M.R.A.S.
Preis 2,50 Mk.; geb. 3,50 Mk.

Das Buch eröffnet jedem Leser, ob Theoretiker oder Praktiker, die weitesten Perspektiven, und es wird die Grundlage bilden für manche ungeahnte Erfindungen. Es vergleicht das physikalische System des alten Indiens mit dem modernen europäischen.

Maya-Lehre und Kantianismus.

Von Dr. phil. Otto Schrader. 80 Pfg.

Diese Schrift behandelt das allgemeine Verhältnis der Vedanta-Philosophie zu dem kantischen und nachkantischen Idealismus.

Bonifacius,
der Apostel der Deutschen.

Von Aug. Schmitz. Preis 75 Pfg.

Ein Drama, welches den Kampf des Heidentums mit dem sich verbreitenden Christentum schildert.

Des Dichters Liebe.

Von Aug. Schmitz. Preis 75 Pfg.

In der Form eines Dramas sucht der Verfasser den Begriff der Liebe zu vertiefen.

Sämtliche Bücher sind portofrei zu beziehen durch
Paul Raatz Berlin, W. 30, Starnbergerstr. 3.

„Die Theosophische Gesellschaft“

Hauptquartier: **New-York City,** Post Office Box 1584
(gegründet von H. P. Blavatsky in New-York im Jahre 1875).

Die „Theosophische Gesellschaft“ behauptet nicht, imstande zu sein, ohne weiteres unter den Menschen eine „Universale Bruderschaft“ einführen zu können, sondern sie strebt nur darnach, den Kern einer solchen zu schaffen. Viele Mitglieder glauben, daß die „spirituelle Identität aller Seelen mit der Weltseele“, welche die Grundlage für eine wahre Bruderschaft bildet, der gemeinsame Hauptgedanke aller Religionen ist, und daß deshalb ein näheres Studium der Religionen und Philosophien aller Zeiten zur Verwirklichung einer universalen Bruderschaft nötig ist. Ferner glauben viele Mitglieder, daß ein Erforschen der höheren Kräfte in der Natur und im Menschen diesen Gedanken der Bruderschaft noch mehr zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Organisation der Gesellschaft ist ganz unsektiererisch. Sie stellt kein Glaubensbekenntnis auf, kein Dogma und keine Autorität. Auch ist sie nicht verantwortlich zu machen für den Glauben ihrer Mitglieder, von denen ihrerseits verlangt wird, dem Glauben anderer dieselbe Toleranz zu gewähren, die sie für den ihrigen in Anspruch nehmen.

Auf der Konvention der „Theosophischen Gesellschaft“ in Boston im April 1895 wurde folgende Proklamation angenommen:

„Die „Theosophische Gesellschaft“ erklärt hiermit ihr brüderliches Wohlwollen und ihre freundschaftlichen Gefühle für alle theosophisch Strebenden und für alle Mitglieder aller Theosophischen Gesellschaften, wo immer sie auch wohnen mögen. Sie erklärt hiermit ihre herzliche Sympathie und Hilfsbereitschaft für alle Personen und alle Organisationen, in Bezug auf alle geistigen Bestrebungen, ausgenommen in Sachen der Verwaltung und Leitung der Organisation, und ladet sie zur Korrespondenz und Mitarbeit ein.

Allen Personen, gleichviel welchen Standes, Glaubensbekenntnisses oder welcher Rasse, die gegenseitig Frieden, Toleranz und Selbstlosigkeit pflegen und die nach solchem Wissen trachten, welches zur Erhebung und zum Fortschritt der menschlichen Rasse beiträgt, sendet die „Theosophische Gesellschaft“ die freundlichsten Grüße und bietet ihre Dienste nach Kraft und Möglichkeit an. Sie reicht allen Religionen und religiösen Körperschaften, welche die Gewissensfreiheit des Individuums achten, und bestrebt sind, die Gedanken der Menschen zu läutern und ihren Lebenswandel zu bessern, die Hand und erklärt sich in Harmonie mit denselben. Allen philosophischen und wissenschaftlichen Gesellschaften, sowie individuellen Forschern nach Wahrheit, gleichviel auf welcher Ebene und mit welchen rechtlichen Mitteln dieselben auch arbeiten mögen, ist die Gesellschaft dankbar. Für die Entdeckung und Veröffentlichung aller Wahrheiten, die zur Erklärung und Betätigung einer wissenschaftlichen Grundlage der Ethik dienen, wird die Gesellschaft sich gleichfalls stets dankbar erzeigen.

Schließlich ladet die Gesellschaft alle diejenigen zur Mitgliedschaft und Mitwirkung ein, die ein höheres Leben erstreben und die den Pfad, der dazu führt, schon in diesem Leben finden und betreten wollen.“

Die **„Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft“** ist ein Zusammenschluß der deutschen lokalen Zweige der „Theosophischen Gesellschaft“. Sie hat den Zweck, durch diese Vereinigung die Ziele der internationalen „T. G.“, Sitz New-York, in den deutsch redenden Ländern besser fördern zu können. (Siehe besondere Konstitution der Vereinigung.)

Gesuche um Aufnahme als Mitglied der „Theosophischen Gesellschaft“ sind zu richten entweder direkt an das Hauptquartier, an die Vorsitzenden der Zweige oder an den Sekretär der „Vereinigung“.

Paul Raatz, Sekretär der „Vereinigung deutscher Zweige der T. G.“.
Geschäftsstelle: **Berlin SW. 48, Wilhelm-Str. 120.**

